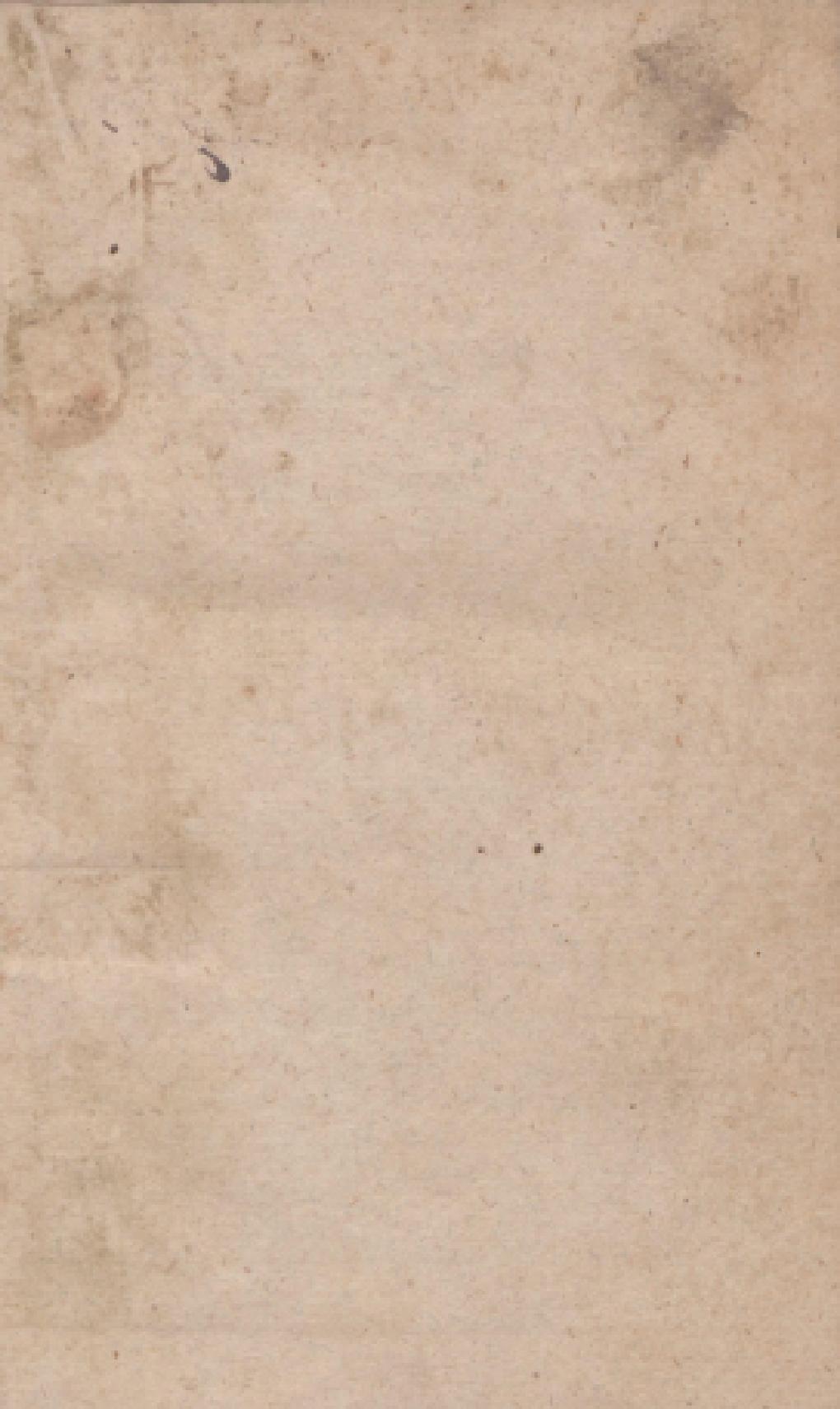
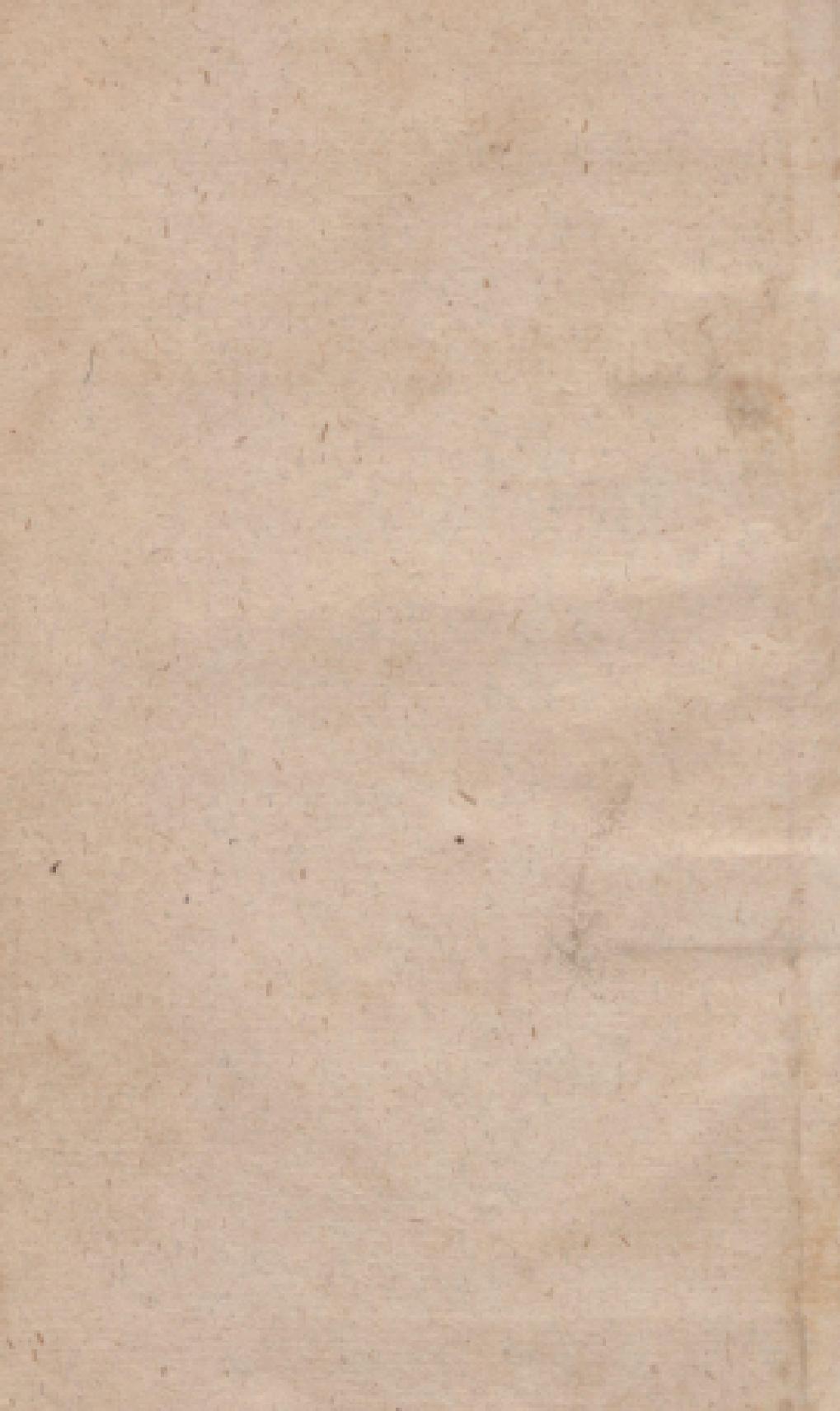


Biblioteka  
U. M. R.  
Toruń

010414  
II 1480

Hg 88





*E E 7*  
Bibliothek

der

# Geschichte der Menschheit.

---

Homo sum, humani nihil a me alienum  
puto.



---

Erste Ausgabe von Kieschfeld's Kleine

Erster Band.

---

Leipzig

bei Weidmanns Erben und Reich. 1780.

સાહેબની

૨૩૦

માનવિત્તન રાન્ડ વિલેન્ટન



6348



6348 010717

Welt und Menschenreich darin vermaßt werden. Sie  
schwölgen sich nicht aus, sondern schließen sich  
auf das eigene Maßtheilung nach dem einzigen  
Prinzip nach dem Maßtheilung nach dem einzigen  
Prinzip nach dem Maßtheilung nach dem einzigen  
**Borbericht.**

Dieses Werk ist bestimmt, in getreuen  
Auszügen aus den besten ältern und  
neuern Reisebeschreibungen, Beobachtungen  
und Gemälde für die Geschichte der Mensch-  
heit zu liefern. Reisebeschreibungen, von  
Forschern und Beobachtern gemacht, geben  
wieder so reiche Quellen für die Erweiterung  
der menschlichen Kenntnisse ab, daß fast jede  
Kunst und jede Wissenschaft, die nicht blos  
auf Speculation eingeschränkt ist, daraus  
zu ihrem Vortheil schöpft. Man hat für  
die Geographie, für die Landwirtschaft, für  
die Thiergeschichte, für die Botanik, u. s. f.

+—————+

die Beobachtungen und Nachrichten der Reisenden vielfälig genutzt. Sollte die Philosophie und ihr wichtigster Theil, die Geschichte der Menschheit, nicht eben dieses Verrecht haben, oder nicht eben diese Wertheile wahrnehmen dürfen?

Man darf es nicht erst beweisen, daß Philosophie, wenn sie seyn will, was sie seyn soll, unter allen Gegenständen das Studium des Menschen am wenigsten entbehren kann. Allein dies Studium ist nicht auf die Kenntniß des Menschen eingeschränkt, wie er in der gegenwärtigen Verfassung unserer Staaten, unserer Sitten, und der mannigfaltigen Modificationen unserer Cultur und Verfeinerung erscheint. Man kennt den Menschen nur halb, wenn man ihn blos aus den verfeinerten Gesellschaften der europäischen Nationen kennt, wenn man ihn nicht in seinen ersten Naturständen betrachtet hat. Der

Mensch, wie wir ihn zu sehen gewohnt sind, lässt uns auf diesen Anblick gar nicht errathen, was dieser Mensch seyn kann, und was er wirklich ist, so wie ihn die Natur aus ihrer Hand frey dahin stellt, seinen Trieben und Kräften allein überlassen. ¶ Bei uns fängt Cultur des Menschen gleich an, so wie er erscheint; wie sehen ihn nicht anders, als wie Erziehung und Sitte ihn formen, wie sie uns selbst geformt hat, und wie wir uns geformt unter einander zu sehen gewohnt werden.

Aber ganz anders ist es mit dem Menschen in den ersten Ständen der Natur, oder in einer Versaffung, die von der unseligen so weit unterschieden ist. ¶ Und in diesen Ständen, in dieser Versaffung, wird er für das Auge des philosophischen Beobachters am meisten interessant. ¶ Allein um ihn da zu finden, müssen wir ihn nicht unter uns suchen, sondern bey Nationen und Bevölkerthesien, die sich



entweder in den ersten Naturständen, in der Kindheit der Menschheit, in der freyen Wildsamkeit ihrer Triebe und Kräfte, oder doch noch ohne merkliche Cultur und Verfeinerung leben.

Die Absicht des gegenwärtigen Werks ist, zur Förderung dieser Kenntnisse bezugtragen, und zwar nach diesem Plan. Es soll Beschreibungen von der Lebensart, den Sitten, Gebräuchen, den Wohnungen, der Sprache, den Gesetzen, dem Charakter, den Anfängen der politischen Einrichtung, der Künsten, der Religion, u. s. w. der verschiedenen Nationen und Völkerschaften liefern. Man wird sich haben blos auf solche Nationen und Völkerschaften einschränken, die von den Reisenden entweder in den ersten rohen Naturständen, oder bei den Anfängen und ersten Fortgängen der Cultur angetroffen sind, und die wir, eben nicht zu unserm Ruhm,

mit



mit dem barbarischen Namen der Wilden belegen. Ausgebildete und verfeinerte Nationen, jumal die europäischen, sind von dem Plan ausgeschlossen. Auch liegt außer ihm alles, was nicht zur Kenntniß der Menschheit gehört. Die Auszüge aus den Reisebeschreibungen, die hier die Quellen sind, sollen genau, treu und vollständig seyn. Die Beschreibungen werden, so viel es geschehen kann, mit den Worten der Verfasser gegeben, und zwar ohne alles eigene Raisonnement, um ihre Beobachtungen rein zu überliefern, und um dem Urtheil der philosophischen Untersucher nicht vorzugreifen. Man wird sich der Mannigfaltigkeit wegen an keine genaue Ordnung der Zeiten und der Länder binden, deren Beobachtung hier ohnedies von wenig Nutzen fern würde.

Ohne Zweifel kann dieses Unternehmen dazu beitragen, das Studium der Menschheit zu

\* \* \* \* \*

erleichtern; und aufgeklärte Männer haben es zuweilen gewünscht. Manche Gelehrte haben an ihrem Orte nicht Gelegenheit, die weitläufigen, oft seltenen oder kostbaren Werke zu sehen; aus welchen hier Auszüge geliefert werden sollen; manche haben nicht Muße oder Geduld, einiger interessanter Stücke wegen ganze Wände durchzulesen. Die meisten Beschreibungen enthalten außerdem so viele Dinge, die den philosophischen Forscher gar nicht interessiren, die ihn nur ermüden. Und endlich ist das, was eigentlich zur Aufklärung der Geschichte der Menschheit dienen kann, in den Nachrichten der Reisenden hin und wieder so sehr zerstreut, daß man, wie ich selbst erfahren habe \*), einer einzigen wichtigen Beobachtung wegen, oft viele Bände durchläuft, ohne seine Erwartung befriedigt zu haben.

\*) Bei der Abhandlung: Von der Gastfreundschaft, eine Apologie für die Menschheit. S. Leipzig 1777. +

\* \* \* \* \*

bigt zu sehn. Zu einer Zeit, wo die Geschichte der Menschheit ein Lieblingsstudium unter uns zu werden scheint, wird dieser Beitrug zu seiner Erleichterung nicht unwillkommen seyn.

Mächtsdem ist dieses Werk, seines Inhalts wegen, geschickt, jedem Freunde der menschlichen Natur eine nützliche Unterhaltung anzubieten. Wer den Menschen blos in der Gestalt, die ihm die Verfeinerung der Gesellschaft giebt, zu sehn gewohnt ist, der wird hier eine Mannichfaltigkeit von neuen Erscheinungen wahrnehmen, die seine Bewunderung erregen, und sein Vergnügen unterhalten werden. Das Studium der Geschichte der Menschheit kann selbst einen moralischen Einfluss haben, indem es Erweiterung der Begriffe von der Vorsehung, Besiegung der Nationalvorurtheile, Zufriedenheit mit unserer Lage, Toleranz, Mitleiden und ausgebreitete

\* \* \* \* \*

Menschenliebe zu befördern fähig ist. Eine Lecture, wie diese ist, kann außerdem viele schärfbare Kenntnisse in einen gewissen Kreis des lesenden Publicums bringen, wohin sie sonst nicht leicht zu kommen pflegen. Unter allen Gegenständen, die den Geist dieser Erdbewohner beschäftigen, ist der Mensch doch einer der wichtigsten; und wie wenig ist noch der Mensch dem Menschen bekannt! Wie manche anscheinliche Wölkerschaften leben in den entfernten Winkeln unsers Planeten, die selbst vielen Gelehrten unbekannt bleiben!

Die Nationen sind, bis auf einige Ausnahmen, immer in dem Fortgang ihrer Bildung oder Veränderung. Die europäischen haben schon lange ihre ursprüngliche Gestalt abgelegt, und die Wölkerschaften in dem russischen Reich und in Amerika sind lange nicht mehr das, was sie bei ihrer ersten Entdeckung waren. Wenn gleich Cultur Glückseligkeit seyn mag,

+—————+

so verlieren sich dabey doch, je weiter sie fort-  
schreitet, die Spuren von dem ursprünglichen  
Zustande der Menschheit. Es scheinet also  
Zeit, die neuern Beobachtungen dieser Art, die  
immer seltener werden, zu sammeln, und die  
ältern wieder in einer Reihe aufzustellen.

Aus diesen Gründen habe ich die Besor-  
gung der Ausgabe dieses Werks übernommen.  
Die Auszüge versfertigt, unter meiner Anlei-  
tung und Aufsicht, Herr Valentin August  
Heinze, ein Sohn des berühmten Directores  
und Professors am Gymnasio zu Weimar,  
Herrn Johann Michael Heinze, ein junger  
Gelehrter, der auf dieser Universität sich der  
studirenden Jugend nützlich zu machen sucht,  
und seiner Wissenschaften, seines Fleißes, und  
seines Charakters wegen einen Anspruch auf  
die Aufmerksamkeit der Mäcene und auf die  
Achtung der Gelehrten hat. Er wird näch-  
stens ansangen, diesen Anspruch durch eigene

Edvij.

\* \* \* \* \*

Schriften geltend zu machen; wördin er mehr Gelegenheit haben wird, seine Kenntnisse und Talente zu zeigen.

Man wird künftig auch suchen, Auszüge aus Reisebeschreibungen, die noch nicht überseht sind, zu liefern, und sie, so viel es geschehen kann, in ihrer ersten Neuheit mitzuteilen. Uebrigens wird dieses Werk, nach dem vorgelegten Plan, in keine Collision mit andern Sammlungen dieser Art kommen, die schon vorhanden sind, oder erscheinen sollen.

Wors erste werden, bey dem vorhandenen Reichthum der Materien, alle Jahr vier kleine Bände geliefert, jeder ein Alphabet stark. Man wird von Zeit zu Zeit Register beifügen, die das Nachsuchen erleichtern.

**C. C. L. Hirschfeld.**

Kiel,  
den 28ten Aug. 1780.

Ausgüt

Auszüge aus der Geschichte der Seereisen und Entdeckungen im Südmeere, welche auf Befehl Sr. Grossbritannischen Majestät unternommen, und von Commodore Ehren, Capitain Wallis, Capitain Carteret und Capitain Cook nach einander ausgeführt worden sind; aus den Tagebüchern der verschiedenen Befehlshaber, und den Handschriften Joseph Banks Esq. in drei Bänden, verfaßt von Dr. Johann Hawkesworth. Mit des Herrn Verfassers Genehmigung aus dem Englischen übersetzt von Johann Friedrich Schiller. Berlin bey Haude und Spener 1774.

Dies Werk wurde, wie bereits auf dem Titel gebadet ist, aus den Tagebüchern verfaßt, die von den Befehlshabern während der Reise geführt, und von Offizieren der Admiralität dem sel. Dr. Hawkesworth eingehändigt worden waren. Bei der Beschreibung der Reise des Capitain Cook nützte dieser aber außerdem eben so zuverlässige Handschriften. Um aber wegen der Treue der Nachrichten keinen Zweifel übrig zu lassen, wurde die Handschrift des D. Hawkesworth jedem Befehlshaber, unter dessen Commando die Reise ausgeführt war, im Palaste der Admiralität vorgelesen, und Lord Sandwich, erster Commissarius derselben, war meistentheils selbst dabei zugegen. Die Reisebeschreibung des Capitain Cook wurde auch den Herren Banks und D. Solandern, die die Reise mitgemacht hatten, vorgelesen.



Sicherdem wurde aber auch noch allen diesen Personen die Handschrift ausgeliefert, um sie noch einmal mit Gemâlichkeit durchzugehen; und wenn sie Verbesserungen nôthig fanden, so wurden solche auch vorgenommen.

## Erstes Hauptstûck.

### Reise des Commodore Byron.

Der damalige Commodore, und jetzige Admiral Byron, segelte auf Befehl des Koenigs von Grossbritannien den 21 Januâs 1764 aus, um im atlantischen Weltmeere zwischen dem Borgebürge der guten Hoffnung und der magellanischen Straße neue Länder aufzusuchen, und um die Pepysinsel und die Hall Islandinseln, die von Britten bereits entdeckt und in Besitz genommen waren, aufs neue zu untersuchen. Seine ihm untergebene Schiffe waren der Delfphin, ein Kriegsschiff von vier und zwanzig, und die Lamar, eine Schaluppe von sechzehn Kanonen. Den 9 April 1766 kam er von seiner Reise nach England zurück.



## Erster Abschnitt.

### Einwohner auf der Küste von Patagonien.

Als das Schiff des Commodore Byron vor Anker kam, erblickte er durch sein Fernglas eine Anzahl von Leutern, die dem Schiffe gerade gegenüber hin und her ritten, ihnen mit etwas Weissem winkten, und sie dadurch einladeten, ans Land zu kommen. Da er sehr begierig war, zu erfahren, wer diese Leute wären, so ruberte er mit einer Partie wohl bewaffneter Leute den Strand zu. Als sie der Küste nahe kamen, sahen sie eine Anzahl Leute, die sich seines Erachtens ohngefähr auf 500 Mann belausen mögten: einige davon waren zu Füsse, noch mehrere aber zu Pferde. Sie stellten sich auf eine steinige Landspitze und fuhren immer fort zu rufen und zu winken. Ob er gleich nicht gewahrt werden könnte, daß sie einiges Gewehr bei sich hatten, so gab es ihnen dennoch aus Besicht ein Zeichen, daß sie sich etwas zurückziehen sollten, welches sie auch



auch sogleich schaten. Sie fuhren daher immer fort, sehr laut zu rufen; und bald nachher landeten die Engländer. Byron stellte seine Leute auf dem Strande in Ordnung, und die Offiziere an ihre Spize; hierauf befahl er, daß keiner von der Stelle gehen sollte, bis er ihm entweder rufen oder winken würde. Er gieng sodann ganz allein gegen die Indianer hin; da er aber bemerkte, daß diese bey seiner Annäherung zurückwichen, so winkte er, daß einer von ihnen näher kommen sollte. Zufälligerweise verstanden sie die Bedeutung dieses Zeichens, und ein Mann, den er nochmals für einen ihrer Anführer erkannte, kam zu ihm. Er war von riesenmäßiger Statur, und schien die Erzählung von menschlichen Ungeheuern zu bestätigen. Er trug die Haut von einem wilden Thiere über seine Schultern geworfen, ohne gleich in der Art, wie ein Bergschotte seinen gespeisten Mantel zu tragen pflegt, und war mit verschiedenen Farben so bemalt, daß er die abscheulichste Figur vorstellte, die Byron jemals gesehen hatte. Um das eine Auge hatte er einen großen weißen, um das andere einen schwarzen Rand gemalt. Der übrige Theil des Gesichts war mit Streifen von verschiede-

nen Farben überstrichen. Er wurde zwar nicht gemessen, indessen schätzte ihn Byron ohne gefähr sieben Fuß. Als dieser furchterliche Koloss heran kam, murmelte er und Byron einander etwas zu, das einen Gruß bedeuten sollte; und dieser ging sodann mit ihm zu seinen Gefährten, denen er bey seiner Annäherung wünste, daß sie sich niedersetzen sollten, welche sie auch sogleich thaten. Es waren viele Frauen unter ihnen, und unter den Männern waren nur wenige kleiner, als ihr Anführer. Schon in der Ferne hörte man ihre Stimmen sehr laut; und da Byron näher heran kam, sah er eine ziemliche Anzahl von sehr alten Männern, welche in der läufigsten Melodie einige unverständliche Worte mit ernsthafter und feierlicher Miene absangen. Vermuthlich war dies irgend eine gottesdienstliche Ehrimonie dieses Volks. Sie waren insgesamt ungefähr auf einerley Art bemalt und bekleidet. Die Kreise, welche sie um beyde Augen hatten, waren bey keinem von einerley Farbe; auch nicht durchgehends weiß und schwarz, sondern einige weiß und roth, andere reich und schwarz. Sie hatten Zähne, die so weiß wie Elfenbein, und ungemein gleich und wohl gesetzt.



sehr waren. Die Hände ausgenommen, die sie mit den Haaren einwärts trugen, gingen die meisten von ihnen mit nackten Armen und Füßen; nur einige wenige trugen eine Art von Stiefeln, und an jedem Absatz ein kurzes spitziges Holz, welches statt eines Sporns diente. Nachdem Byron diese ungemeinen Gestalten mit nicht geringem Erstaunen betrachtet, und nach einiger Schwierigkeit diejenigen, welche noch immer herben galoppirten, bewogen hatte, sich zu den andern niederzuschenken, zog er eine Menge weißer und gelber Glasscorallen heraus, theilte solche unter sie aus, und sah, daß sie dieselben mit den lebhaftesten Freudenbezeugungen annahmen. Hierauf zog er ein ganzes Stück von grünem seidnen Bande hervor, gab das eine Ende davon einem von ihnen in die Hand, und ließ alle die Personen, die ihm zunächst saßen, so weit es reichen wollte, dasselbe anfassen. Diese ganze Zeit über sahen sie sehr ruhig; und ohnerachtet man bemerkte könnte, daß ihnen dieser Band noch besser als die Glasscorallen gefallen mögte, so versuchte es dennoch keiner von ihnen, solches seiner Nachbar wegzuziehen, wie man vielleicht glauben sollte. Als das Stück Band

ganz

ganz abgewischt war, zog er eine Scheere heraus, und schnitt zwischen einem jeden von den Anfassenden das Band durch, so daß jeder ohne gefahr ein drey Fuß langes Stück davon besaß. Er weckte nachmals dieses Stück Band jedem Besitzer desselben um den Kopf, und so lange er bey ihnen war, ließen sie es ungerührt so sitzen. Ihre fridfertige und evidentliche Ausführung bey dieser Gelegenheit gereicht ihnen gewiß zu grosser Ehre, insbesondere da die Geschenke nicht für die ganze Gesellschaftzureichten. Weder das Verlangen, einen Antheil an diesem neuen Pube zu bekommen, noch die Neubegierde, ihn und seine Verrichtungen näher zu betrachten, bewogen irgendwelchen von ihnen, den Platz, den er ihm angewiesen hatte, zu verlassen. Dijenigen, welche Gays Fabeln gelesen haben, werden, wenn sie sich einen nackenden Indianer vorstellen, der mit europäischem Pube behangen zu seinen Mitbrüdern in die Wälder zurückkehrt, natürlicherweise an den Ziffern denken, der die Welt gesehn hatte. Aber ehe wir ihre Liebe zu Gläsern, Bändern und zu andern unter uns geringsschätzigen Dingen verachteten, sollten wir bedenken, daß der Pube un-



ter wilden und gesitteten Völkern an und für sich selbst von einerley Werthe ist, und daß diejenigen, welche beynahe noch ganz im Stande der Natur leben, nichts haben, das dem Glase so ähnlich wäre, als Glas einem Diamanten ist. Der Werth, den wir einem Diamanten beylegen, zeigt dennach mehr Eignung an, als jene beweisen, wenn sie das Glas beobachten. Die Liebe zum Puhze scheint der ganzen menschlichen Natur eigen zu seyn, und die glänzende Durchsichtigkeit des Glases gehört, nebst der regelmäßigen Figur einer Kralle, zu den Eigenschaften, welche natürlicherweise angenehme Empfindungen bei uns erregen müssen. Ohnerachtet in der einen dieser Eigenschaften der Diamant das Glas gar sehr übertrifft, so wird doch des ersten Preis weit höher geschätzt, als solches dem Verhältnisse dieses Unterschiedes gemäß ist. Der Gefallen, den wir daran finden, röhrt vornehmlich daher, daß ein solcher Stein eine vornehme Person zu bezeichnen pflegt, und daß hiervon durch unsrer Eitelkeit geschmückt wird. Diese aber hat mit dem natürlichen Geschmacke nichts gemein, welcher sich blos an gewissen Farben und Gestalten der Dinge ergibt, die wir

wir dieser äußerlichen Eigenschaften wegen, ohne Rücksicht auf den innern Werth, Schönheiten nennen. Auch sollte man zur Entschuldigung des Indianers bedenken, daß eine Glasskoralle ihm einen größern Vorzug unter seinen Mitbrüdern giebt, als ein Diamant irgend jemandem unter uns gewähret. Wahrscheinlicherweise darf sich der Indianer auf seine Glasskoralle nicht so viel zu gute thun, als der Europäer auf den Besitz eines Diamanten. Bey jenem bezeichnet er nur einen Menschen, dem ein Glückssfall diesen Zierath zugeführt hat, der aber dadurch weder mehr Ansehen, noch mehr Herrschaft über seine Mitbrüder behaupten, noch auch vermittelst desselben sich irdische Vortheile verschaffen kann; da hingegen ein Diamant alles dieses bey uns thut, weil wir einen Werth an denselben heften. Indespißt waren doch den Leuten, die Byron so geziert hatte, die europäischen Waaren nicht ganz unbekannt; denn als er sie genauer betrachtete, erblickte er eine Frauensperson unter ihnen, welche Armbänder trug, die entweder von Metall, oder von sehr blassem Golde waren. Eben dieselbige hatte auch einige Korallen von blauem Glase an zwey ihrer langen



Haarzöpfe gefnüpft, die von dem Scheitel herab getheilt, über jede Schulter vom hervor hingen. Sie war von ungemeiner Größe, und ihr Gesicht war beynahe noch furchtlicher als andrer ihres genialt. Byron war sehr begierig, zu erfahren, wo sie ihre Glas Korallen und Armänder herbekommen hätte, und er wandte daher alle ersinnliche Zeichen an, sich darnach bey ihr zu erkundigen; es fiel ihm aber unmöglich, ihre solche verständlich genug zu machen. Einer von den Männern zeigte ihm den Kopf einer Tabakspfeife, der aus rother Erde gemacht war; er sandt aber bald, daß sie keinen Tabak hatten, und dieser Mann gab zu versichern, daß er verglichen verlangt. Hierauf winkte Byron seinen Leuten, die, wie er sie verlassen hatte, am Strande stehen geblieben waren. Drey oder vier derselben ließen alsbald herbeu, in der Meinung, daß er sie rieße. Die Indianer, die ihre Augen fast beständig auf sie gerichtet hatten, sahen kaum einige davon heran kommen, als sie alle mit großem Geschrey aufstanden, und diesen Ort verlassen wollten, um, wie er vermutete, ihre Waffen zu ergreifen, welche sie wahrscheinlichweise in einer kleinen Entfernung mögten zurück.

gerüttellossen haben. Um also Unheil zu verhüten, und der Beschwörung, die solchergestalt zufälligerweise unter ihnen entstanden war, ein Ende zu machen, rückte er den Matrosen entgegen, die auf das von ihm gegebene Zeichen vom Strande heran eilten, und rufte ihnen, so bald sie ihn hören konnten, zu, daß nur ein einziger von ihnen mit allem dem Taback, den er von seinen übrigen Kameraden zusammenbringen könnte, herbei kommen sollte. Sobald die Indianer dies sahen, erholteten sie sich wieder von ihrem Schrecken, und jeder lehrte an seinem Platz zurück, ausgenommen ein sehr alter Mann, welcher zu ihm hinstrat, und ein langes Lied anstimmte, davon er aber zu seinem Leidwesen keine Sylbe verstand. Ehe dieses Lied noch ganz ausgesungen war, kam Herr Cupaming mit dem Taback herbei. Dieser Mann war nicht weniger als sechs Fuß und zwey Zoll lang, dem ohnereachtet wurde er durch die Größe dieser Riesen auf einmal so klein als ein Zwerg, und Byron konnte sich nicht enthalten, über die Art von Schrecken zu lachen, welche sich auf seinem Gesichte malte, als er sich in Betracht seiner Größe plößlich so herabgesetzt sah. Diese Scute können



in Wahrheit füglicher Riesen, als große Leute  
heißen. Von den wenigen Europäern, welche  
vollkommen sechs Fuß lang sind, findet  
man kaum einige wenige, die ihrer Größe nach  
auch verhältnismäßig dick und nervig wären;  
sie scheinen vielmehr blos zu der gewöhnlichen  
Größe bestimmt, und gleichsam nur zufälliger-  
weise etwas höher ausgeschossen zu seyn. Gell-  
ten wir dagegen einen Mann sehen, der nicht  
nur sechs Fuß und zwen Zoll lang, und also  
eben nicht ganz ungewöhnlich groß wäre, der  
aber zugleich, nach dem Verhältnisse dieser  
Größe, einen starken wohl untersehnen Mann  
von mittlerer Größe an körperlicher Breite und  
an Stärke der Muskeln übertrüfe: so würde  
uns ein solcher Mensch gewiß weit eher, als ein  
Wesen, das zum Riesengeschlechte gehört, denn  
als eine zufälligerweise ungewöhnlich groß ge-  
wachsene Person in die Augen fallen. Man  
kann sich daher leichtlich vorstellen, was für  
einen Eindruck es auf die Engländer machte,  
als sie fünfhundert Personen sahen, davon die  
kleinste wenigstens um 4 Zoll länger, und im  
Verhältnisse dicker war, als der größte unter  
ihnen. Als Byron den Tabak verschenkt hat-  
te, kamen vier oder fünf von den vornehmsten  
unter

unter diesen Leuten zu ihm hin, und verlangten, so viel er aus den Zrichen, die sie ihm machten, errathen könnte, daß er sich in ihrer Gesellschaft zu Pferde sehen, und nach ihren Wohnungen reiten sollte. Weil es aber in aller Absicht unvorsichtig gewesen seyn würde, darin zu willigen: so antwortete er ihnen durch Gieberden; daß er auf das Schiff zurückkehren müßte. Sie äußerten, daß ihnen dies sehr leid wäre, und setzten sich alsdann wieder auf ihre Plätze nieder. Während dieser pantomimischen Unterredung legte ein Greis seinen Kopf mehrmals auf die Steine nieder, schloß ohngefähr eine halbe Minute lang die Augen, wies alsdann auf seinen Mund, und hernach auf die Berge. Er wollte vermutlich dadurch zu verstehen geben, daß wenn Hyron bis auf den nächsten Morgen bey ihnen bleibe wollte, sie ihn mit einzigen Lebensmitteln versehen würden; er mußte aber dieses Unerbitteln ablehnen. Als er sit verließ, begehrte sein einziger Indianer, ihm zu folgen, sondern, so lange er sie sehen könnte, blieb ein jeder geruhig auf seiner Stelle sitzen. Sie hatten eine große Anzahl von Hunden bey sich; vermutlich jagten sie mit diesen die wilden Thiere.



re, von denen sie sich nähren. Ihre Pferde waren weder groß noch stark, sie schienen aber schnell und wohl abgetrichtet zu seyn. Der Zaum bestand aus einem ledernen Riemchen; ein kleines Stück Holz diente statt des Gebisses, und ihre Sättel waren den Reitküssen ähnlich, deren sich die englischen Bauern gewöhnlich zu bedienen pflegen. Die Frauen ritten wie die Männer, beybe ohne Steigbügel; und dem ohnerachtet galoppirten sie ganz breit über die Landspitze hin, auf welcher die Engländer standen, ob solche gleich aus großen unbefestigten und glatten Steinen bestand.

### Zweyter Abschnitt.

#### Indianer in der magellanischen Straße.

**A**m Eingange vom Hieronymusunde sahen die Engländer zwey oder drey indianische Rähne, die ihnen nachruderten. Als sie eine Zeit lang um das Schiff herum gerudert hatten, war einer von den Indianern so herhaft, an Bord zu kommen. Sein Rahn bestand aus Baumrinde, und war sehr schlecht gemacht. Es befanden sich außer ihm noch vier Männer,

ner, zwöd Gräben und ein Knabe darinmet, und diese waren die armeligsten Geschöpfe, die man sich nur vorstellen kann. Sie waren ganz nackend, die stinkende Haut von einem Geckalbe ausgenommen, welche ihnen ganz los über die Schultern herab hing. Indes-  
selben waren sie doch mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, und überließen diese sehr gern für ei-  
nige Glaskorallen, und andere Kleinigkeiten,  
die Byron ihnen dagegen gab. Die Pfeile  
waren ohngefähr zwey Fuß lang, aus einer  
Art von Rohr gemacht, und mit einem grü-  
nen Steine zugespißt. Die Bogen mögten  
drey Fuß lang seyn, und die Schnur an den-  
selben war ein getrockneter Darm von irgend  
einem Thiere. Verschiedenen Indianern, die  
an Bord kamen, machte er Geschenke von  
Glaskorallen, von Bändern und andern Klei-  
nigkeiten, an welchen sie eine große Freude zu  
haben schienen. Da er Lust hatte, diesen ih-  
ren Besuch zu etwiedern, so gieng er in seiner  
Hütte zu ihnen ans Land, nahm aber nur we-  
nige Personen mit sich, damit sie sich vor der  
Anzahl desto weniger fürchten mögten. Sie  
empfingen sie mit recht vielen Freundschafts-  
bekräzungungen, und bewirtheten sie mit einigen  
Beeren,



Beeren, wie sie zu dem Ende gesammlet hatten, und welche auch, nebst einigen Muschelfischen, ihre vornehmste, was nicht gar ihre einzige Mahreung zu seyn schien. Ein Offizier, der bey Cap Upright ans Land gegangen war, erzählte, daß ihm daselbst einige Indianer begegnet wären; diese hätten ihm einen Hund geschenkt, und eine von den Frauen habe ihm ein Kind angeboten, welches eben an ihrer Brust gelegen hätte. Es ist kaum nothig zu sagen, daß er das letzte dieser Geschenke nicht angenommen habe; aber schon die bloße Anbietung desselben erniedrigt diese armen hilflosen Wilden unendlich mehr, als irgend sonst etwas von ihrem elenden Aufzuge oder von ihrer Lebensart. Es muß in der That eine erstaunliche Verderbniß der Natur seyn, welche Eltern von der Liebe zu ihren Kindern entblödet, oder die Ursache muß in einem besammetnswürdigen Zustande liegen, der sie in Bedürfnisse stützt, durch welche diese natürliche Liebe überwältigt wird. Bey einigen andern Indianern sah man einen Kahn von ganz anderer Bauart, als man bisher gesehen hatte. Dies Fahrzeug bestand aus zusammengedachten Brettern, anstatt daß alle sonst be-  
kan-

Kannste indianische Fahrzeuge hier blos aus der Minde großer Bäume gemacht zu seyn pflegen, die an dem Ende zusammengebunden, und durch kurze Stücken Holzes, die zwischen den Seitenwänden querüber hingestellt sind, offen gehalten werden, ohngefähr wie die Körte, welche die Kinder aus Bohnenschalen machen. Diese Leute, sagte er, kamen unter allen, die er jemals erblickt hatte, in ihren Sitten und Anzüge, dem Viehe am nächsten. Sie waren wie andere, welche die Engländer kurz zuvor gesehen hatten, der Strenge des Wetters ohnerachtet, ganz nackend; ausgenommen daß ein Stück von einer Seckälberhaut über ihre Schultern herab hieng; und sie aßen ihre Speise, die kein andres Thier als ein Schwein angerührt haben würde, ohne die geringste Zubereitung. Sie hatten ein großes Stück Walfischfett bey sich, das unerträglich stank: einer von ihnen zerrig es mit den Zähnen, und gab es hernach an die andern herum, die es mit der Geschäftigkeit eines wilden Thieres vollends verzehrten. Indessen sahen sie doch die Sachen der Engländer nicht mit Gleichgültigkeit an. Denn indem einer von diesen schloß, schnitten sie ihm das Hintertheil seines Kam-

I Band.





ses mit einem spitzigen Feuerstein ab, welche sie statt der Messer gebrauchten.

Ein andermal landeten sieben oder acht Indianer dem Schiffe gegenüber, und zündeten ein Feuer an. Die Engländer ladeten sie durch alle nur erinnliche Zeichen ein, an Bord zu kommen, aber vergebens. Vyron nahm daher die Fölle, und gieng zu ihnen ans Land. Vermittelst einiger Kleinigkeiten, die er ihnen schenkte, und die ihnen sehr zu gefallen schienen, gerieten sie bald in Bekanntschaft, und in einigen Minuten wurden sie ganz vertraut mit einander. Als sie einige Zeit bey sammen gewesen waren, schickte Vyron seine Leute im Boot zurück, und ließ etwas Brodt holen; und diese Zeit über blieb er allein bei ihnen am Lande. Bis das Boot mit dem Brodte zurück kam, teilte er es unter sie aus, und sah mit gleich viel Bewunderung und Vergnügen, daß, wenn ihnen ein Stückchen Zwieback entfiel, kein einziger von ihnen sich untersandt, es von der Erde aufzuhaben, bis er es ihm erlaubt hatte. Unter der Zeit mäheten die Engländer ein wenig Gras für den Rest ihrer Schafe, deren sie etwa noch 2 bis 2 Stück am Bord übrig hatten. Als die Indianer bemerkten, was

die



die Matrosen thaten, ließen sie sogleich aus einander, rauschten so viel Grünes, als sie nur bekommen konnten, aus, und trugen es ans Boot, welches sehr bald, fast bis an den obern Rand, damit angefüllt ward. Byron vergnügte sich sehr an diesem Merkmal ihrer Gutsherzigkeit, und konnte beobachten, daß auch ihnen das Vergnügen nicht gleichgültig war, welches er über ihr Betragen äußerte. Sie hatten in der That eine solche Freundschaft zu den Engländern gefaßt, daß, als Byron an Bord zurücklehrte, sie insgesamt in ihr Boot stiegen, und ihm nachfolgten. Als sie aber dem Schiffe nahe kamen, hielten sie ein wenig still, und gafften es an, als wenn sie eine Mischung von Schrecken und Erstaunen davon zurückhielte; endlich ließen sich doch ihrer vier bis fünf, wiewohl nicht ganz ohne Mühe, bewegen, sich an Bord zu wagen. Sobald sie ins Schiff gekommen waren, machte man ihnen verschiedene Geschenke, und in sehr kurzer Zeit schienen sie vollkommen unbesorgt zu seyn. Da Byron sie sehr gern belustigen wollte, so ließ er einen Unteroffizier auf der Violine spielen, und einige von seinen Leuten dazu tanzen. Dieses Schauspiel ergötzte sie dermaßen, und mach-



machte ihre Dankbarkeit so sehr rege, daß einer von ihnen über die Seite des Schiffes hinab in seinen Kahn flatterte, einen seckalblibernen Sack voll rother Schminke heraus helle, und sogleich das Gesicht des Violinisten ganz damit überschmierte. Er war sehr eifrig, dem Commodore selbst die nämliche Höflichkeit zu bezeugen; dieser verbat solches aber; jener wandte dagegen manche sehr nachdrückliche Bestrebung an, um seine Bescheidenheit zu überwältigen. Mit vieler Mühe erwähnte dieser sich endlich doch der Ehre, die der Indianer ihm wider seinen Willen zugesetzt hatte. Als man diese guten Leute einige Stunden lang bewirkt und belustigt hatte, gab man ihnen zu verstehen, daß es für sie gut seyn würde, nunmehr ans Land zu gehen. Sie hatten aber einmal eine so starke Neigung zu den Engländern gefasst, daß es schwer hielt, sie aus dem Schiffe fortzuschaffen. Ihre Kahn bestand nicht aus Baumrinden, sondern aus zusammengefügten Brettern.

### Dritter Abschnitt.

**Einwohner auf den Inseln des Disappointment, oder der schlaggeschlagenen Erwartung.**

Admiral Byron gab diesen Inseln den Namen dahet, weil er es unmöglich fand, daselbst zu landen. Die erste dieser Inseln liegt in der südlichen Breite von 14 Graden und 5 Minuten, und in der westlichen Länge von 145 Graden 4 Minuten vom Mittagszirke von London. Die Mitte dieses Haufens von Inseln aber liegt in der südlichen Breite von 14 Graden 10 Minuten, und unter der westlichen Länge von 144 Graden 52 Minuten.

Viele von den Einwohnern ließen sich auf dem Strande mit Spießen in den Händen sehen, die wenigstens 16 Fuß lang waren. Sie zündeten augenblicklich verschiedene große Feuer an, die die Engländer für Signale hielten; denn sie beobachteten, daß auf einer größern Insel gleichfalls solche Feuer angezündet wurden, und erfuhren dadurch, daß auch diese bewohnt sey. Die Einwohner rannten schreidend und tanzend längst der Küste dem Schiffe ge-



gen über hin; sie schwangen auch oft ihre langen Speiche, warfen sich alsdenn auf den Rücken nieder, und lagen einige Minuten lang unbeweglich, als wären sie tot. Dies hielten die Engländer für eine Drohung, daß sie sie tödten wollten, im Falle sie sich unterstehen würden, ans Land zu geben. Indem das Schiff längst den Küsten hin segelte, bemerkten die Engländer, daß die Wilden an einem Orte zwei Speiche aufrecht in den Sand gesetzt, und an der Spitze derselben verschiedene Dinge befestigt hatten, die in der Luft wälzten. Vor diesen Speichen knieten alle Augenblick etliche Indianer nieder, und flehten dadurch vermutlich den Beystand irgend eines Wesens an, welches sie wider die Engländer schützen sollte. Sobald die Völle sich der Küste näherten, erhoben die Indianer eines der furchterlichsten Geheule, wiesen zu gleicher Zeit auf ihre Speiche, und hielten große Steine, die sie vom Strand aufhuben, in den Händen. Die Engländer hingegen machten ihnen alle ersinnliche Zeichen von Freundschaft und Zuneigung, und warfen ihnen zu gleicher Zeit Brodt und viele andere Dinge zu, die sie aber nicht einmal anrührten, sondern nur fünf bis sechs große

große Rähne, die auf dem Strande lagen, mit vieler Einfertigkeit ins Gehölze hinauf zogen. Sobald dies geschehen war, wadeden sie ins Wasser, und schienen auf eine Gelegenheit zu lauern, das Boot zu erhaschen, und solches auf den Strand zu ziehen. Sie waren von einer dunkeln Kupferfarbe, außerordentlich stark und wohlgebildet, auch ungemein hurtig und schnell. Auf andern Inseln, wo das Schiff landen wollte, ließen die Indianer in großer Anzahl, mit Keulen und langen Speeren bewaffnet, an den Strand herab, blickten den Hörten, so lange diese an der Küste hin sondirten, gegenüber, und wandten allerhand drohende Geberden an, daß sie es nicht wagen sollten, ans Land zu gehen. Man feuerte daher eine neunpfündige Kugel vom Schiffe aus über ihre Köpfe hin, worauf sie in größter Eile in die Wälder rannten.

### Vierter Abschnitt.

#### Einwohner auf König Georgens Inseln.

Diese beyden Inseln, denen Admiral Bryton den Namen König Georgens Inseln (King George's Island) gab, liegen, die erste



unter der südlichen Breite von 14 Graden 29 Minuten, und unter der westlichen Länge von 148 Graden 50 Minuten; die zweyten aber in der südlichen Breite von 14 Graden 41 Minuten, und in der westlichen Länge von 149 Graden 15 Minuten.

Sobald die Wölken auf der ersten Insel das Schiff erblickten, zündeten sie große Feuer an, welches vermutlich den entfernten Einwohnern der Insel zur Nachricht dienen sollte. Sie rannten in großer Anzahl dem Schiffe gegenüber längst dem Strande hin, und waren eben so bewaffnet, als die Einwohner von den Inseln der fehlgeschlagenen Erwartung. Sie hatten im Schatten eines anmuthigen Haines von Cocosbäumen eine kleine Stadt erbauet. Die Engländer segelten mit dem Schiffe hart an der Insel hin, und sahen viele hundert von den Einwohnern, die bis an den hasben Leib im Wasser standen, und daselbst in sehr guter Ordnung gestellt waren. Einer unter ihnen trug ein Stück von einer Matte eben an eine Stange befestigt, welches vermutlich eine Fahne vorstellen sollte. Sie machten einen unaufhörlichen und abscheulichen Lärm, und in kurzer Zeit kamen viele große Rähne den Land-

Landsee herunter, und stießen zu ihnen. Die Leute in dem Boote waren noch immer mit Sondiren beschäftigt, und machten den Indianen alle nur ersinnliche Freundschaftszeichen. Darauf kamen einige von den Indianern durch die Einsahrt des Sees hindurch, und näherten sich dem Boote. Man fieng daher nunmehr an zu hoffen, daß ein freundschafflicher Umgang würde zu Stande gebracht werden: aber bald darauf entdeckte man, daß die Indianer keine andere Absicht hatten, als die Boote aus Land zu ziehen. Viele von ihnen sprangen von dem Felsen herab, und schwommen an die Boote hin; und einer von den Indianern kam in eines, erhaschte den Augenblick ein Matrosenwams, sprang damit über Bord, und kam nicht eher wieder über dem Wasser hervor, als bis er hart an der Küste unter seinen Landsleuten war. Ein anderer von ihnen ergriff den Hut eines Unteroffiziers: da er aber nicht wußte, wie er denselben abnehmen sollte, so zog er ihn hinabwärts, anstatt ihn aufzuheben; dies gab dem Eigenthümer Zeit, dem Verluste desselben vorzubürgen, sonst würde der Hut vermutlich eben so plötzlich als das Wams verschwunden seyn. Alles dieses er-



trugen die Matrosen mit großer Geduld, und die Indianer schienen darüber zu frohlocken, daß es ihnen so ungestraft hinging. Bald darauf sahe man, daß zwey gedoppelte Rähne vom Schiffe nachsegelten; jeder derselben enthielt ohngefähr dreystig Mann, die insgesamt nach der Art ihres Landes bewaffnet waren. Die englischen Böte waren weit vom Schiffe, die Rähne aber liefen zwischen dem Schiffe und der Küste hin, und schienen sehr begierig zu seyn, die ersten zu verfolgen. Man gab also den Böten ein Zeichen, daß sie mit den Rähnen sprechen sollten. Sobald jene dies geschen hatten, wandten sie dorthin um, und näherten sich den Indianern; diese aber hatten kaum bemerkt, daß die Böte auf sie zueilten, als sic von einem panischen Schrecken besessen wurden, augenblicklich ihre Segel niederschlugen, und mit außerordentlicher Eilsfertigkeit zurückruderten. Die Böte aber holten sie demohnerachtet ein. Die Wilden setzten mit ihren Rähnen durch die entschädige Brandung, welche an die Küste schlug, und zogen abwärts ihre Fahrzeuge sogleich auf den Strand. Die Böte folgten ihnen; nun fiengen die Indianer an, einen Einfall in ihre Zu-

sel zu besorgen, und setzten sich daher in Bes-  
fassung, solche mit Leinen und Steinen zu be-  
schützen. Die Engländer in den Höfen, wel-  
che diese Anstalten sahen, gaben Heuer, und  
tödteten zwey oder drey derselben. Dem ei-  
nen davon giengen drey Kugeln ganz durch den  
Leib; bemehnerachtet hob er noch nachher ei-  
nen großen Stein auf und starb, indem er den-  
selben gegen seinen Feind warf. Dieser Mann  
fiel hart an dem englischen Hause nieder, und  
bewegen wollten seine Kameraden es nicht  
wagen, seinen Leichnam wegzu bringen, und  
man hatte auf diese Art Gelegenheit, den Leich-  
nam zu besichtigen; ihre übrigen Todten aber  
nahmen sie mit sich, und eilten so geschwind  
als möglich zu ihren Landsleuten an den  
Eingang des Gess zurück. Die Höfe wand-  
ten sich hierauf um, und nahmen die beyden  
Rähne, auf welche sie Jagd gemacht hatten,  
mit sich fort. Einer derselben war 32 Fuß  
lang, der andere aber etwas kleiner. Sie war-  
ren beyde von ungemein merkwürdiger Bau-  
art, und mussten denen, welche sie versiert  
hatten, unendliche Mühe gekostet haben. Sie  
bestanden nämlich aus Bretern, welche außer-  
ordentlich wohl bearbeitet, und an manchen

Orten



Orten mit Schnitzwerk geziert waren. Die se Weeter waren zusammengehalten, und über jede Fluge lief ein Streif von Schildkrötenschalen hin, welcher sehr künstlich daran befestigt war, um die Blässe abzuhalten. Die Boden waren so spitzig als ein Keil, und die Fahrzeuge überhaupt sehr enge. Sie waren vielleicht aus dieser Ursache an den Seiten beyde mit einander verbunden, und zwar vermittelst ein paar starker Sparren, dergestalt, daß zwischen beyden ein Raum von 6 bis 8 Fuß war. In jedem dieser Rähne war ein Mastbaum aufgerichtet, und das Segel zwischen den beyden Mästen aufgespannt. Es war aus Matten gefertigt, und von schöner Arbeit. Ihre Ruder waren sehr artig, und ihr Tauwerk so wohl und so gut angebracht, als man es in England sehen kann, obnachet es nur aus der östlichen Decke der Kokosnüsse gefertigt zu sein schien; es war auch überhaupt zur Regierung der Fahrzeuge sehr bequem angeordnet. Wenn diese Fahrzeuge segeln, so sitzen etliche Männer auf den Sparren, durch welche die Rähne mit einander verbunden sind.

Die Engländer sahen viele Wohnungen oder Wigwams der Eingebornen; sie waren aber ganz

ganz verlassen, außer von den Hunden, die sich darin aufhielten, und von der Zeit an, da die Engländer landeten, bis zu ihrer Rückkehr auf die Schiffe, ohne Aufhören fortheulten. Die Wohnungen waren niedrige schlechte Hütten, mit den Zweigen von Cocosbäumen gebedt; sie hatten aber eine höchst reizende Lage in einem anmuthigen Haine von vorzestlichen Bäumen, darunter sich viele Cocosbäume und andere mehr befanden, die gänzlich unbekannt waren. Es scheint, daß die Cocosbäume die Einwohner dieses Landes fast mit allen Lebensnothwendigkeiten, insbesondere mit Nahrungsmitteln, mit Segeln, Lauter, Zimmerholz und mit Wassergefäßen verschen. Wahrscheinlicherweise bauen auch diese Völker eben deswegen ihre Wohnungen abseit an solchen Orten, wo diese Bäume in Menge wachsen. Man sah nur wenige von den hiesigen Einwohnern, und auch diese nur vom weiten: man konnte doch aber so viel unterscheiden, daß die Frauen ein Stück von Kleidung, die vermutlich mit ihren Segeln aus einerley Zunge fertigt seyn mögte, vom Unterleibe an bis auf die Knie herabhängen hatten; die Männer hingegen gingen ganz nackend.



Als die Engländer einige von diesen Hütten durchsuchten, fanden sie das ausgeschnittene Obertheil eines Steuerruders, welches ganz augenscheinlich zu einem holländischen langen Boot gehörte hatte, aber sehr alt und verrostig war. Sie fanden auch ein Stück geschmiedeten Eisens, ein Stück Metall und verschiedene kleinere Werkzeuge, welche die Bewohner dieser irdigen Bewohner wahrscheinlicherweise von dem holländischen Schiffe, dem das lange Boot zugehörte, bekommen haben mögen. Alles dieses nahmen die Engländer mit sich fort; sie fanden aber auch ein Werkzeug althier, welches völlig wie ein Zinnumermannsheil gestaltet war, nur daß die Klinge desselben, statt des Eisens, aus einer Perlennutterschale gemacht war. Es ist möglich, daß dieses eine Nachahmung von dem Beile seyn sollte, das dem Zinnumermann des holländischen Schiffes zugehörte hatte; denn unter den Werkzeugen, welche man mit fortnahm, war wirklich eins, welches das Überbleibsel eines solchen Beils zu seyn schien, es war aber durch den Rost beynehe ganz aufgezehrt.

Hart an den Hüttern dieser Leute sah man Gebäude von einer andern Art, welches Begräb-

gräbnissstellen zu seyn schienen, und aus der Bauart derselben konnte man schließen, daß sie eine große Ehrerbietung für ihre Toten hatten müssen. Diese Begräbnisse lagen unter heben, die belaubten Bäumen; die Seitenwände und die Decken derselben waren aus Stein versiert, und an Gestalt glichen sie einigermaßen den veredigten Grabmälern mit flachen Decken, welche man gemeinlich auf den englischen Kirchhöfen auf dem Lande findet. Nahe an diesen Gebäuden standen viele tierliche Kisten voller Menschenknochen, und an den Wurzeln der Bäume, welche sie beschatteten, hing in einer Art aus Rohr versetzter Lärbe eine große Menge von Köpfen und Beinen von Schildkröten und allerley Fischen. Die Engländer nahmen einige von den Fischen herunter, fanden aber, daß von denselben nichts als die Haut und die Zähne noch übrig waren. Die Beine und das Eingeweide schienen herausgenommen, das Rasselnfleisch aber abgebrochen zu seyn.

Sobald die Schiffe an der gewylen Insel landeten, ließen die Eingebornen in großer Menge an den Strand herab. Sie waren auf eben dieselbe Art bewaffnet als jene, welche



che man auf der andern Insel gesehen hatte, und ließen viele Seemeilen weit dem Schiffe gegenüber. Da es unter diesem Himmelstriche ungemein heiß ist, so schienen sie durch das anhaltende Rennen in der Sonne viel zu leiden. Denn bald tauchten sie sich in die See, bald fielen sie flach auf den Strand nieder, daß mit die Wellen über sie hinschlagen und sie abschülen mögten, und dann rannten sie aufs neue wie vorher mit den Schiffen gleichsam um die Wette. Die Hôte sondirten um diese Zeit wie gewöhnlich längst vor Küste hin; man hatte aber den Officiers, die sie commandirten, die gemessnensten Befehle gegeben, daß sie den Eingebornen nicht das geringste Leid zufügen sollten, es wäre denn, daß solches zu ihrer eigenen Rothwehr notwendig würde; vielmehr sollten sie alle mögliche Mittel versuchen, um ihre Freundschaft und ihr Zutrauen zu erwerben. Die Hôte wagten sich daher vor Küste so nahe, als es die Brandung nur zuließ, und machten Zeichen, daß sie Wasser verlangten. Die Indianer verstanden dies so gleich, und gaben ihnen die Anleitung, daß sie weiter hinab längst vor Küste hin rudern sollten. Die Engländer folgten diesem Rathen und

und langten endlich bey einem Haufen von Häusern an, dergleichen sie kurz zuvor auf der andern Insel auch angetroffen hatten. Die Indianer giengen bis dahin den Vöten immer zur Seiten, und an diesem Orte sickten noch viele ihrer Landesleute zu ihnen. Die Vöte wagten sich sogleich hart an die Brandung hinan, und das Schiff legte indessen nicht weit von der Küste bey. Hierauf kam ein starker alter Mann mit einem langen weißen Bart, der ihm ein sehr ehrenwürdiges Aussehen gab, von den Häusern an den Strand herab. Er wurde von einem jungen Manne begleitet, und schien die Gewalt eines Aufführers oder eines Königes zu haben. Die andern Indianer zogen sich auf ein Zeichen, das er gab, ein wenig zurück, und er kam sodann an das äußerste Ufer bis an die See hin. In der einen Hand hielt er den grünen Zweig eines Baums; mit der andern fasste er an seinen Bart, und drückte denselben an die Brust. In dieser Stellung hielt er eine lange Rede, oder er schwante vielmehr einen Gesang an; denn es hatte einen musikalischen Takt, und klang in der That ganz angenehm. Die Engländer bedauerten es unendlich, daß sie seine Anrede nicht verstehen.



siehen konnten, und daß auch er nichts von dem versehen würde, was sie ihm sagen wollten. Um ihm indessen wenigstens ihr Wohlwollen zu bezeugen, warfen sie ihm, während daß er noch redete, einige kleine Geschenke hin; aber er wollte solche weder selbst anrühren, noch sie von andern anrühren lassen, bis er mit seiner Rede fertig war. Alsdann gieng er ins Wasser hinein, warf den Engländern den grünen Zweig zu, und hob hernach die Sachen auf, die ihm von den Hötzen aus waren zugeworfen worden. Da nunmehr alles fröhlig aussah, so wünschten die Engländer den Insulanern zu, daß sie ihre Waffen niederlegen sollten. Als die meisten derselben dies gethan hatten, sprang einer von den Schiffunteroffiziers, der sich auf dieses Merkmal des Vertrauens und der Freundschaft verließ, in voller Kleidung aus dem Boote, und schwam durch die Brandung an den Strand. Die Indianer versammelten sich augenblicklich rings um ihn her, und fiengen an seine Kleider mit großer Aufmerksamkeit zu betrachten, insbesondere aber schienen sie seine Weise zu bewundern. Da er nun seinen neuen Freunden gern zu Gefallen leben wollte, so zog er sie aus, und mach-

machte ihnen ein Geschenk damit. Aber diese Höflichkeit that eine unangenehme Wirkung: denn kaum hatte er seine Beste verschentet, als einer von den Indianern auf eine sehr geschickte Weise das Halstuch seines europäischen Freundes auflöste, ihm solches den Augenblick darauf vom Halse riss, und damit fort lief. Der Unterofficier wollte ingwischen nicht gern so stückweise rein ausgeplündert werden, und um dieses zu verhüten, rannte er so geschnell als möglich nach dem Boote zurück. Dieser Vorfall störte übrigens das gegenseitige gute Vernehmen gar nicht, und verschiedene von den Indianern schwammen zu den Engländern hin, und brachten ihnen bald eine Cocco-nuss, bald ein wenig frisches Wasser in einer Cocos-nusschale. Die Hauptabsicht der Matrosen aber gieng auf etwas ganz anders; sie wollten nämlich gern Perlen von den Insulanern einkaufen, und um diesen ihre Meynung desto leichter begreiflich zu machen, hatten sie einige von den Perlauferschalen, welche in grosser Menge auf dem Strande herum lagen, aufgelesen. Aber alle ihre Bemühungen waren vergebens: denn sogar mit Beyhülfe dieser Schalen konnten sie jenen ihre Meynung doch nicht

nicht begreiflich machen. Es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß sie ihre Absicht besser würden erreicht haben, wenn ein ordentlicher Umgang zwischen ihnen und den Indignern hätte zu Stande gebracht werden können; aber es war ein Unglück, daß wir keinen Unterplatz für die Schiffe finden konnten. Da alle Indianer Korallen lieben, so ist nicht zu vermuten, daß die Perlen, welche die Ustern hier enthalten, von den Einwohnern sollten unbemerkt geblieben seyn; und es ist daher mehr als wahrscheinlich, daß, wenn die Engländer einige Wochen an diesem Orte hätten verweilen können, sie einige sehr kostbare Perlen gegen Mögel, Beile und Haken, welche die Eingeborenen mit grossem Rechte weit höher als die Perlen schätzen, hätten eintauschen können. In dem Salzwassersee, oder in der Lagune, sah man zwey bis drey sehr große Fahrzeuge, davon eins groen Masten, und an diesen einige oben besetzte Läuferteile hatte, um solche zu halten.

### Künster Abschnitt.

#### Einwohner der Byronsinsel.

**D**iese Insel, welche die Officiers ihrem Besitzer zu Ehren also nannten, liegt in der südlichen Breite von einem Grade 18 Minuten.

Minuten, und in der östlichen Länge von 173 Graden 46 Minuten.

Die Engländer mersten bald, daß diese Insel nicht nur bewohnt, sondern auch sehr wohreich war. Denn kaum war das Schiff zum Vorschein kommen, als sie wenigstens ein hund von den Einwohnern auf dem Strande versammelten, und sehr bald darauf mehr als 60 Röhne oder so genannte Proa vom der Küste her auf sich zu segeln sahen. Sie legten also bei, um sie zu empfangen; und es währte nicht lange, so hatten sie einen Kreis rings um das Schiff her gestellt. Die Fahrgäste waren sehr artig gebahet, und so reinlich, daß sie ganz neu zu seyn schienen. Keines von denselben hatte weniger als drei, oder mehr als sechs Personen an Bord. Als diese Indianer die Engländer eine Zeit lang angestaut hatten, sprang einer von ihnen mit einem aus seiner Proa (oder Röhne), schwamm ans Schiff, und lief wie eine Ratze an der Seite desselben heraus. Sobald er über dem öbern Rand geskittert war, setzte er sich auf denselben nieder, und brach in ein heftiges Gelächter aus, als dann sprang er geschwind wieder auf, lief auf dem ganzen Schiffe herum, und wollte alles,



was er nur erhaschen konnte, wegstecken. Doch das war vergebens: denn da er ganz nackend war, so konnte er seine Hente auch nicht einen Augenblick verbergen. Die Matrosen zogen ihm ein Wams und ein paar Matrosenbeinkleider an, welches ihnen vieles zu lachen gab, denn er gebertete sich gerade wie ein neu gefleideter Uffe. Sie gaben ihm auch Brod, welches er sehr begierig frass. Als er tausend seltsame Streiche gemacht hatte, sprang er endlich mit Wams und Beinkleidern über Bord, und schwamm wiederum nach seiner Proa zurück. Hierauf machten es ihm verschiedene von seinen Kameraden nach, schwammen an das Schiff heran, und flatterten an den Wänden desselben bis an die Constabellammer hinauf; in diese krochen sie hinein, nahmen alles, was sie nur bekommen konnten, weg, sprangen alsdann wieder ins Meer hinab, und schwammen sehr hurtig davon, ohnerrachtet einige derselben beyde Hände voll hatten, und die Arme ganz aus dem Wasser empor hielsen, damit ihre Hente nicht nass werden möchte.

Diese Leute sind groß und wohlgebildet, ihre Haut ist von einer hellen Kupferfarbe, ihre Gesichtszüge sind besonders schön, und in ih-

ren Wiesen bemerkt man gleich beyn ersten Anblick eine Mischung von Unerschrockenheit und aufgeträumter Heiterkeit, welche ungemein redend ist. Sie haben lange schwarze Haare; einige von ihnen tragen solche in einem großen Busche hinten zusammengebunden, andre in breyen am Hintertheil des Kopfes geschürzten Knoten. Einige hatten lange Härte, andere nur Schmurbärte, und noch andere nur ein kleines Schöpfchen an der Spitze des Kinnes. Sie waren insgesamt ganz nackend, ihre Zierrathen ausgenommen, welche aus Muscheln bestanden, die sehr artig angebracht, und an einander angereihet waren, und die sie um den Hals, um die Handgelenke, und mitten um den Leib trugen. Sie hatten alle mit einander Ohrenlöcher, aber dazumal, als die Engländer sie sahen, keine Gehente in denselben. Wenn sie vergleichnen Zierrathen tragen, so müssen solche wahrscheinlicherweise sehr schwer seyn: denn die Ohren hingen ihnen beinahe auf die Schultern herab, und bey einigen war das Ohrloppchen ganz durchgeschliss. Einer von diesen Leuten, der ein Mann von Ansehen unter ihnen zu seyn schien, trug eine Schnur von Menschenzähnen mitten um den



Leib gebunden, und das sollte vermaulich ein Siegzeichen seines Heldenmuthes seyn; denn er wollte es nicht vertauschen, man mochte ihm auch dafür anbieten, was man nur wollte. Einige von ihnen waren unbewaffnet; andere hingegen trugen eins der gefährlichsten Gewehre, nämlich eine Art von Spieß, welcher am Ende sehr breit, und auf beiden Seiten ohne gefährliche Zähne in der Länge, mit Seehundszähnen vollgesteckt war, die so scharf als eine Lanze sind. Die Engländer zeigten ihnen Cocosnüsse, und machten Zeichen, daß sie mehrere verlangten. Aber anstatt daß sie sich hätten Mühe geben sollen, ihnen welche zu verschaffen, bestrebten sie sich im Gegenthil, ihnen diejenigen, so sie hatten, wegzunehmen.

### Sechster Abschnitt.

#### Einwohner der Insel Pulo Timoan.

**D**ie Bewohner dieser Insel sind Mulatten und eine trostige unerschrockene Art von Leuten. Sobald sie sahen, daß die Engländer sich der Küste näherten, kamen sie in grosser Menge an den Strand herab. Sie waren

vollständig

vollständig bewaffnet; in der einen Hand trugen sie ein langes Messer, in der andern einen Spieß, der mit einer eisernen Spitze versehen war, und an der Seite einen Erestur oder Dolch. Die Engländer gingen indessen, dieses feindlichen Aufzuges unerachtet, ans Land, und ließen sich bald in eine Handlung mit ihnen ein. Sie hatten ihnen Messer, Beile, Haken und andre vergleichbare Dinge angeboten; sie schlugen sie aber mit großer Verachtung aus, und forderten Rupien. Da die Engländer keine vergleichbare Münze hatten, so waren sie anfänglich sehr verlegen, wie sie ihre eingekauften Lebensmittel bezahlen sollten. Endlich aber besannen sie sich auf einige Schnupftücher, die sie an Bord hatten; und von diesen begnügten sich endlich die Insulaner die besten auszusuchen und anzunehmen.

Diese Leute sind von kleiner Statur, aber sehr wohlgebildet, und von einer dunklen Kupferfarbe. Die Engländer sahen einen Greis unter ihnen, der einigermaßen nach persischer Art gekleidet war; alle andere hingegen waren nackt, aufgenommen, daß sie ein Schnupftuch in Form eines Turbans um den Kopf gewickelt hatten, und einige Stücke Luchs trugen,



gen, welches vermittelst eines silbernen Gleiches in Form einer Schnalle über einer Art von Clav-  
suar mitten um den Leib befestigt waren.

Sie bekamen keine von ihren Frauen zu se-  
hen, und vermutlich hatte man sie mit Fleiß  
vor ihnen verborgen gehalten. Die Wohnun-  
gen dieser Insulaner sind sehr artig aus gespal-  
tenem indianischen Mahre, und auf Pfosten  
ohngefähr acht Fuß hoch vom Boden erbaut.  
Ihre Türe sind gleichfalls gut gebauet; und  
man sah einige große Fahrzeuge, in welchen sie  
vermutlich Handlung nach Malacca treiben  
mögten. Die Engländer fischten hier sehr  
glücklich, bemerkten aber bald, daß die Ein-  
wohner scheel dazu sahen, weil sie alle Fische  
um diese Insel für ihr Eigenthum halten.

## Zweytes Hauptstück.

### Krise des Capitain Wallis.

Auf demselben Schiffe, auf dem Admiral Byron seine Reise gemacht hatte, nämlich auf dem Dolphin von vier und zwanzig Kanonen, segelte wenige Monate nach dessen Zurückkunft Capitain Wallis den 22 August 1766 von Plymouth aus, um die allgemeine Absicht des britischen Monarchen, in der südlichen Hemisphäre Entdeckungen zu machen, weiter auszuführen. Ihm war die Schaluppe Swallowe zugesgeben, die Capitain Carteret commanbirtte. Diese Schiffe segelten in Gesellschaft mit einander, bis sie die Südsee am westlichen Eingange der magellanischen Straße zu Gesichte bekamen, von da sie auf ganz verschiedenen Wegen nach England zurückkehrten. Capitain Wallis kam am 10ten May 1768 wieder dahin zurück. Vom Capitain Carteret wird weiter unten mehr Nachricht vorkommen.



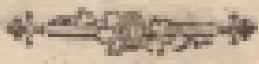
---

## Erster Abschnitt.

### Einwohner auf der Küste von Patagonien.

Die Engländer landeten spät des Abends an dieser Küste. Die Eingeborenen blieben die ganze Nacht dem Schiffe gegenüber, zündeten verschiedene große Feuer an, und riefen zu wiederholtem Male sehr laut. Sobald es Tag wurde, sahe man vom Schiffe aus eine große Anzahl derselben in Bewegung. Sie wünschten den Engländern, daß sie landen sollten, und Capitain Wallis ruberte also, nachdem er die Hände hatte bemannen und bewaffnen lassen, nebst einer Partie von Seesoldaten der Küste zu. Er hatte dem Schiffer Befehl hinterlassen, daß er die lange Seite des Schiffes gegen den Ort, wo sie ans Land steigen würden, hinrichten, und die Kanonen mit Kugeln geladen halten sollte. Ehe sie noch ans den Hörnern ans Land traten, gab Wallis den Eingeborenen ein Zeichen, daß sie sich etwas zurückziehen sollten. Darauf thaten sie so gleich, und er

lan-



sandete hierauf mit dem Capitain Carteret und mit verschiedenen von den Officieten; die See-soldaten wurden in Ordnung gesetzt, und die Hôte nahe an der Küste vor kleine Unterk fest-gelegt. Wallis winkte alsdann den Eingebornen, daß sie näher kommen sollten, und ließ sie in einem halben Kreise niedersitzen, welches sie, wie er es verlangte, in großer Ordnung und sehr willig thaten. Als sie ihre Plätze eingenommen hatten, theilte er allerley Messer, Scheeren, Glas und andere Korallen, Kämme und mehr vergleichbare Kleinigkeiten, besonders aber einige Bänder unter die Frauenspersonen aus, und ein jeder nahm dieses Geschenk mit einer sehr anständigen Bezeugung von Vergnügen und Ehreerbietung an. Als er mit Austheilung seiner Geschenke fertig war, bemühte er sich, biesen Leuten zu verschicken zu geben, daß er andre Dinge hätte, die er weggeben wollte, für welche er aber etwas wieder erwarte. Er zeigte ihnen zum Exempel einige Heile und Hacken, und wies auf ein paar Guanicoes, welche sich von ohngefähr in der Nähe sehen ließen, und auf einige todtre Strausse, die er neben einem von ihnen liegen sah. Er deutete ihnen zugleich durch Gebärden an, daß

er zu essen verlangte: aber sie konnten oder wollten ihn nicht verstehen; denn ohnerachtet sie große Lust zu den Beilen und Hacken zu haben schienen, so ließen sie sich doch nicht im geringsten merken, daß sie ihm einige Lebensmittel überlassen wollten, und auf solche Weise kam kein Handel zwischen ihnen zu Stande. Jeder von diesen Leuten, die Frauenpersonen sowohl als die Männer, hatten ein Pferd, das mit einem Sattel, Zügel und Steigbügel versehen war. Die Männer trugen durchgängig hölzerne Sporen, nur ein einziger ausgenommen, welcher ein paar große metallene Sporen, wie man in Spanien trägt, berglichen Steigbügel und einen spanischen Säbel ohne Scheide hatte; er schien aber, dieser dickerlichen Vorzüge ohngeachtet, kein besonderes Ansehen über seine andere Landsleute zu haben. Die Frauen trugen keine Sporen. Ihre Pferde schienen wohl gebauet und schnell zu seyn, und waren ohngefähr vierzehn Hände hoch. Sie hatten auch viele Hunde bey sich, die, so wie auch die Pferde, von spanischer Abkunft zu seyn schienen. Da Capitain Wallis zwey Webruthen bey sich hatte, so giengen sie herum und maßen diejenigen, welche die längsten und



unter ihnen zu seyn schienen. Einer derselben war 6 Fuß 7 Zoll hoch; verschiedene andere machen 6 Fuß 5 Zoll, und 6 Fuß 6 Zoll; aber die meisten unter ihnen waren von 5 Fuß 10 Zoll bis 6 Fuß lang. Sie sind von einer dunkeln Kupfersfarbe, wie die Indianer in Nordamerika. Ihr Haar ist nicht kraus, und bey nahe eben so rauh als Schweinsborsten; sie binden es mit einer baumwollenen Schnur hinten zusammen, aber stets von beyden Geschlechtern pflegt den Kopf bedeckt zu tragen. Sie sind wohlgebildet, stark, und haben grosse Knöchen, aber ihre Hände und Füße sind besonders klein. Ihre Kleidung besteht in Guanicoesfellen, welche sie in grossen Stücken zusammenröhnen, die ohngefähr 6 Fuß lang und 5 Fuß breit sind. Diesewickeln sie mit der rauhen Seite einwärts um den Leib, und befestigen solche alsdann vermittelst eines Gartels. Einige unter ihnen tragen auch, was die Spanier ein Punclo genannt haben, nämlich ein vierckigtes und aus dem weichen Haare der Guanicoes verfertigtes Stück Lach, in welches ein Loch für den Kopf eingeschnitten ist, und der Rest desselben hängt alsdann vom Halse rings um den Leib bis an die Knie herab.

ab. Das Guanicoe ist ein Thier, welches an Größe, Gestalt und Farbe einem Neke ähnlich sieht; es hat aber einen Höcker auf dem Rücken, und keine Hörner oder Geweihe. Diese Leute tragen auch eine Art von Beinskleidern, die sie sehr fest hinauf ziehen, bestglichen Halbstiefeln, die vorn an der Mitte des Beins bis an die Spanne des Knies, und hinten bis unter die Fersen reichen; der übrige Theil des Knies aber ist ganz blos. Man beobachtete, daß verschiedene von den Männern einen rothen Kreis um das linke Auge hatten, und daß andere sich die Stirne und verschiedene Theile des Gesichts bemalt hatten; alle junge Frauenspersonen aber hatten sich die Augenbrauen schwarz gefärbt. Sie redeten viel, und einige derselben rufen ans: Ca-pi-ta-ne! wenn man sie aber in spanischer, portugiesischer, französischer und holländischer Sprache anredete, so gaben sie keine Antwort. Von ihrer eigenen Sprache konnte man nur ein einziges Wort deutlich unterscheiden, nämlich chevons. Die Engländer hielten dieses für einen Gruß, weil sie es allezeit aussprachen, wenn sie ihnen die Hände gaben, oder wenn sie durch Gebärden und Zeichen sie baten, daß I Hand. D sit



sie ihnen etwas geben mögten. Wenn man sie auf englisch anredete, so wiederholten sie die Worte, welche man ihnen versagte, eben so deutlich, als die Engländer selbst; und sie lernten bald die Worte: Englishmen, come on shore, daß ist: Engländer, kommt ans Land! auswendig. Ein jeder von ihnen war mit einem sehr sonderbaren Wurfgewehr versehen, welches er im Gürtel stecken hatte. Es bestand aus zwei runden, mit Leder überzogenen Steinen, deren jeder etwa ein Pfund wiegen mögte, und an das Ende einer ohngefähr acht Fuß langen Schnur befestigt war. Sie gebrauchen dieses Gewehr wie eine Schleuder, indem sie einen Stein in der Hand behalten, und den andern so lange rings um den Kopf schwingen, bis er ihres Erachtens hinlängliche Stärke erhalten hat, da sie ihn dann auf den vorgesehenen Gegenstand schleudern. Mit diesem gedoppelten Wurfgewehr wissen sie so geschickt umzugehen, daß sie in einer Entfernung von 45 Fuß ein Ziel, das nicht größer ist als ein englischer Schilling, oder als ein deutsches Viergroschenstück, mit den beiden Steinen treffen. Auf der Jagd aber pflegen sie mit diesen Steinen selbst weder das Guan-

cole noch die Strathen zu werfen, sondern sie wissen solche auf die Art zu schleudern, daß die Schnur gegen die Füße des Straußes oder gegen zwen Füße des Guanicoe fähret, und sich durch die Gewalt und den Schwung der beyden Steine vergestalt um die Füße des Thieres verwirbelt, daß dieses nicht weiter laufen kann, und dem Jäger ohne Mühe in die Hände fällt. Während der Unwesenheit der Engländer am Lande sahen sie die Art mit an, wie diese Leute ihre Fleischgerichte zu verzehren pflegen. Einer von ihnen nahm zum Exempel das Eingetweide eines Straußes, und aß solches roh, ohne alle weitere Zurichtung, reinigte es auch nicht erst, sondern begnügte sich bloss, die innere Seite heraus zu lehren, und es ein wenig auszuschütteln. Man sah verschieden solche Glaskorallen, wie Wallis ihnen gegeben hatte, und zwey Stück rothen Boga bey ihnen, die Commodore Byron vermutlich hier, oder doch in dieser Gegend, bey ihnen mögte zurückgelassen haben.

Als Capitain Wallis ohngefähr vier Stunden lang bey diesen Leuten geblieben war, gab er ihnen durch Geberden zu verstehen, daß er an Bord zurückgehen, und daß er einige von



shnen, wenn sie Lust dazu hätten, mit sich nehmen wollte. Sobald sie ihn verstanden hatten, erboten sich ihrer mehr denn hundert eifrigst dazu; er wollte aber nicht mehr als acht Personen von ihnen mitnehmen. Diese sprangen so vergnügt und fröhlich als Kinder, die auf einen Jahrmarkt gehen sollen, in die Boote; und weil sie keine boshaftes Absicht wider die Engländer hatten, so hegten sie auch nicht den geringsten Verdacht, daß diese irgend etwas wider sie im Schilde führen mögten. Während daß die Boote forttruderten, sangen sie verschiedene von ihren Liebern, bis sie an Bord des Schiffes kamen; hier aber äußerten sie weder die Neubegierde, noch die Verwunderung, welche die Mannichfaltigkeit von Gegenständen, die für sie eben so neu als bewundernswürdig seyn müssten, wahrscheinlicherweise in ihnen hätte erwecken sollen. Captain Wallis nahm sie in die Kabine hinab; aber auch da fanden sie sich mit einer unbegreiflichen Gleichgültigkeit um, bis endlich einer von ihnen von ohngefähr seine Augen auf einen Spiegel warf. Dieser Anblick vergnügte und beschäftigte sie zwar; aber es schien dennoch, als ob er sie so wenig bestimme, als uns die Wun-

Wanderdinge zu befremden pflegen, die sich unser Einbildungskraft in einem Traume vorstellen, wenn wir zum Exempel mit Todten sprechen, in der Luft fliegen oder auf dem Meere spazieren, ohne daß es uns einfällt, wie sehr die Gesetze der Natur dabei überschritten werden. Inzwischen machte ihnen der Spiegel doch immer sehr viel Zeitvertreib. Sie gingen hinan und wieder zurück, machten tausend wunderliche Streiche vor demselben lachten heftig, und sprachen sehr nachdrücklich mit einander. Capitain Wallis gab ihnen etwas Kind- und etwas Schweinsfleisch, ein wenig Zwieback und andere Früwaaren von seinen Schiffsvorräthen; sie aßen aber ohne den geringsten Unterschied alles, was man ihnen gab, nur wollten sie nichts als Wasser trinken. Von der Cajûte aus führte man sie im ganzen Schiff herum; sie sahen jedoch nichts mit besonderer Aufmerksamkeit an, ausgenommen die Thiere, welche die Engländer zu ihrem Vorrathe lebendig an Bord hatten. Sie betrachteten zum Exempel die Schweine und die Schafe mit einer Art von Neugierde, und ergötzten sich außerordentlich an den weissen Hühnern und Hähnen. Jedoch von allein-



was ihnen in die Augen fiel, schienen sie nichts als Kleidung zu verlangen; und auch um diese bat nur ein einziger von ihnen, der ein alter Mann war. Man beschenkte ihn mit einem paar Schuhe und Schnallen, und Capitain Wallis gab einem jeden von ihnen ein kannevassenes Säckchen, in welches er einige eingefädelte Nähnadeln, einige kleine Streifen Tuchs, ein Messer, eine Schere, ein wenig starken Zwirn, ein paar Glaskorallen, einen Ramm und einen Spiegel, nebst etlichen neuen englischen Sechspfennig- und halben Pfennigstückchen gelegt hatte. Durch die Geldstücke hatte er ein Loch bohren, und jedes mit einem Hunde verschüren lassen, damit sie solche um den Hals hängen könnten. Man bot ihnen etliche Blätter von einer Kölle Rauchtaback an; sie rauchten ein wenig davon, es schien aber nicht, als ob sie Geschmack daran fänden. Capitain Wallis zeigte ihnen auch die Kanonen; sie hatten keinen Begriff von dem Gebrauche derselben. Als er sie nun in dem ganzen Schiffe herum geführet hatte, ließ er die Gesoldaten in Ordnung stellen, und die Waffenübungen zum Theil durchgehen. Bei Abseufzung der ersten Salve wurden die Patagonier von Erstaun-

Erstaunen und Schrecken besaßen; insbesondere warf sich der alte Mann aufs Verdeck nieder, wies auf die Mosqueten, schlug alsdann mit der Hand auf die Brust, schloß die Augen zu, und blieb eine Zeit lang ohne Bewegung liegen, wodurch er vermutlich zu verstechen geben wollte, daß ihm das Schießgewehr und seine tödliche Würfung nicht unbekannt sey. Die andern hingegen, da sie die Engländer wohl ausgeräumt, und sich selbst unbeschädigt fanden, nahmen bald wieder ihre vorige Munterkeit und fröhliche Laune an. Sie hätten also die zweite und dritte Salve ohne große Besorgung abschauen; nur der alte Mann blieb eine ganze Zeit lang auf dem Verdeck liegen, und erholt sich nicht eher wieder, als da das Feuer ganz vorüber war. Um Mittag, da die Fluth eben hinauswärts zu laufen anfieng, deutete Capitain Wallis ihnen durch Zeichen an, daß das Schiff von hier wegsegeln, und sie also ans Land gehen müssten. Er bemerkte bald, daß sie dieses nicht gern thun wollten; inzwischen brachte man sie doch alle ohne große Schwierigkeit wieder an Bord, ausgenommen den alten Mann und noch einen andern. Diese beiden stellten sich im Gange auf dem



Schiffe hin, und wollten durchaus nicht von da weg; der alte Mann wandte sich um, und gieng nach dem Hintertheile des Schiffes hin an die Treppe der Kajüte, und blieb da eine Zeit lang stehen, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich fieng er an eine Art von Gebet zu verrichten, wofür man es wenigstens hielt; denn er hob seine Augen und seine Hände oft zum Himmel empor, sprach in einem Tone und mit einer Art, welche von dem in ihren gesellschaftlichen Gesprächen üblichen ganz verschieden waren, und es dünkte den Engländern, als ob er sein Gebet eher singend als redend verrichtete, daher es ihnen unmöglich war, ein Wort von dem andern zu unterscheiden. Als Captain Wallis ihm endlich von neuem zu verstehen gab, daß es für ihn ratsam sey, ins Boot zu gehn, so wies er auf die Sonne, wandte also dann seine Hand gegen Westen herum, schwieg still, sah ihm ins Gesicht, lachte, und wies aufs Land. Es fiel nicht schwer, die Bedeutung dieser Pantomime zu verstehen; er wollte nämlich gern bis zum Untergange der Sonne an Bord bleiben, und es kostete Mühe, ihm dagegen begreiflich zu machen, daß das Schiff nicht so lange in dieser Gegend der Küste

sie verweilen könnte. Endlich ließ er sich doch bewegen, und stieg nebst seinem Gefährten über die Seite des Schiffes hinunter ins Boot, und als dasselbe forttruderte, fiengen sie sämmtlich an zu singen, und setzten diese Lustbarkeit fort, bis sie den Strand erreichten. Kaum waren sie daselbst ausgestiegen, als sich eine große Anzahl von ihnen am Lande befindlichen Kameraden begierig herzu drängten, um ins Boot zu kommen; weil aber der Officier am Bord desselben ausdrücklichen Befehl hatte, keinen ver selben mit sich zurückzubringen, so hielt er sie, wiewohl nicht ohne große Schwierigkeit und augenscheinlicherweise zu ihrem größten Gebauern und Verdrusse davon ab.

Den folgenden Tag sahen die Engländer in einer andern Gegend der Küste eine große Menge der Eingebornen dem Schiffe gegenüber zu Pferde, und Capitain Carteret misdete dem Capitain Wallis, daß dies der Ort sei, wo Commodore Byron die Zusammenkunft mit den großen Leuten gehabt hätte. Dieser schickte darauf zwei Officiere an die Küste, aber mit keinem ausdrücklichen Befehl, nicht zu landen, weil die Schiffe zu weit von ihnen entfernt waren, als daß sie sie hätten beschüßen können.



Gobald diese Herren zurückkamen, sagten sie, daß, als sie mit dem Boote sehr nahe an den Strand gerudert, und daselbst stille gehalten hätten, die Eingebornen in großer Zahl herab gekommen wären. Sie hätten bieselben für eben die Leute erkannt, mit welchen wir den Tag vorher zu thun gehabt hätten; es wären noch viele andere, besonders Frauen und Kinder bey ihnen gewesen, und als sie bemerkt hätten, daß die Unstirigen nicht Willens wären, zu landen, hätten sie solches sehr zu bedauern geschienen. Diese Leute, welche gestern an Bord des Schiffes gewesen wären, wären gegen das Boot hingerudert, hätten bieselben zugewinkt, daß er näher kommen mögte, und haben die Worte, die man sic gelehrt hätte: "Englishmen, come on shore," Engländer, kommt ans Land! sehr oft ausgerufen. Als sie endlich gesehen hätten, daß sie die Mannschaft gar nicht zum Landen bewegen könnten, wären sie wenigstens gern in das Boot gekommen, und man habe sich ihrer nur mit Mühe entwehren können. Die Bootslente hätten ihnen einiges Brod, Tabak und andere Kleidigkeiten geschenkt, und zu gleicher Zeit auf einige Guanicos und Strausse gewiesen, auch ihnen

ihnen durch Geberden gezeigt, daß sie dergleichen zu essen verlangten, hätten sich aber den Eingeborenen nicht verständlich machen können. Da sie nun solchergestalt gefunden hätten, daß sie keine Erfrischungen bekommen könnten, so wären sie, um frisches Wasser aufzusuchen, längst der Küste hingerudert, und als sie auch von diesem keine Anzeige, noch irgend eine Spur von einer Quelle oder irgend einem Bache gefunden hätten, wären sie endlich wieder an Bord zurückgekehrt.

### Sixtyter Abschnitt.

#### Indianer in der magellanischen Straße.

**D**ie magellanische Straße liegt im 53 und 54 Grade der Süderbreite. Das Cap Virgin Mary an dem einen Eingange derselben liegt im 52 Grade 24 Minuten, und das Cap Pillar am andern Eingange im 52 Grade 46 Minuten.

Da die Engländer einmal and Land fuhren, um Wasser zu holen, so kamen drei Rähne angerudert, und seinten sechzehn von den Eingeborenen aus. Diese gingen auf die Engländer



der zu, und als sie etwa noch 300 Fuß von ihnen waren, standen sie still, rufen über laut, und machten Freundschaftszeichen. Jene thaten das Römische, und zeigten ihnen einige Glaskrallen und andere vergleichliche Kleinigkeiten, welche ihnen sehr gefallen mußten; denn sie stiegen an zu juchzen. Jene ahmten den Laut ihrer Freundschaftsbezeugungen nach, und juchzten auch. Die Indianer famen hierauf unter beständigen Freudengeschreyen und in vollem Lachen heran. Als beyde Parteien sich begegneten, gaben sie einander die Hände, und die Engländer schenkten den Indianern verschiedenes von den Kleinigkeiten, die sie ihnen vom weiten gewiesen hatten. Sie waren mit Seckalberhäuten bedeckt, welche aber abscheulich stanken; und einige von ihnen aßen halbverfaultes Fleisch und etwas Fett, das beydes roch, so begierig, daß es ihnen allem Anschein nach recht gut schmecken mußte. Sie waren mit den Leuten, die wir vorher gesehen hatten, von einerley Farbe, aber von kleinerer Statur; denn die meisten von ihnen maßen nicht mehr, als fünf Fuß 6 Zoll. Sie schienen ganz erstunken zu seyn, und zündeten so gleich verschiedene Feuer an. Es ist wirtlich nicht

nicht leicht zu begreifen, wie sie den Winter über leben. Sie waren mit Pfeilen, Bogen und Wurfspeichen bewaffnet, und die Pfeile und Wurfspeiche waren mit Feuersteinen, welche die Form einer Schlangenzunge hatten, zugespißt. Sie schossen und warfen beydes mit großer Geschicklichkeit, und verschlitten das Ziel fast nie, ob es gleich in einer beträchtlichen Entfernung war. Wenn sie Feuer anzünden wollen, schlagen sie einen Kieselstein wider ein Stück Mundic, und fangen die Funken in ein wenig Moos oder Pfauumfedern auf, welche mit einer weißlichen Erde vermischt sind, und so leicht als Zunder anglimmen. Hierauf nehmen sie etwas dünnes Gras, davon es hier allenthalben eine große Menge giebt, legen das angezündete Moos darein, schwanken es seßhaft hin und her, und in Zeit von einer Minute flammt es völlig an.

Als das Boot zurückkam, brachte es drei von diesen Leuten mit an Bord des Schiffes; sie schienen aber nichts mit besonderer Neugierde anzusehen, ausgenommen die Kleider der Engländer und einen Spiegel. Der Spiegel machte ihnen eben so viel Zeitvertreib, als er den Patagoniern gewährt hatte, und sic schien-

nen sich noch nicht als jene darüber zu verwundern. Als sie zum erstenmale hintin sahen, fuhren sie zurück, blickten zuerst die Engländer, und als dann sich unter einander ansahen thatten sie einen zweyten, gleichsam verschloßenen Blick, fuhren wie vorher zurück, und sahen begierig hinter den Spiegel. Als sie endlich nach und nach damit bekannt wurden, lächelten sie, und als sie sahen, daß ihr Bild sie wieder anlächelte, ergössten sie sich außerordentlich daran, und brachen in das heftigste Gelächter aus. Demohneradet verliehen sie dieses und alle andere Dinge mit vollkommener Gleichgültigkeit: denn daß wenige, was sie besaßen, reichte allem Vermuthen nach für alle ihre Begierden hin. Sie aßen alles, was man ihnen gab, wollten aber nichts als Wasser trinken. Als sie vom Schiffe weggingen, begleitete Capitain Wallis sie ans Land, und fand verschiedene von ihren Frauen und Kindern an dem Orte, wo er frisches Wasser einzunahm. Er theilte einige Spielsachen unter sie aus, über welche sie sich einen Augenblick zu streuen schienen, und sie beschenkten ihn dagegen mit etlichen von ihren Waffen, ingleichen mit etlichen Stücken Mundics, einer Art von

von Marktast, als man in den Zinnbergwerken von Kornwallis findet, und gaben ihm zu verstehen, daß sie vergleichen in den Gebirgen ständen, wo es vermutlich Aldern von Zinn, und vielleicht von noch mehr fessbaren Metallen giebt. Gleichwie dieses Land das furchterlichste und ödste in der Welt zu seyn scheint, die rauhesten Gegenden von Schweden und Norwegen selbst nicht aufgenommen, so scheinen auch die Einwohner desselben die niedrigsten und bedauernswürdigsten unter allen menschlichen Wesen zu seyn. Ihre vollkommene Gleichgültigkeit gegen alles, was sie nur sahen, bezeichnet den unendlichen Unterschied zwischen ihrem und unserm Zustande. Eben diese Gleichgültigkeit mag sie zwar wohl vor dem fräulenden Verdruß umbesiedigter Geierden verwahren, sie scheint aber doch einen Mangel und Unvollkommenheit in ihrer Natur anzudeuten. Denn diejenigen, welche mit den Vergnügen eines Viehs zufrieden sind, können wenig Ansprüche auf die Vorzüge der Menschheit machen. Als sie die Engländer verließen, und in ihren Kahnen wegfuhren, spannten sie eine Seekalbs haut statt eines Segels auf, und steuerten nach der südlichen Küste.



sie zu; woselbst man viele von ihren Hütten erblickte; aber während des Rückwuges sahe sich keiner von ihnen weder nach den Engländern noch nach dem Schiffe um. So wenig Eindruck hatten die Wunderdinge, die sie gesehen hatten, auf ihre Gemüther gemacht, und so sehr schienen sie ih's Gegenwärtige verschlief und ungewohnt zu seyn, dem Vergangenen nachzudenken. An einem andern Orte sahen man zwey Rähne voll Indianer neben dem Schiffe. Sie sahen den elenden Leuten, die man vorher gesehen hatte, sehr ähnlich. Ein wenig Seethalbfleisch, etwas Fett und Pinguins hatten sie an Bord, und aßen alles dies sehr roh. Einige von den Engländern, die eben mit der Angel fischten, gaben einem von ihnen einen Fisch, der etwas größer als ein Hering war, lebendig, so wie er aus dem Wasser kam. Der Indianer fasste solchen begierig, wie ein Hund einen Knochen erhascht, und zößtete ihn durch einen Biss nahe an den Ohren; alsdann verzehrte er denselben vom Kopfe an bis auf den Schwanz, ohne weder die Gräten, Flossfedern, Schuppen noch das Eingerweide wegzurwerfen. Sie aßen ohne Unterschied alles, was man ihnen nur gab,

es mochte gesalzen oder frisch, gekocht oder roh seyn; sie wollten aber nichts als Wasser trinken. Sie zitterten für Kälte, und hatten doch nichts, um sich zu bedecken, als eine See-hälberhaut, welche unbesiegert über ihre Schultern geworfen war, und nicht einmal bis auf die Mitte des Leibes herabreichte. Dennoch warfen sie während dem Rubern auch diese von sich, und sassen ganz nackend.

Sie hatten einige Wurstspieße bey sich, welche schlecht genug mit einem Knochen anstatt der Spieße verschossen waren; und mit diesen waren sie nach Seekälbern, nach Fischen und nach Pinguins. Einer von ihnen hatte ein Stück Eisen, ohngefähr von der Größe eines gewöhnlichen Meißels, das an einem Stiel Holz befestigt war, und ihm statt eines Gewehrs dienen schien. Sie hatten insgesamt schlimme Augen, welches daher rühren mag, daß sie beständig in dem Rauche von ihren Feuern zu führen pflegten. Sie stanken auch ärger als die Züchse, welches theils ihrer Kost, theils ihrer Unreinlichkeit beizumessen ist. Ihre Röhne waren ohngefähr 15 Fuß lang, drey Fuß breit, und beynahe eben so tief. Sie waren aus Baumrinde verfertigt, und diese



war entweder mit den Sehnen von gewissen Thieren, oder mit Niemen zusammengedichtet, welche sie aus der Haut eines Thieres geschnitten haben mögten. Eine Art von Blasen war in die Füsse gelegt, und die äusserste Seite war mit einem Harze oder Gummi überzogen, damit das Wasser nicht durch die Rinde eindringen sollte. Fünfzehn dünne und in Bogen gekrümmte Peile waren quer über den Beinen und die Seiten genäht, und quer über die oberen Ränder waren auf jeder Seite ein geraades Stück Holz gelegt, und an beiden Enden befestigt. Im Ganzen war es eine schlechte Arbeit, so wie diese Leute überhaupt nichts besaßen oder an sich hatten, das die geringste Erfindungskraft angezeigt hätte. Capitain Wallis schenkte ihnen ein oder zwei Peile nebst einigen Glaskorallen und etliche andere Kleinigkeiten, mit welchen sie hinweg nach Süden giengen, und die Engländer bekamen sie nachher nicht wieder zu sehen. — Die Leute, welche zu einem der englischen Boote gehörten, brachten eine Nacht auf einer Insel zu. Während ihrem Aufenthalte dasselbst kamen ohngefähr dreißig Indianer in sechs Rähnen an, siedeten nicht weit von ihnen ans Land, und ließen

ließen sogleich nach dem Boote zu, um wahrscheinlicherweise alles, was sie darinnen fänden zu räumen, mit sich fortzunehmen. Die Engländer aber entdeckten dies artige Vorhaben eben noch frühzeitig genug, um demselben vorbeugen zu können. Sobald die Indianer Widerstand fanden, eilten sie nach ihren Rähnen, und bewaffneten sich mit langen Stangen und Wurfspeichen, die an der Spieße mit Fischgräten versehen waren. Sie stiegen jedoch keinen Angriff an, sondern setzten sich nur in drohende Versassung. Die Engländer, deren an der Zahl zwey und zwanzig waren, rüsteten sich blos zur nothigen Vertheidigung, und schenkten jenen einige Kleinigkeiten, worauf sie bald Freunde mit einander wurden, und die Indianer führten sich alsdann die übrige Zeit ihres Aufenthalts dasselbst ganz friedfertig auf.

Einige Tage hernach kamen verschiedene andere Indianer an Bord, und brachten einige von den Vögeln, die die Matrosen Renupferdvögel nennen, mit sich. Die Engländer kauften solche gegen einige Kleinigkeiten, und Capitain Wallis machte ihnen Geschenke von eigenen Beilen und Messern.



Ein andermal fanden zwey Rähne mit vier  
Männern und drey jungen Kindern in jedem,  
an Bord. Die Männer waren etwas besser  
gekleidet, als diejenigen, welche man vorher  
gesehen hatte, die Kinder aber waren müllernackend. Sie waren von etwas hellerer Far-  
be als die Männer, und diese schienen eine sehr  
partliche Sorgfalt für jene zu haben, welches  
sich besonders zeigte, wenn sie solche in und  
aus den Rähnen hoben. Capitain Wallis be-  
schenkte diese kleinen Gäste mit Hals- und Armbändern, die ihnen überaus wohl zu gefallen  
schienen. Während der Zeit, da einige von  
diesen Leuten bey den Engländern am Bord wa-  
ren, und die andern in ihren Rähnen neben  
den Schiffen auf sie warteten, ward das eng-  
lische Boot nach dem Lande geschickt, um Holz  
und Wasser von da her zu holen. So lange  
sich die Engländer mit Bemannung und Aus-  
rüstung des Boots beschäftigten, hatten die  
Indianer in den Rähnen ihre Augen unver-  
wandt auf dasselbe geheftet; aber den Augen-  
blick, da solches vom Schiffe wegruderte, ruf-  
ten sie mit lautem Geschrei ihren am Bord ih-  
res Schiffs befindlichen Landsleuten zu. Die-  
se schienen sehr zu erschrecken, reichten jenen  
auf

aufs eifertigste ihre Kinder in den Kahn hinaus, und sprangen selbst, ohne ein Wort zu sagen, hinter brem. Niemand unter den Engländern konnte indessen die Ursache dieses plötzlichen Schreckens erathen; sie sahen aber wohl, daß die Leute in den Kähnen mit aller ihrer Macht dem Boot nachruderten, und folchen, dem Ansehen nach, mit grossem Schrecken und Bestürzung nachrufen und schreien. Das Boot ruderte indessen schneller als sic, und als es endlich der Küste näher kam, erblickten die am Bord desselben befindlichen Leute einige Frauen, welche zwischen den Felsen Muscheln auslaßen. Dies erklärte das Räthsel auf einmal. Die armen Indianer befürchteten, die Freunde mögten entweder durch Kunst oder Gewalt ihre ehelichen Vorrechte verleihen, auf welche sie weit eifersüchtiger zu seyn schienen, als die Gewehner anderer Länder, die beim Ansehen noch weniger niederrächtig und wild sind. Um ihnen diese Besorgniß zu beseitigen, hielten die Engländer im Boote augenblicklich still, und ließen die Kähne bey sich vorbei rudern. Demohrrachtet aber führten die Indianer noch immer fort, ihren Frauen zuzurufen, bis diese es endlich hörten und gleich forttranken. So bald



halb die Männer ans Land kamen, zogen sie ihre Râhne auf den Strand, und folgten in der größten Eile ihren Frauen nach.

### Dritter Abschnitt.

#### Einwohner auf der Königin Charlotte Insel.

**D**iesen Namen gab ihr Capitain Wallis.  
Sie liegt in der südlichen Breite von 19  
Gradern 18 Minuten, und in der westlichen Län-  
ge von 138 Gradern 4 Minuten.

Als Capitain Wallis an diese Insel kam,  
schickte er den Lieutenant Fourneaut mit etli-  
chen bemanneten und bewaffneten Booten ans  
Land; und da er sah, daß ohngefähr fünfzig  
von den Eingebornen mit langen Piquen be-  
waffnet, und verschiedene derselben mit Feuer-  
bränden in den Händen auf der Küste herum  
liefen, so befahl er Herrn Fourneaut, daß er  
an demjenigen Theile des Strandes, wo sie  
die Leute sahen, hinlaufen, und sich besireben  
sollte, von denselben Früchte und Wasser oder  
irgend sonst etwas einzuhandeln, er sollte aber  
zugleich sorgfältig dahin sehen, daß die Ein-  
woh-

wohner in keinem Stücke beleidigt würden. Als das Boot sich der Küste näherte, drängten sich die Indianer an den Strand herab, und schickten sich mit ihren langen Piquen in Verfassung, um den Engländern die Landung freig zu machen. Diese hielten also in einiger Entfernung von der Küstestille, machten Freundschaftszeichen, und zeigten zu gleicher Zeit verschiedene Schmücke von Glasskorallen, etliche Wänder, Messer, und andere Kleinigkeiten. Die Indianer wünschten den Engländern zwar noch immer, daß sie zurückzubluten sullen; sie schienen aber doch die Spielächen mit einer Art von sehnsüchtig voller Aufmerksamkeit anzusehen. Es währete nicht lange, so gingen etliche von ihnen ein paar Schritte in die See hinein; und da die Engländer Zeichen machten, daß sie Kokosnüsse und Wasser verlangten, so brachten einige von den Wilden einen kleinen Vorrath von beyden herbei, und wagten sich bis ans Boot, um beybe hinein zu reichen. Von den Kokosnüssen hatten sie die Schale allemal sorgfältig abgenommen, vermutlich weil sie solche zu verschiedenem Gebraue zu gebrauchen wissen, so wie sie den Engländern zum Exempel das Wasser darin brachten.

ten. Diese beschenkten jene dagegen mit den Spielsachen, die man ihnen gezeigt hatte, und mit einigen Trägeln, welche letztere sie dem Indianen nach höher schätzten, als alles übrige. Während dieser Unterhandlung fand einer von den Indianern Mittel, ein seidenes Schnupftuch zu stehlen, in welches man einige kleine europäische Waaren eingewickelt hatte, und er brachte es mit allem, was darinnen war, auf eine so geschickte Art hinweg, daß es niemand gewahr wurde. So bald es die Engländer indessen vermißten, deuteten sie den Indianern an, daß ein Schnupftuch gestohlen worden sei, diese aber konnten oder wollten sie nicht verstehen. Man gab sich viel Mühe, sie zu bewegen, etwas Löffelkraut herab zu bringen, aber vergeblich. Den folgenden Tag sahen die Engländer sieben große Kähne mit zwei starken Mastbalken, in die sich die Indianer setzten und fortsegelten. Ein jedes dieser Fahrzeuge schien etwa 30 Fuß lang, 4 Fuß breit, und viertehalb Fuß tief zu seyn. Zwei und zwey davon waren an einander angehängt, und durch drei Querbalken zusammen festgesetzt; wie von dem linken obern Manne des einen Kähns an den rechten obern Manne des andern

bern hinreichten, so daß zwischen beiden ein drey Fuß breiter Zwischenraum befürchtlich war. Von diesen Querbalten war einer in der Mitte, und gegen jedes Ende hin auch einer befestigt. Die Einwohner dieser Insel waren von mittelmäßiger Größe und von dunkler Farbe. Sie hatten lange schwarze Haare, welche ihnen sech über die Schultern herab hingen. Die Männer waren wohl gebildet, und die Weiber schön. Ihre Kleidung war eine Art von grobem Tuche oder einer Matte, die sie um die Mitte des Körpers gebunden hatten; doch schien es, als ob sie solche nach Belieben wohl bis an die Schultern hinauf ziehen könnten. Auf dem Lande fand man verschiedene Werkzeuge, die aus Muschelschalen und aus Steinen verfertigt, theils zugespißt, theils scharf gemacht, und in Form von Beilen, Meißeln und Pfeilspitzen an Handhaben oder am Stiele befestigt waren. Die Engländer sahen auch verschiedene Todtentheilnisse, in welchen der Leichnam unter einer Art von Tragbarmel der Verweisung unberedigt überlassen war.



## Vierter Abschnitt.

## Einwohner auf der Osnabrückinsel.

Diese Insel, die Capitain Wallis dem Prinzen Friedrich, Bischof von Osnabrück, zu Ehren also benannte, liegt in der südlichen Breite von 17 Graden 51 Minuten, und in der westlichen Länge von 147 Graden 30 Minuten.

Lieutenant Fourneaux ging mit etlichen bewaffneten und bewaffneten Böten ans Land. Er sah wenigstens hundert von den Einwohnern, und glaubte, daß es deren noch mehrere auf dieser Insel gebe. Er legte das Boot an einem kleinen Unter fest, und warf den Indianern, die auf dem Strande standen, ein Seil zu, welches auch sie sogleich auffiengen und fest hielten. Hierauf fieng er an durch Zeichen mit ihnen zu sprechen. Er bemerkte, daß sie kein Gewehr bey sich hatten; einige aber hielten weiße Stäbe in der Hand, welche dort zu Lande wohl eine Art von Oberherrschaft bezeichnen müssen, weil die, so damit versehen waren, die übrigen Einwohner zurücktrieben und zurückhielten. Sie brachten ihm ein Span-

Spanferkel und einen Hahn, und dafür schenkte er ihnen einige Gläservasen, einen Spiegel, etliche Röhne, verschiedene andere Kleinigkeiten und ein Seil. Die Frauen, welche in einiger Entfernung waren zurückgehalten worden, sahen nicht sobald diese kleinen Spielsachen, als sie in Menge an den Strand herab gelaufen kamen. Sie wurden aber zu ihrem grössten Verdrüsse und Ärgernisse durch die Männer bald wieder zurückgetrieben. Während dass dieser Tauschhandel vorgieng, schlich sich ein Indianer unvermerkt um einen Felsen herum, tauchte unter, und hob den kleinen Anker des Bootes aus dem Grunde heraus. Zu gleicher Zeit bestrebten sich die Leute am Lande, welche das Seil hielten, das Boot in die Brandung hinein zu ziehen. Sobald die Engländer dies sah wurden, feuerten sie eine Musketenflugel über den Kopf des Mannes hin, der den kleinen Bootsanker losgemacht hatte, worauf derselbe solchen mit allen Merkmalen eines großen Erstaunens und Erschreckens wieher fallen ließ, und die Leute am Strande ließen auch das Seil fahren. Beide, die Männer und Weiber auf dieser Insel, waren gefleidet.

Günf.



Fünfter Abschnitt.  
Einwohner auf König Georg des dritten  
Insel, sonst Utahita genannt.

**D**as südöstliche Ende dieser Insel liegt in der südlichen Breite von 17 Graden 48 Minuten, und in der westlichen Länge von 151 Graden 30 Minuten; das nordwestliche Ende der Insel aber in der südlichen Breite von 17 Graden 30 Minuten, und in der westlichen Länge von 152 Graden.

Die Engländer sahen sich auf einmal von mehr als hundert Räubern umringt, die sich während eines großen Viehels um das Schiff her versammlet hatten. Sie waren von verschiedener Größe, und in jedem befanden sich bald mehr, bald weniger Leute, von einem bis zu zehn Mann, und auf allen mögten, nach der Rechnung der Engländer, nicht weniger als achtzehn Mann besammt seyn. Nachdem sie sich dem Schiffe bis auf einen Pistolen-  
schuß gerücket hatten, hielten sie still, sahen die Engländer eine Weile mit großem Ernst an, und besprachen sich von Zeit zu Zeit mit einander. Mittlerweile zeigten diese Indianer aller-

allerley Spielsachen, und luden sie ein, an Bord zu kommen. Es wähnte nicht lange, so stießen sie auf einen Haufen zusammen, und hielten eine Art von Herathschlagung, um unter sich eins zu werden, was etwa zu thun seyn mögte; endlich ruberten sie alle rings um das Schiff herum, und machten den Engländern Freundschaftszeichen. Einer von ihnen hielt den Zweig eines Platzenbaums empor, und beehrte die Engländer mit einer Anrede, welche ohngefähr eine Viertelstunde lang dauerte, und bey deren Endigung er den Zweig ins Meer warf. Von englischer Seite fuhr man noch immer fort, sie einzuladen, daß sie an Bord kommen sollten; endlich ließ sich ein anscheinlicher, starker, junger und munter Mann dazu bewegen. Er kam an der Besauleiter herauf, und sprang von der sichenden Wand auf das über dem Verdeck ausgespannte Segeltuch herab. Die Engländer wünschten ihm, daß er auf den Ueberlauf herabkommen möchte, und reichten ihm einige Kleinigkeiten hinzu. Es sah vergnügt aus, wollte aber nichts annehmen, bis einige von seinen Landesleuten, welche sich eben ganz nahe ans Schiff gewagt hatten, nach Herausgung etlicher Worte einige Platzen



Platanzweige uns an Bord zuwarf. Einer von den Indianern, welche eben an Bord waren, stand auf der linken Seite des Ueberlaufs nahe am Gange, und einer von den Ziegen auf dem Schiffe fiel es ein, ihm von hinten zu mit ihren Hörnern gegen die Hüste zu stoßen. Er erschrak darüber, wandte sich eilfertig um, und sah die Ziege auf ihren Hinterfüßen in die Höhe und in Bereitschaft stehen, ihm noch eins zu versetzen. Der Anblick dieses Thiers, das von allen denen, die er jemals gesehen hatte, ganz verschieden seyn mochte, jagte ihm einen solchen Schrecken ein, daß er augensblicklich über Bord sprang; und alle seine Landsleute, welche diesen Vorfall mit angesehen hatten, folgten ihm in der äußersten Eilfertigkeit nach. Doch es währte nicht lange, so erholteten sie sich wieder von ihrer Bestürzung, und kehrten zu den Engländern an Bord zurück. Nachdem Capitain Wallis sie ein wenig an den Anblick der auf dem Schiffe befindlichen Ziegen und Schafe gewöhnt hatte, zeigte er ihnen auch seine Schweine und das Federvieh, und die Indianer deuteten ihm durch Zeichen an, daß sie solche Thiere, wie die letztern, selbst hätten. Er theilte hierauf Nügel und Kleinigkeiten

leisten unter sie aus, und gab ihnen durch Zeichen zu verstehen, daß er wünschte, sie mögten gehen und ihm einige von ihren Schweinen samt etwas Gedreiech und Früchten an Bord bringen; es schien aber, als ob sie nicht begreifen könnten, was er verlangte. Sie lauserten dagegen fleißig auf Gelegenheit, ob sie nicht einige von den Sachen sichlen könnten, welche ihnen eben so zur Hand lagen; man erappete sie aber gemeinlich auf der That. Endlich kam einer von den Schiffsoffizieren, der von eingeschäfe einen neu bordirten Hut auf dem Kopfe hatte, an den Ort, wo sie standen, und fieng an, sich mit einem von ihnen durch Zeichen zu unterhalten. Während dieser Unterredung kam ein andreer, riß ihm den Hut vom Kopfe, sprang damit über das Hadebord in die See, und schwamm davon.

Indem die englischen Hôte sich mit Sondieren beschäftigten, sah Capitain Wallis, daß eine große Menge von Röhnen sich um dieselben her versammelten. Er befürchtete, daß die Indianer Willens seyn mögten, seine Leute anzugreifen; und weil er gern allein Unheil vorbeugen wollte, so gab er den Hôten ein Zeichen, daß sie an Bord kommen sollten. Um aber



aber den Indianern zugleich ein wenig Furcht einzuflößen, feuerte er eine neuwundersame Kugel über ihre Köpfe hin, und das Boot ruderte gleich darauf dem Schiffe zu. Der Donner des Neuwunders hatte die Indianer zwar ein wenig erschreckt, aber sie ließen sich dadurch nicht abhalten, den englischen Booten nachzurudern, und als sie solche nach den Schiffen zurückfuhren sahen, suchten sie einem derselben den Weg abzuschneiden. Da aber dieses Boot schneller ruderte, als die Rähne segeln konnten, so ließ es diejenigen, welche um dasselbe herum schwärmteten, bald hinter sich zurück. Inzwischen lourerten ihm verschiedene andere, welche mit Indianern angefüllt waren, unterwegs auf, und warfen viele Steine in dasselbe, wodurch wirlich einige von den englischen Bootleuten verwundet wurden. Der Officier im Boote feuerte hierauf eine mit Schrot geladene Flinten auf den Mann, der den ersten Stein geworfen hatte, und verwundete ihn in die Schulter. Sobald die übrigen Leute in diesem Rähne sahen, daß ihr Compteur verwundet war, sprangen sie ins Meer, und die andern Rähne ruderten äußerst bestürzt und erschrocken hinweg. Als die englischen Boote

Völker wieder eingenommen waren, und das  
 Schiff eben fortsegeln wollte, erblickten sie ei-  
 nen großen Kahn, welcher den Engländern  
 nachsägte. Da Capitain Wallis vermutete,  
 daß sich am Bord desselben vielleicht irgend ei-  
 ner von den Anführern dieser Leute, oder sonst  
 jemand befinden könnte, der abgeschickt wäre,  
 um ihm eine Botschaft von ihrem Oberhaupt-  
 te zu überbringen, so hielt er für gut, auf den-  
 selben zu warten. Er segelte sehr schnell, und  
 war bald neben dem Schiffe; man konnte aber  
 unter allen an Bord desselben befindlichen Leu-  
 ten keinen unterscheiden, der etwas mehr als  
 der andre vorgestellt hätte. Jedoch stand end-  
 lich einer von ihnen auf, hielt eine Ansrede, die  
 ohngefähr fünf Minuten dauerte, und warf  
 alsdenn einen Zweig von Platannen oder Moos-  
 baum an Bord. Dies hielten die Engländer  
 für ein Friedenszeichen, und erwiederten sol-  
 ches, indem sie einen von den Platanzweigen,  
 welche die Indianer, die vorher bey ihnen ge-  
 wesen waren, zurückgelassen hatten, dem Rede-  
 ner über Bord reichten. Mit diesen und eini-  
 gen Kleinigkeiten, die sie ihm vorher schen-  
 kten, schien er sehr vergnügt zu seyn, und rüde-  
 te bald darauf mit seinem Kahn wieder hinweg.

Den folgenden Tag kam eine beträchtliche Anzahl Kähne vom Lande her ans Schiff, die Schweine, Federvieh und Früchte in großer Menge mit sich brachten, und solche den Engländern gegen kleine Spielsachen und gegen Salz überließen. Diese bemerkten, daß, wenn ihre Böte gegen die Küste hin ruderten, die Kähne, wovon die meisten doppelt und sehr groß waren, ihnen nachsegelten. So lange sie noch dem Schiffe ziemlich nahe waren, blieben die letztern in einer gewissen Entfernung; sobald aber die Böte näher an die Küste kamen, wurden die Wilden füchtig, und endlich rannten gar drei von ihren größten Kähnen gegen eins von den englischen Booten, stießen das Verdeck desselben ein, und rissen seine Ausleger weg. Die Indianer machten sogar Mine, mit Keulen und Knütern in den Händen dasselbe zu entern. Da die Engländer nun solcher Gestalt in die Enge gerieten, sahen sie sich genötigt, Feuer auf die Indianer zu geben, wodurch einer von den Angreifenden getötet, und ein anderer schwer verwundet wurde. Beide, der Tote und der Verwundete, fielen gleich, wie sie den Schuß bekommen hatten, über Bord; alle ihre Landsleute, die sich in

in eben demselben Kahn befanden, sprangen ihnen augenblicklich in die See nach, die andern zwei Kähne aber zogen sich zurück, und die englischen Hote segelten weiter, ohne ferner gehindert zu werden. Sobald die in See gesprungenen Indianer sahen, daß die Hote fortsegelten, ohne ihnen ferner zu schaden, schwommen sie ihrem Kahn nach, schwangen sich wieder hinein, und hoben ihre verwundeten Landsleute aus der See an Bord. Sie stellten solche beyde aufrecht in den Kahn, um zu sehen, ob sie sitzen könnten; da die armen Verwundeten das aber nicht konnten, so versuchten sie, ob sie wenigstens nicht sitzen könnten. Einer derselben war noch stark genug dazu, und diesen hielten sie denn in dieser Stellung fest; und da sie hernach fanden, daß der andre todt war, so legten sie den Leichnam der lange nach ausgestreckt auf den Boden des Kahns nieder. Hierauf ruderten einige von den Kähnen ans Land; andere aber kehrten wieder ans Schiff zurück, um Handlung mit den Engländern zu treiben. Man sah also wohl, daß sie aus dem Betragen derselben gelernt hatten, daß sie nichts von ihnen zu befürchten hätten, so lange sie sich nur friedlich



aussührten, und sie müßten sich wohl bewußt seyn, daß sie alles vorgesetzten Unheils wegen sich einzigt und allein die Schuld bezumessen hätten. Die Officiere, die auf Booten an den Küsten gewesen waren, sagten, daß es auf der Küste von Einwohnern wimmelte, und daß viele derselben zu ihnen geschwommen wären, um ihnen einige Früchte und frisches Wasser zu bringen, welches letztere sie in Bamboos (einer Art von Indianischem Rohre) aufgefangen hatten. Die Leute versicherten, die Indianer hätten sie recht bestimmt, daß sie mit ihnen aus Land kommen sollten, insbesondere wären die Frauenpersonen an den Strand herab gekommen, hätten sich da nackend ausgezogen, und sie durch viele unzüchtige Geberden, die im geringsten nicht gewördig waren, anzulecken gesucht. Für dichmal aber wären sie stark genug gewesen, der Versuchung zu widerstehen.

Des Nachmittags schickte Capitain Wallis die Boote wieder zurück, sie brachten aber nicht mehr als zwei Gefäße voll Wasser mit. Diese hatten die Einwohner für sie angefällt, für ihre Mühe aber hatten sie sich mit den übrigen Gefäßen bezahlt gemacht, und solche ohne Umstände

stände behalten. Die Engländer hatten sich nicht ans Land wagen wollen, damit die Wôte nicht unbefestigt blieben; sie ließen indessen vom Hote aus sein Mittel unversucht, um die Indianer zur Zurückgabe der Gefäße zu bewegen, aber alles war umsonst. Die Indianer lagen ihrer Seits den Engländern eifrigst an, daß sie landen möchten; diese hielten es aber für klüger es abzulehnen. Um folgenden Morgen schickte Capitain Bassis die Hote von neuem ans Land, um Wasser zu holen. Er gab ihnen Beile, Nagel und andere Dinge mit, durch welche sie sich, seiner Einsicht nach, die Freundschaft der Eingeborenen am leichtesten würden erwerben können. Mittlerweile kam vom Lande her eine große Anzahl Rähne ans Schiff, die Brodsfrucht, Platanen, eine Frucht, die einem Apfel ähnlich sah, aber ungleich wohl schmeckender war, und auch Hederich und Schweine brachten. Alles dieses überließen sie den Engländern für Nagel, Messer und andere dergleichen Waaren, und diese bekamen gleich diesmal Schneinfleisch genug, um ihre ganze Schiffsmannschaft zwei Tage lang so damit zu speisen, daß ein jeglicher ein Pfund bekam.



Als die Eöte zurückkamen, brachten sie nur etwas wenig Wasser mit: denn mehr hatten sie füglich nicht bekommen können, weil die Anzahl von Leuten auf dem Strande so groß war, daß sie es nicht wagen wollten, ans Land zu gehen, ohnerachtet die jungen Frauenpersonen sich es angelegen seyn ließen, sie durch eben vergleichene Kochungen zu bewegen, als sie den Tag zuvor schon angewandt hatten, und solche heute mit noch mutwilligern und noch weniger zweydeutigen Gebärden wiederholten. Die Einwohner suchten alles her vor, um die Engländer zum Landen zu reizen: sie brachten Früchte und Lebensmittel von allerley Art herab, legten selche auf den Strand nieder, und ludeten sie durch Zeichen ein, ihnen diese Vorräthe verzehren zu helfen. Aber die den Tag zuvor gestohlnen Gefäße konnten die Engländer nicht wieder erhalten. Als die Eöte wieder absahen, warfen die Frauenpersonen mit Klepfeln und Bananas hinter ihnen herein, lachten sie tüchtig aus, und ließen alle ersinnliche Merkmale von Hohn und Verachtung gegen sie blicken.

Die Engländer fanden nicht lange darauf einen guten Hafen, wo ihr Schiff vor Anker liegen

liegen konnte. Bald darauf stellte sich eine große Menge von Rähnen an dessen Hintertheile ein; und da Capitain Wallis sah, daß sie Schweine, Federvieh und Früchte an Bord hatten, so befahl er dem Constabel und zwey Schiffsofficieren, diese Vorräthe gegen Meister, Nagel, Glasscorallen und andere kleine Waare einzutauschen. Zugleich verbet er, daß niemand im ganzen Schiffe, außer den bekannten Personen, sich mit dem Handel abgeben sollte. Indessen hatte sich die Anzahl der Rähne sehr vermehrt, und diejenigen, welche zuerst heran kamen, waren sehr große, gedoppelte Rähne, in deren jedem sich zwölf bis fünfzehn starke Männer befanden. Capitain Wallis sah zu seinem größten Missvergnügen, daß sie eher zum Kriege, als zur Handlung ausgerüstet schienen, indem sie fast nichts als runde Kieselscheine am Bord hatten. Mittlerweile kamen ohne Aufhören von der Küste immer mehrere Rähne heran, welche eine ganz andere Ladung, als alle übrigen am Bord hatten, nämlich eine Anzahl von Frauenspersonen, die in einer Reihe saßen, und als sie nahe ans Schiff kamen, alle nur erbärfliche unprüchtige Geberden machten. Unterdessen daß



biese ihre Reihe zur Schau auszoben; zogen sich die mit Kieselsteinen beladenen Röhne sehr nahe rings um das Schiff zusammen; einige von den darin befindlichen Leuten sangen mit heiserer Stimme, andere bliesen auf grossen Muscheln, und noch andere spielten auf Gitarren. Es wähnte nicht lange, so gab ein Mann, welcher auf einer Art von Tragbühne saß, aber auf einem der größten geboppelten Röhnen befestigt war, ein Zeichen, daß er neben das Schiff zu kommen wünsche. Capitain Wallis bezeigte sogleich seine Einwilligung, und als jener hinauf dicht an das Schiff kam, gab er einem von den Matrosen einen Bündel rother und gelber Federn, und verlangte durch Zeichen, daß er ihn dem Capitain Wallis überliefern sollte. Dieser nahm denselben mit vielen Freundschaftsbeweisungen an, und ließ sogleich einige Kleinigkeiten herbei bringen, um ihm solche dagegen reichen zu lassen. Über zu seiner größten Verwunderung hatte er sich während dieser Zeit schon wieder vom Schiffe entfernt, und warf den Zweig eines Cocosbaumes in die Luft. Dies war, wie man sogleich erfuhr, das Zeichen zum Angriff: denn in demselben Augenblick erhob sich auf allen ihren Röhnen

Röhnen ein allgemeines Jauchzen; sie ruderten schnell gegen das Schiff an, und ließen von allen Seiten her einen Hagel von Steinen in dasselbe regnen. Da sie die Engländer auf solche Weise förmlich angegrissen hatten, und nichts als die Waffen gegen eine solche Menge schützen konnte, und das um so mehr, da ein großer Theil des englischen Schiffsvolks frak und schwächlich war; so befahl Capitain Wallis der Wache, Feuer zu geben. Zwei von den auf dem Ueberlaufe befindlichen Kanonen, die Capitain Wallis mit kleinen Kugeln hatte laden lassen, wurden ebenfalls fast zu gleicher Zeit abgefeuert, und die Indianer gerieten dadurch in eine kleine Bestürzung. Doch in wenigen Minuten hatten sie sich wieder von derselben erholt, und griffen zum zweytenmale an. Mittlerweile hatte sich ein jeder, der nur auf das Verdeck kommen konnte, auf seinem angewiesenen Platz eingefunden. Capitain Wallis befahl also, daß die großen Kanonen abgefeuert, und einige derselben allezeit nach einem gewissen Orte an der Küste gerichtet werden sollten, wo eine große Menge von Röhnen noch immer frische Mannschaft einnahm, und in der größten Eilsfertigkeit gegen



das Schiff heran segelte. Als daß schwere Geschütz zu spielen anfieng, waren gewiß nicht weniger als dreihundert Rähne um das Schiff, welche zusammen bei zwey tausend Mann an Bord haben mochten. Viele Laufende waren noch auf der Küste, und eine Menge anderer Rähne kam außerdem von allen Seiten auf das Schiff los. Das Feuer trieb endlich die Rähne, welche nahe am Schiffe waren, hinweg, und schreckte auch die andern ab, näher zu kommen. Gobald Capitain Wallis also sah, daß sich einige zurückzogen, und daß die übrigen ruhig waren, ließ er augenblicklich mit Schießen aufhören, in der Hoffnung, daß sie jetzt hinlänglich überzeugt seyn würden, wie sehr die Engländer ihnen überlegen wären, und daß sie daher das Gefecht nicht wieder erneutten würden. Hierin irrte er sich aber zum Unglück. Eine große Anzahl von Rähnen, die sich zerstreut hatten, stießen wieder zusammen, lagen eine Zeit lang still, und sahen das Schiff in einer Entfernung von ohngefähr einer Viertelmeile an; alsdann steckten sie plötzlich weiße Wimpel auf, ruderten gegen das Hintertheil des Schiffes los, und fiengen wie zuvor an, aus einer beträchtlichen Entfernung

nung mit großer Stärke und Geschicklichkeit Steine hinein zu schleudern. Jeder von diesen Steinen wog ohngefähr zwey Pfund, und viele von den Engländern am Bord wurden durch sie verwundet: sie würden auch ohne Zweifel noch mehr Schaden angerichtet haben, wenn nicht ein Tergeltuch, um die Steine abzuhalten, über das ganze Verdeck ausgespannt, und die Hängematten mitten im Schiffe in Reihen wären aufgehängt gewesen. Zu gleicher Zeit näherten sich verschiedene stark besetzte Rähne dem Bug des Schiffes, vermutlich weil sie bemerkt hatten, daß von diesem Theile derselben noch kein Schuß war abgefeuert worden. Capitain Wallis ließ daher einige Kanonen her vor bringen, solche wohl richten, und auf diese Rähne abfeuern, und zugleich ließ er zwey Kanonen am Hinterteile heraus führen, und auf die Angreifenden richten. Unter denselben Rähnen, die gegen den Bug hinzuliefen, befand sich einer, der irgend einen von ihren Ausführern am Bord haben mußte, weil von diesem Rahn aus die Zelten zum Zusammenziehen der Rähne waren gegeben worden. Es traf sich, daß ein Schuß eben diesen Rahn so genau traf, daß er ihn ganz



ganz entzwey schoß. Sobald die übrigen dies sahen, zerstreuten sie sich so geschwind, daß in einer halben Stunde kein einziger Kahn mehr zu sehen war. Auch das Volk, welches sich vorher an den Strand herab gedrängt hatte, entfloß ebenfalls mit der äußersten Eilfertigkeit über die Gebürge.

Herr Tourneau gieng hierauf mit allen bewaffneten Hörten ans Land, richtete eine Stange auf, ließ von derselben ein aufgestecktes Wimpel wehen, und nahm im Namen Sr. Majestät des Königs davon Besitz. Er erblickte jenseit eines Flusses zwey alte Männer, die aber, so bald sie bemerkten, daß sie gesehen wären, eine fliehende Stellung annahmen, und sehr bestürzt und erschrocken zu seyn schienen. Herr Tourneau wünschte ihnen, daß sie über den Flug herüber kommen sollten, und einer von ihnen that es. Als er diess seit des Flusses ans Land stieg, troch er auf Händen und Füßen zu Herrn Tourneau heran: dieser hob ihn aber gleich auf, prigte ihm, als er zitternd da stand, einige von den Steinen, die ins Schiff waren geschleudert worden, und befahlte sich, ihm zu verstehen zu geben, daß wenn nur die Eingebornen nicht

suchten

suchen wollten, uns Schaden zu thun, wie  
 denselben unserer Seite gewiß kein Leid gesü-  
 gen würden. Er ließ zwei von den Wasser-  
 fässern anfüllen, um den Indianern zu zeigen,  
 daß wir Wasser verlangten, und wußt ihnen  
 einige Helle und andere Dinge, um ihm zu ver-  
 siehen zu geben, daß er Lebensmittel dagegen  
 einzuhandeln wünschte. Während dieser pan-  
 tomischen Unterredung fachte der alte Mann  
 wieder einen Wuth, und Herr Gourneau  
 schenkte ihm zur Bestätigung seiner Freundschaftsversicherungen ein Beil, etliche Nügel,  
 Glasborallen und andere Kleinigkeiten. Hier-  
 auf stieg er mit seinen Leuten wieder in die Höhe,  
 und ließ seine Wimpel wehend am Lande  
 zurück. Sobald die Böte vom Strande ab-  
 gestoßen hatten, gings der Greis an das Wim-  
 pel hin, und tanzte eine geraume Zeit um das  
 selbe herum; alsdaun gings er weg, kam aber  
 bald nachher mit einigen grünen Zweigen zu-  
 rück, welche er hinworf, und sich dann zum  
 zweytenmale entfernte. Es währete nicht lan-  
 ge, so kam er in Begleitung von zwölfen sei-  
 ner Landsleute abermals zum Verschœn; sie  
 nahmen insgesamt eine demütige Stellung  
 an, und näherten sich allmäßlig dem Wimpel.

Ægil



Weil es aber ohngefähr im Winde flatterte, als sie denselben nahe kamen, so flohen sie in der grössten Bestürzung plötzlich zurück. Nachdem sie eine kleine Zeit lang von ferne gestanden und es angesehen hatten, gingen sie hinweg, kamen aber bald mit zwey lebendigen Schweinen wieder zurück, und legten solche unten an der Stange nieder. Endlich fassten sie Ruth und fiengen an zu tanzen. Als diese Ceremonie geendigt war, brachten sie die Schweine an den Strand herab, stießen einen Kahn vom Lande in die See, und legten die Schweine in denselben hinein. Der Greis, welcher einen großen weißen Bart hatte, setzte sich sobann ganz allein zu diesen Thieren, und brachte sie ans Schiff. Als er neben dasselbe kam, hielt er eine ordentliche Ansrede, reichte alsdann etliche grüne Platanenblätter eins nach dem andern hinein, und sprach bey Überreichung eines jeden derselben in einem feierlichen langsamen Tone ein paar Worte her, und als er damit fertig war, schickte er die zwey Schweine an Bord, drehete sich sobann herum, und wies aufs Land. Capitain Wallis befahl, daß man ihm einige Geschenke geben sollte; er wollte aber nichts nehmen, und kurz darauf stieß er

er seinen Kahn vom Schiffe ab, und gieng wieder ans Land. Bald nachdem es am Abend dunkel geworden war, hörten die Engländer das Getöse von vielen Trommeln, grossen Muscheln und andern blasenden Instrumenten, sahen auch eine Menge Lichter längst vor ganzen Küste hin. Um sechs Uhr des Morgens sahen sie keinen von den Eingebornen an der Küste, bemerkten aber, daß das Wimpel war hinweg genommen worden, welches sie vermutlich, wie die Frösche in der Fabel ihren feindlichen Flotz, verachtet gelernt hatten. Einige Engländer giengen ans Land, um Wassersässer zu füllen. Unterdessen daß sie sich damit beschäftigten, erschienen etliche von den Eingebornen jenseits des Flusses, unter Anführung eben des Greises, den sie den Tag vorher gesehen hatten. Es währete nicht lange, so kam dieser Mann herüber, und brachte einige wenige Früchte und etwas Federviech mit sich, welches auf Bord geschnickt wurde. Weil Capitain Wallis stark war, so gebrauchte er seine Ferngläser, um vom Schiffe aus zu sehen, was am Lande vorgieng. Er sah, daß eine Menge von Eingebornen über einen Berg her marschiert kam, welcher ohngefähr eine Meile von dem



dem Strene entfernt liegen mögte. Zu gleicher Zeit entdeckte er eine große Anzahl von Röhnen, welche um die westliche Landspitze herum kamen; und längst der Küste dicht an dieselbe hinzuliefen. Hinter der Wasserstelle, wo die Aussicht frei war, bemerkte er eine sehr zahlreiche Partie von Eingebornen, welche unter den Gebüschen hinschlügen, und er entdeckte zugleich eine unzählbare Menge von eislichen Tauenden, welche in den Wäldern gegen die Wasserstelle anrückten, und noch mehrere Röhne, die sehr schnell um die andere Landspitze der Bay gegen Osten herum kamen. Der Offizier am Lande hatte auch bereits entdeckt, was Capitain Wallis gesehen hatte, und gieng am Bord seines Bootes zurück. Sobald er inne ward, daß die Indianer sich den Schatten des Waldes zu Nutze machten, um heimlich gegen ihn heran zu schleichen, schickte er sogleich den Greis an sie ab, und gab ihnen durch Zeichen zu verstehen, daß sie in einer gewissen Entfernung bleiben sollten, und daß er nichts als Wasser verlangte. Als sie merkten, daß sie entdeckt waren, fiengen sie an zu schreyen, und rückten noch geschwinder als zuvor auf ihn los. Er zog sich also augenblick.

blicklich mit seiner Mannschaft in die Höhe zurück. Während seines Rückzuges waren die Indianer über den Fluss gegangen, und nahmen mit vielen Frohlocken von den Wassersässern Besitz. Ihre Röhne rückten nunmehr aufs eifrigste längst der Küste nach dem Wasserplatze zu, und alles Volk am Lande lief ebenfalls dahin; eine Menge von Weibern und Kindern aber rannten auf einen Berg, von da sie den Meerbusen und den Strand überschauen konnten, und setzten sich daselbst nieder. Bald die Röhne von beyden Landspitzen der Bay her in die Gegend kamen, wo das Schiff vor Anker lag, stiegen sie ans Land, und nahmen noch mehr Leute ein, welche große Säcke in den Händen hatten, die, wie sichs nachher auswies, mit Steinen gefüllt waren. Nunmehr näherten sich alle Röhne, welche theils um die beyden Landspitzen herum gekommen waren, theils innerhalb des Meerbusens vom Lande gestossen hatten, unsern Schiffe. Capitain Wallis konnte also wohl nicht länger daran zweifeln, daß sie im Sinne hätten, ihr Glück in einem neuen Angriffe zu versuchen. Da es nun seiner Einsicht nach zur Verminderung des Unheils das sicherste Mittel war,



wenn man den Kampf so kurz als möglich zu machen suchte, so beschloß er, dies Gefecht entscheidend, und allen Feindseligkeiten auf einmal ein Ende zu machen.

Er befahl daher seinen Leuten, daß sie zuerst auf die Rähne feuern sollten, die sich in verschiedenen Häusen zusammengezogen hatten. Dies geschah auch augenblicklich mit solchem Nachdrucke, daß alle gegen Westen hin befindliche Rähne so geschwind als möglich nach dem Strand eilten, und die gegen Osten hin liegenden gleich um die Reihe von Klippen herum liefen, und bald von den Kanonen nicht mehr erreicht werden konnten. Hierauf rückte man das Feuer nach verschiedenen Gegenbaren des Waldes, wodurch die Indianer bald heraus getrieben wurden, und den Berg hinauf liefen, wo die Weiber und Kinder sich niedergesetzt hatten, um der Schlacht zuzusehen. Auf diesem Berge befanden sich nunmehr ihrer viele Tausende, die sich daselbst vollkommen sicher hielten. Um sie aber vom Gegenthale zu überzeugen, befahl Capitain Wallis, einige von den Kanonen so niedrig als möglich hinabzulassen, und vier Schüsse gegen sie hin zu feuern. Er dachte, wenn die Indianer sehen,

schen, daß die Kugeln weiter reichen, als sie es für möglich halten, so werden sie vielleicht auf die Gedanken gerathen, daß man sie, wenn es nöthig seyn sollte, überall treffen könne; sie mögten auch noch so weit entfernt seyn. Zwei von den dorthin gefeuerten Kugeln fielen hart an einem Baume nieder, wo eine grosse Menge von diesen Leuten saß, und jagte ihnen einen solchen Schrecken und Entsetzen ein, daß in weniger als zwey Minuten keine Seele mehr zu sehen war. Als die Küste auf die Art völlig gereinigt war, bemannete und bewaffnet Capitain Wallis die Hölle, schickte unter einer starken Bedeckung seine Zimmerleute mit ihren Werkzeugen ab, und befohl ihnen, alle Rähne, so viel deren auf den Strand waren gejagt worden, entzwey zu hauen. Noch vor Mittag war diese Arbeit vollendet, und mehr als funfzig Rähne, wovon viele 60 Fuß lang und 3 breit, und je zwey an einander befestigt waren, lagen nun in Stücken da. Man fand in denselben nichts als Steine und Schleibern, ausgenommen am Bord zweyer viel kleinerer Rähne, als die übrigen, waren einige wenige Früchte, etwas Federvisch, und ein paar Schweine besudlich.

Am Nachmittag kamen ohngefähr zehn von den Eingebornen aus dem Walde hervor. Sie trugen grüne Zweige in den Händen, stieckten solche am Strande in die Erde, und giengen alsdann zurück. Bald nachher kamen sie wieder, und brachten eiliche Schweine, welchen sie die Füße gebunden hatten; sedann holten sie aus dem Walde het verschiedene Bündel von dem Zeuge, dessen sie sich zur Kleidung bedienen, und welches dem indianischen Papirre einigermaßen ähnlich sieht. Diese legten sie gleichfalls auf den Strand, und rufen den Engländern zu, daß sie diese Sachen abholen möchten. Ein Boot wurde also ans Land geschickt, und man fand da außer einigen Hunden und dem Zeuge, neun tüchtige Schweine; die letzteru wurden an Bord gebracht, die Hunde aber ließ man los, und nebst dem Zeuge am Lande zurück. Für die Schweine legten die Engländer einige Beile, Nügel und andere Dinge auf die Stelle hin, und wünschten einigen von den Indianern, die sich sehen ließen, daß sie solche nebst ihrem Zeuge abholen, und mit sich nehmen sollten. Bald nachdem das Boot an Bord gekommen war, brachten die Indianer noch zwei Schweine herab, und wünschten

den Engländern, welche zu holen. Das Boot kehrte also ans Land zurück, und brachte die Schweine mit, das Zeug aber ließ es liegen, ohnerachtet die Indianer zu verschenken gaben, daß es dasselbe auch mitnehmen sollte. Die Leute berichteten, daß die Indianer von allen den Sachen, die man für sie auf den Strand hingelegt hatte, nichts angerührt hätten, und einer war der Meinung, daß sie diese Geschenke deswegen nicht nehmen wollten, weil man ihr Zeug nicht angenommen hätte. Capitain Wallis befahl also, daß man dasselbe gleichfalls holen sollte. Der Ausgang bewies die Richtigkeit dieser Ruthwaltung; denn sobald das Boot das Zeug eingekommen hatte, kamen die Indianer herab, und trugen alles, was ihnen geschickt worden war, unter den größten Freubensbezeugungen mit sich fort in den Wald.

Um folgenden Morgen schickte Capitain Wallis die Bote mit einer Wache ans Land, um Wasser zu holen. Bald nachdem die Mannschaft gelandet hatte, kam ebenderselbe Greis, welcher am ersten Tage über den Fluß zu ihnen gekommen war, wieder an das jenseitige Ufer derselben, und rief von da aus eine lan-



ge Anrede an die Engländer, und bey Endigung derselben kam er über das Wasser zu ihnen herüber. Als er nahe heran kam, zeigte ihm der Officier die Steine, welche wie Kanonenkugeln am Strande aufgehäuft, und seit der Landung dahin gebracht worden waren. Er wies ihm auch einige Säcke voller Steine, welche man in den Röhnen gefunden hatte, die in Stücken gehauen waren. Er gab sich Mühe, dem alten Mann begreiflich zu machen, daß die Indianer der angreifende Theil gewesen wären, und daß die Engländer aus Muthwirthe ihnen hätten schaden müssen. Der Greis schien zu begreifen, was er sagen wollte, aber über den Punkt des Angriffs nicht einigerley Regnung mit ihm zu seyn. Er hielt indessen sogleich eine Rede an das Volk, wies mit großer Führung auf die Steine, Schleudern und Säcke, und bisweilen waren seine Geberden, Gämpe und Stimme ganz wütend und fürchterlich. Indessen legte sich der Sturm seiner Leidenschaften doch wieder nach und nach, und der Officier, der es herzlich bedauerte, daß er von der ganzen Rede des alten Mannes nicht ein einziges Wort verstehen konnte, bestrebte sich, ihn durch Beihilfe aller nur ersinnlichen

Bei-

Zelchen zu bereden, daß die Engländer mit Freundschaft mit ihnen zu leben, und von Herzen gern ihnen alle möglichen Beweise ihrer Freundschaft zu geben wünschten. Zur Versicherung dessen reichte er ihm die Hand, umarmte ihn, und schenkte ihm zugleich verschiedene solche Kleinigkeiten, vergleichen ihm, seinem Bedürfnen nach, am angenehmsten schätz mögten. Er fand auch Mittel, dem Greis begreiflich zu machen, daß er Lebensmittel einzuhandeln wünschte, insgleichen, daß die Indianer nicht in großer Anzahl herabkommen, und auf der einen Seite des Flusses, so wie die Engländer auf der andern bleiben sollten. Hierauf gieng der Greis, dem Menschen nach sehr vergnügt, hinweg, und noch vor Mittag wurde ein ordentlicher Handel zu Stande gebracht, vermittelt dessen die Engländer Schweine, Früchte und Feuerdich genug bekamen, so daß das ganze Schiffsvolk reichlich, und so viel davon hatte, als es nur verzehren konnte.

Der Schiffsarzt gieng kurz darauf am Kande mit seiner Kugelsbüchse spazieren, und schoß eine wilde Ente, die über seinen Kopf wegflieg, so, daß sie mitten unter die Eingebornen, die jenseit des Flusses waren, stobt niedersiel.



Dies jagte den Indianern einen solchen Schrecken ein, daß sie im Augenblicke alle davon liefen. Als sie ein gut Stück fortgerannt waren, standen sie still, und der Schiffbarjt winkte ihnen zu, daß sie ihm die Ente herüber bringen sollten. Einer von ihnen wagte sich endlich, kam über den Fluss, und legte das Thier blau und zitternd zu seinen Füßen nieder. Zu eben dem Augenblick flogen noch verschiedene andere Enten von ohngefähr in der Gegend, wo sie standen; er schoß also wieder, und traf glücklicherweise noch drei davon. Dieser Vorfall floßte den Eingebornen eine solche Furcht vor dem Feuergewehr ein, daß, wenn man Tausenden von ihnen eine Kugelbüchse wies, sie alle wie eine Heerde Schafe davon liefen. Da die Engländer sie in der Folge sich so leichtlich vom Leibe abhalten konnten, und wahnehmten, daß die Indianer sich im Handel so ordentlich aufführten; so zweifelten sie nicht daran, daß sie diese Unnahmlichkeit dem Umstande zu verdanken hätten, daß jene bei dieser Gelegenheit das Gewehr, das sie zuvor nur empfunden, nun selbst mit Augen gesehen hätten.

Die Eingebornen stahlten zwar bisweilen etwas; doch durch die bloße Furcht vor einer Knobelbüchse, und ohne dieselbe jemals zu gebrauchen, konnte man sie allezeit nötigen, das Entwendete zurückzubringen. Eines Tages schlich sich ein Mann unvermerkt über den Fluss, und stahl ein Weil. Sobald der Constabel es vermisste, gab er dem Greise zu verstehen, was vorgegangen war, und that, als ob er mit allen seinen Leuten sich fertig machen wollte, in den Wald zu marschieren, und dem Diebe nachzusuchen. Über der Greis deutete ihm durch Zeichen an, daß er ihn dieser Mühe überheben wolle. Er gießt auch gleich darauf als Stein fort, und es währete nicht lange, so kam er mit dem Weile zurück. Der Constabel drang darauf, daß ihm auch der Dieb ausgeliefert werden sollte; und ob zwar der alte Mann sich anfangs dazu nicht gern zu entschließen schien, so that er es endlich dennoch. Als der Kerl herüber gebracht wurde, erkannte ihn der Constabel für einen alten Verbrecher, der sich schon mehrmals straffällig gemacht hatte, und schickte ihn daher gefangen an Boed. Capitain Wallis war aber nicht gesonnen, sein Verbrechen anders, als durch die bloße Furcht der



Gestrafung zu ahnden, und setzte ihn daher nach vielen Bitten und Fürbitten wieder in Freiheit, und schickte ihn ans Land.

Ob die Eingeborenen über seine glückliche Rückkehr mehr erstaunt oder erfreut waren, lässt sich schwer entscheiden; sie empfingen ihn indessen mit allgemeinem Jubel, und führten ihn mit sich fort in die Wälder. Den folgenden Tag kam er freywillig wieder, und brachte dem Constabel einen beträchtlichen Beutel von Brodsfrucht, und ein großes gebrautes Schwein, vermutlich, um ihn wieder zu versöhnen.

Als die Engländer sich am Lande aufhielten, erlaubte man verschiedenen jungen Grauenpersonen, über den Fluss herüber zu kommen. Sie waren zwar nicht ungemein, persönliche Gunstbezeugungen zu bewilligen, aber sie fannen doch den Werth derselben zu wohl, als dass sie sich nicht eine Erkenntlichkeit dagegen hätten ausbedingen sollen. Der Preis, den sie darauf zu setzen pflegten, war zwar nicht hoch, aber doch von der Beschaffenheit, dass die Schiffleute nicht allemal im Stande waren, ihn zu bezahlen. Da sie indessen der Versuchung nicht widerstehen konnten, so sagten

len sie Nägel und anderes Eisen aus dem Schiffe weg, wo sie nur konnten. Zu den Nägeln, welche man des Handels wegen mitgenommen hatte, konnten sie nicht allezeit hinkommen; sie zogen also vergleichsweise verschiedenen Orten des Schiffes aus, hauptsächlich diejenigen, mit welchen die Seitenklammern am Schiffe festigt waren. Hieraus entstand aber ein doppelter Unheil, das Schiff litt dadurch Schaden, und der Marktpreis musste auf solche Art natürlicherweise steigen. Wenn also der Constabel, wie gewöhnlich, für Schweine von mittlerer Größe kleine Nägel anbot, so weigerten sich die Einwohner, sie zu nehmen, zogen ungleich größere hervor, und gaben ihm zu verstehen, daß sie vergleichsweise erwarteten. Man stellte die eifrigste Nachforschung an, um die Verbrecher zu entdecken, aber vergebens, und ohnerachtet Capitain Wallis eine große Belohnung darauf setzte, wer die Thäter aufzufinden machen könnte, so kam doch nichts heraus. Es kränkte ihn, daß er nicht besser zu seinem Zwecke kommen könnte; er wurde aber noch ärgerlicher, als er fand, daß einzige von seinen Leuten die Einwohner bey vergleichsweise Vorfällen gar betrogen hatten. Wenn sie nämlich keine



keine Mägel bekommen konnten, so hatten sie Bley gestohlen, und aus demselben Mägel geschnitten. Viele von den Eingeborenen, welche mit dieser falschen Münze waren bezahlt worden, brachten traurig darum dieselben dem Constabel, und batzen sich eiserne bagegen aus. So billig auch diese Bitte war, so konnte sie doch ohne Schaden nicht gewähret werden.

Verschiedene Indianer, die ihrer Kleidung und Ausführung nach Standespersonen zu schließen, kamen zu den Engländern an Gord Capitain Wallis war besonders höflich gegen diese Leute, und um zu erfahren, was für ein Geschenk ihnen am angenehmsten wäre, legte er ihnen einen Johannes (eine portugiesische Goldmünze), eine Guine, einen Kronthalter, einen spanischen Thaler, einige englische Schillinge, einige neue Halbfennigstücke, und zwei große Mägel vor, und gab ihnen sebann durch Zeichen zu versichern, daß sie nehmen sollten, was ihnen am besten gefiele. Sie griffen zuerst sehr begierig nach den Mägeln, und nahmen alsdenn ein paar Halbfennigstücke; das Gold und Silber aber ließen sie unangerührt liegen. Er schenkte ihnen darauf noch etliche Mägel

Mögel und einige Halbpfennigstücke, und schickte sie damit höchstvergnügt ans Land zurück.

Nach einiger Zeit kam der Constabel mit einem Frauenzimmer an Bord, die von großer Statur war, ohngefähr 45 Jahr alt seyn mochte, und nebst einer angenehmen Gesichtsbildung einen wiewohl majestätischen Anstand hatte. Er sagte, sie sey erst kürlich in diese Gegend des Landes gekommen, und da er beobachtet hätte, daß die andern Einwohner viele Ehesurkten gegen sie bezeugten, so habe er ihr einige Geschenke gemacht. Um diese zu erwidern, habe sie ihn in ihre Wohnung eingeladen, und habe ihm einige recht große Schweiße geschenkt. Nachher sey sie mit ihm zurückgekehrt, und habe Verlangen gezeigt, an Bord des Schiffes zu gehen. Sie schien gleich beim ersten Eintritte in das Schiff ganz ohne Misstrauen und Furcht, überhaupt aber ganz ungewöhnungen zu seyn, und die ganze Zeit über, da sie an Bord war, betrug sie sich mit einer ungekünstelten Freymüthigkeit, die man bey allen Personen zu bemerken pflegt, die sich ihrer Vorzüge bewußt, und der Herrschaft gewohnt sind. Capitain Wallis gab ihr einen großen blauen Mantel, der ihr von der Schal-

ter



ter bis auf die Füße herabreichte, hieng ihé selchen um, und band ihn mit Bändern fest; auch gab er ihr einige Glashorallen, einen Spiegel und viele andere Sachen mehr. Als les dieses nahm sie auf die anständigste Art an, und bezeugte ihr Wohlgefallen darüber. Sie bemerkte, daß er stark gewesen war, und wies ans Land. Er deutete dies so aus, daß sie meinte, er sollte dahin gehen, um seine Gesundheit wieder vollkommen herzustellen, und gab ihr also durch Zeichen zu verstehen, daß er den andern Tag dahin kommen wolle. Als sie endlich Lust bezeugte, wieder zurückzukehren, ließ er sie durch den Constabel zurückbegleiten.

Den folgenden Morgen gieng Capitain Walbus also zum erstenmal ans Land, und seine Fürstin, oder vielmehr Königin, (denn ihrem Ansehen nach schien sie einen vergleichbaren Rang zu haben,) kam bald nachher mit einer großen Begleitung zu ihm. Da sie bemerkte, daß er von seiner Krankheit her noch sehr schwächlich war; so befahl sie ihren Leuten, daß sie ihn auf die Arme nehmen, und nicht nur über den Flug, sondern auch den ganzen Weg bis an ihr Haus hin tragen sollten. Weil sie auch

beob-

beobachtete, daß einige von den Personen, die bey ihm waren, insbesondere der erste Lieutenant und der Schiffszahlmeister, gleichfalls frank gewesen waren; so ließ sie diese ebenfalls auf die nämliche Art tragen. Capitain Wallis hatte, da er ans Land gieng, eine Leibwache mit sich genommen, und diese folgte ihnen bey diesem Aufzuge nach. Unter Wegbrängte sich eine große Menge Volks um sie herum; sobald die Fürstinn aber, ohne ein Wort zu sprechen, blos mit der Hand winkte, weichen sie zurück, und machten ihnen Platz. Als sie sich ihrem Hause näherten, kam ihr eine große Anzahl von Personen beyderley Geschlechts aus demselben entgegen. Sie stellte dem Capitain Wallis alle diese Leute vor, und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß solches lauter Unverwandte von ihr wären. Hierauf fasste sie seine Hand, und reichte sie der ganzen Verwandtschaft zu küssen dar. Endlich traten sie in das Haus hinein, das der Länge nach 327 Fuß nahm, und 42 Fuß breit war. Es bestand aus einem mit Palmezweigen gedeckten Dache, das auf Pfosten ruhet, deren auf jeder Seite 39, und in der Mitte 14 befindlich waren. Bis an die oberste Dachspitze



spieße gerichtet, war das Gebäude innen und  
zu Fuß hoch, die Pfosten aber, auf welchen  
das Dach ruhete, waren bis an den Rand  
dieselben 12 Fuß hoch, und unterhalb dem  
Dache war an den Seiten alles frey und offen.  
Eobald sie in dies Haus hineingetreten waren,  
nöthigte die Fürstin sie zum Niedersitzen, ruf-  
te gleich vier junge Mädcchen, und ließ sich  
von ihnen helfen, um dem Capitain Wallis  
Schuhe, Strümpfe und den Rock auszuzie-  
hen. Sobann befahl sie ihnen, daß sie ihm  
die Haut herabwärts streicheln, und mit ihren  
Händen sanft reiben sollten. Eben dieses ließ  
sie mit dem ersten Leutenant und dem Schiffe-  
zahmmeister auch vornehmen, die übrigen aber,  
die alle gesund zu seyn schienen, mußten sich  
am Umschien genügen lassen. Während daß  
diese Operation mit ihnen vorgenommen wurde,  
suchte sich der Schiffssarzt, der sich auf  
dem Gange hieher sehr erhöht hatte, ein wenig  
abzufühlen, und nahm in dieser Absicht seine  
Peruque vom Kopfe. Einer von den India-  
nern bemerkte solches, und schrie überlaut,  
und dies zog die Aufmerksamkeit aller übrigen  
vergestalt auf den guten Chirurgus hin, daß  
in einem Augenblid alle Augen auf das Wun-  
derding

berding gehestet, und alle andere Berrichtungen mit einmal unterbrochen waren. Die ganze Versammlung stand eine Zeit lang in stilem Erstaunen ganz unvergänglich da, und sie hätten sich wahrhaftig nicht erstaunter anstellen können, wenn sie auch wirklich gesehen hätten, daß der Engländer sich alle Glieder vom Leibe geschräubt hätte. Endlich gingen die jungen Mädchen, welche die andern streichelten und rieben, wiederum an diese Arbeit, und als sie solche ohngefähr eine halbe Stunde fortgesetzt hatten, ließten sie sie wieder an; man kann sich aber leicht vorstellen, wie ungeschickt sie sich dazu anstellen mußten. Indessen bekam so wohl dem Capitain Wallis als auch dem Lieutenant und dem Schiffszahlmeister das Reiben sehr wohl. Bald darauf ließ eben die gütige Wohlthätigkeit einigt Ballen von hiesigem Tuche herbei bringen, und kleidete den Capitain Wallis nebst seiner ganzen Gesellschaft mit diesem Zeuge nach der Mode des Landes. Anfangs verbat der erste diese Gunstbezeugung; weil er indessen nicht gern das Unschick haben wollte, als ob ihm das nicht gefiele; was man ihm doch in der Absicht bezeugte, daß es ihm gefallen sollte, so ließ er sich endlich in Hand.



nach ihrem Sinne kleiden. Als sie weggelangen, befahl sie, daß ein sehr großes und trächtiges Nutterschwein an das Boot gebracht werden sollte, und sie selbst begleitete sie in Person dahin. Sie hatte ihren Leuten befohlen, daß sie den Capitain Wallis, wie zuvor, auf den Händen tragen sollten; da er aber jetzt lieber gehen wollte, so nahm sie ihn am Arm, und so oft sie an eine Wasserpflaue oder an eine morastige Stelle kamen, hob sie ihn selbst hinüber, und dies dem Anschein nach mit so geringer Mühe, als er in gesunden Lagen gebraucht haben würde, um ein Kind hinüber zu heben.

Am folgenden Morgen schickte Capitain Wallis ihr durch den Konsabel sechs Beile, sechs Schnittmesser, und noch verschiedene andere Dinge. Bey seiner Zurückkunft meldete er dem Capitain, daß er sie bey der Wahlzeit angetroffen habe, und daß sie in ihrem Hause eine erstaunende Anzahl von Leuten, die seinem Gedanken nach sich wenigstens auf ein tausend Personen belief, mit einem Gafumahle bewirthet habe. Die Speisen wurden bey dieser Gelegenheit alle von den Leuten, welche sie zu bereitet hatten, herbegebracht. Das Fleisch war

war in Cocoßschalen eingefüllt; diese waren in hölzerne Trüge gesetzt, die den Schlächternzubuden einigermaßen ähnlich sahen; und die Regentintheilte die Speisen eigenhändig an die Gäste aus), die in dem Hause rund herum in Reihen saßen. Als sie mit Ausscheidung der Gerichte fertig war, setzte sie sich selbst auf einen über die übrigen etwas erhabenen Sitz nieder; zwei Frauenpersonen stellten sich ihr dann zu beiden Seiten, und reichten ihr die Speisen dargestellt zu, daß sie nur den Mund aufzumachen brauchte, um solche zu geniessen. Sobald sie den Constabel ansichtig wurde, ließ sie ihm auch sogleich Essen bringen. Er konnte nicht eigentlich sagen, was es gewesen war, biest es aber für kein gehacktes Kalbfleisch mit darunter geschnittenem Leberfett, und mit Salzwasser zurechte gemacht, und er versicherete, daß es sehr schmackhaft zubereitet gewesen wäre. Die Geschenke, die Capitain Walles ihr geschickt hatte, hatte sie mit grossem Vergnügen angenommen. Da die Engländer nur auf die Art mit der Königin in gutem Vernehmen standen, so fanden sie auch, daß weit mehrere und verschiedene Lebensmittel, als zuvor, auf den Markt gebracht wurden.

Einstmals sah der Constabel, der immer wegen des Handels am Lande blieb, eine alte Frau jenseit des Flusses, welche bitterlich weinte. Sobald sie merkte, daß sie seine Aufmerksamkeit rege gemacht hätte, schickte sie einen Jüngling, der neben ihr stand, mit einem Platanenzweig über den Fluß zu ihm herüber. Als dieser zu ihm kam, hielt er eine lange Rede, legte seinen Zweig zu des Constabels Füßen nieder, gieng sodann zurück, und brachte die alte Frau auch herüber. Ein anderer Mann schleppte zu gleicher Zeit zwei große gemästete Schweine herbei; die Frau sah die Engländer einen nach dem andern mit großer Aufmerksamkeit an, und brach endlich in Threnen aus. Als der Jüngling, der sie über den Fluß gebracht hatte, das Mitleiden und Erstaunen des Constabels bemerkte, hielt er eine zweyte Anrede, die länger als die vorhergehende war, nach deren Endigung man aber die Ursache, warum die Frau so jämmerlich that, eben so wenig wußte, als zuvor. Endlich gab sie zu verstehen, daß ihr Mann und brey von ihren Söhnen im Angriffe des Schiffes umgekommen wären. Während dieser Erklärung war sie so innertlich bewegt, daß sie zuletzt nicht mehr reden

reben könnte, und ohnmächtig vorneher sank, und die zwey Jünglinge, die sie in den Armen hielten, schienen beynahe in eben dem Zustande zu seyn. Vermuthlich waren es zwey andere Schwestern von ihr, oder wenigstens sehr nahe Verwandte. Der Constabler that alles, was nur möglich war, um ihre Betrübniss zu lindern, und sie zu trösten. Sobald sie hierauf nur einigermaßen wieder zu sich gekommen war, befahl sie, daß man ihm die beyden Schweine überliefern sollte, und reichte ihm die Hand zum Zeichen ihrer Freundschaft; sie wollte aber nichts dagegen annehmen, ohnachtet et ihr gebumal so viel arbeit, als die Schweine auf dem Markte gelöst haben würden.

Capitain Wallis schickte den zweyten Lieutenant mit allen Bören und mit 60 Mann nach Westen, um das Land in Augenschein zu nehmen, und zu sehen, was man etwa von dort her bekommen könnte. Er kam bald zurück, und war ohngefähr 6 Meilen weit längst der Küste hin marschirt. Er fand das Land sehr anmutig und vollreich, auch mit einem Überflusse von Schweinen, Gederviech, Früchten und andern Pflanzen gesegnet. Die Einwoh-



ner thaten ihm zwar nichts zu leide, sie schien aber auch nicht geneigt zu seyn, ihm irgend einige von den Lebensmitteln zu verkaufen, welche er am liebsten eingehandelt hätte; doch überließen sie ihm etliche Cocosnüsse und Platannen, und verkaussten ihm zulegt auch neun Stück Schweine und etwas Zederbisch. Er sah eine beträchtliche Anzahl sehr großer Räthe, welche die Einwohner auf den Strand gezogen hatten, und andere, an welchen noch gebauet wurde. Er fand, daß alle ihre Werkzeuge aus Steinen, aus Muschelschalen und aus Knochen versiertig waren, und schloß sehr richtig daraus, daß sie gar kein Metall haben müßten. Auch fand er keine andere vierfüßigen Thiere, als Schweine und Hunde, desgleichen keine jedene Gefäß, weshalb alle ihre Speisen entweder gebacken oder gebraten werden müßten. Weil sie nun auf solche Weise keine Art von Geschirre hatten, in welchen man Wasser hätte stehend machen können, so hielten sie ohne Zweifel dafür, es sey eben so unmöglich, das Wasser heiß zu machen, als denselben die Flüssigkeit zu bezeichnen. Als daher die Königin eines Morgens mit den Engländern an Bord des Schiffes frühstückte, sah

sah einer von ihren Begleitern, der ein angesehener Mann, und einer von denen war, die die Engländer für Priester hielten, daß der Schiffsarzt den Hahn an einer Theemaschine umdrehete, und auf diese Weise eine Theekanne, die auf der Tafel stand, mit Wasser anfüllte. Nachdem er dieses mit großer Rengierde und Aufmerksamkeit angesehen hatte, gieng er, um die Sache näher zu untersuchen, selbst hin, drehte den Hahn um, und fieng das Wasser mit der Hand auf. Man kann sich vorstellen, daß er sich tüchtig verbrannte. Raum empfand er den Schmerz davon, so fieng er in vollem Schrecken ganz rosend an zu schreien, und sprang für Schmerz mit den ausschweifendsten und lächerlichsten Geberden in der Kajüte umher. Die andern Indianer konnten gar nicht begreifen, was ihm fehlte, staunten ihn daher mit Verwunderung an, und ließen das äußerste Entsetzen blicken. Indessen legte ihm der Schiffsarzt, welcher unschuldigerweise die Ursache dieses Zufalls gewesen war, ein fühlendes Mittel auf; es währte aber doch eine ganze Zeit lang, ehe der arme Echelm Linderung bekam.



Ein andermal, da die Königin an Bord kam, brachte sie zwey große Schweine zum Geschenk mit, denn zu einem Tauschhandel ließ sie sich niemals herab. Capitain Wallis gab ihr den Schiffer zur Begleitung mit, und händigte ihm ein Geschenk für sie ein, welches er ihr überreichen sollte. Sobald sie angelandet waren, nahm sie ihn bei der Hand, hielt eine lange Anrede an das Volk, welches sich rings um sie her versamlete, und führte ihn hierauf nach ihrem eigenen Hause. Daselbst kleidete sie ihn, so wie sie es chemals dem Capitain Wallis gethan hatte, nach dortiger Landesart. Etliche Tage hernach besuchte sie die Engländer abermals, und als sie wieder weggehen wollte, bezeigte sie ein Verlangen, daß Capitain Wallis mit ihr ans Land geben mögte. Er willigte darein, und nahm verschiedne von seinen Officieren mit sich. Als sie in ihrem Hause ankamen, ließ sie sie insgesamt niedersippen, nahm dem Capitain Wallis seinen Hut ab, und steckte einen Busch von bunten Federn auf denselben, vergleichen in diesem Lande seines Wissens niemand als sie selbst trug, und welcher gar nicht häflich aussah. Sie band auch um seinen Hut und um die

Hü-

Hütte berer, die bey ihm waren, eine Schnur von geflochtenen Haaren, und gab ihnen zu verstehen, daß sowohl das Haar, als die Arbeit ihr eigen sey. Sie beschenkte sie ferner mit etlichen sehr künstlich geflochtenen Matten. Um Abend begleitete sie sie bis an den Strand zurück, und als sie in ihr Boot einstiegen, ließ sie ein schönes, großes und trächtiges Mutterschwein, nebst einer grossen Menge Früchte, am Bord derselben bringen. Als sie hierauf Abschied von ihr nahmen, winkte ihr Capitain Bassis, daß sie die Insel im Zeit von sieben Tagen verlassen würden. Sie verstand seine Meynung segleich, und gab ihm durch Zeichen zur Antwort: sie wünschte, daß er wenigstens noch zwanzig Tage bleiben mögte; in dessen könnte er ja eine kleine Reise ins Land thun, sich einige Tage dasselb aufzuhalten, und von dort aus eine Menge von Schweinen und Federvieh an den Strand herab bringen lassen, und darnach fortsegeln. Er gab ihr aber dagegen zu verstehen, daß er nach sieben Tagen unfehlbar abreisen müsse. Hierüber brach sie in eine solche Thränenfluth aus, daß es Mühe und Kunst kostete, sie wieder zufrieden zu stellen.



Ein andermal stiegte Capitain Wallis ihr ein reflectirendes Teleskop, und suchte ihr den Gebrauch davon deutlich zu erläutern. Er richtete es auf verschiedene in weiter Ferne befindliche Gegenstände, die ihr wohl bekannt waren, die man aber von ihrem Hause aus ohne Schrohr nicht erkennen konnte, und ließ sie alsdann durch dasselbe hinschauen. Sobald sie die Dinge so nahe und so deutlich erblickte, sprang sie für Erstaunen zurück, alsdann wandte sie ihre Augen dahin, wohin das Schrohr gerichtet war, und stand eine Zeit lang unbeweglich still. Darauf sah sie zum zweytenmale hindurch, und bemühte sich von neuem, wiewohl vergebens, die Gegenstände, welche sie durch dasselbe gesehen hatte, mit den bloßen Augen zu erkennen. So wie sie dieselben wechselseitig bald sah, wenn sie durch das Schrohr blickte, bald wieder aus den Augen verlor, wenn sie mit bloßen Augen dahin sah, so drückten auch ihre Mielen jedermal eine Vermischung von Erstaunen und von Entzücken aus, die keine Sprache beschreiben kann. Endlich ließ Capitain Wallis das Teleskop hinweg bringen, und lud sie nebst verschiedenen Ständespersonen, die bey ihr waren, ein, daß sie sämmt-

sämmtlich mit ihm an Bord des Schiffes gehen möchten. Er that dieses hauptsächlich zur Sicherheit einer von ihm ausgeschickten Partey; denn er stellte sich vor, daß, wenn jemand auf der Insel wußte, daß sich die Königin und die vornehmsten Personen des Landes in seiner Gewalt befänden, niemand wider die ins Land geschickte Partey von seinen Leuten das Geringste unternehmen würde. Die Königin wollte aber auf dem Schiffe weder essen noch trinken; ihre Begleiter hingegen ließen sich alles, was ihnen zu essen vorgesezt wurde, herzlich gut schmecken, doch wollten sie nichts als bloßes Wasser trinken.

Als die Engländer zurückgekehrt waren, ließ Capitain Wallis auch die Königin und ihre Begleiter wieder ans Land bringen. Indem jene von dem Schiffe herunter stieg, fragte sie den Capitain Wallis durch Zeichen, ob er noch immer bey seinem Entschluß beharrete, und die Insel zu der von ihm bestimmten Zeit zu verlassen gedachte? Als er ihr hierauf zu verstehen gab, daß er sich unmöglich länger aufzuhalten könne, zeigte sie ihm durch eine Flutbath von Thränen, welche ihr einige Zeit lang die Sprache benahm, wie schmerzlich sie solches



solches bedauert. Sie kam vor seiner Abreise noch einmal zu ihm, begleitete ihn eine Strecke in die See hinaus, und nahm endlich mit großer Betrübnis von ihm und allen seinen Leuten Abschied, woran ihre Begleiter gleichfalls vielen Anteil nahmen.

Die Einwohner der Insel Staheite sind starke, wohlgebildete, muntere und anschauliche Leute. Die Männer sind meistentheils 7 Fuß 7 bis 10 Zoll lang, und es giebt einige wenige, die länger, so wie auch andere, die kürzer sind. Das Frauenzimmer ist; Fuß bis 5 Fuß 6 Zoll lang. Die Männer sind von dunkelbrauner Farbe, doch sind diejenigen unter ihnen, welche am Strande wohnen, und daher oft auf die See gehen, ungleich röther von Farbe als die andern, die sich im Lande aufhalten. Ihr Haar ist insgemein schwarz, doch findet man auch welche darunter, bei welchen solches braun, auch wohl roth, und zum Theil flachgelb ist. Dieser Umstand verdient um deswillen angemerkt zu werden, weil alle übrige Einwohner von Asien, Afrika und Amerika durchgängig und ohne eine einzige Ausnahme nichts als schwarzes Haar haben. Die hiesigen Einwohner tragen es gemeiniglich entzoe-

entweder in einem Busche mitten auf dem Kopfe, oder in zwei vergleichlichen Büschchen zusammengebunden, wovon dann auf jeder Seite einer herabhangt; einige pflegen es auch wohl ganz liegend und umgebunden zu tragen, und alsdann ist es sehr braus. Die Kinder beider Geschlechts haben gemeinlich so genannte Flachhaare. Sie haben keine Rämme, wissen aber den ohnerachtet ihre Haare sehr sauber zu halten, und diejenigen, denen man Rämme schenkte, bedienten sich nachher derselben ungemein wohl. Sie pflegen sich durchgängig den Kopf mit einem Oele zu salben, welches sie aus der Cocosnuss pressen, und ehe sie es gebrauchen, schütten sie eine Wurzel, die an Geruch einer Rose gleich ist,lein getrieben darüber. Die Frauenzimmer sind alle hübsch, ja einige derselben ungemein schön. Die Reueßheit scheinen sie eben für seine Tugend zu halten; denn sie ließen sich gewisser persönlichen Gunstbezeugungen wegen nicht nur ganz bereitwillig und öffentlich mit den Engländern in einen Handel ein, sondern der Vater selbst brachte seine Tochter, und der Bruder seine Schwester zu dem Ende an den Strand herab. Sie kannten indessen den Wert der Schönheit

gar wohl, und je nachdem ein Frauenzähmung mehr oder minder schön war, je nachdem forderten sie auch für den Genuss derselben einen größern oder einen kleineren Nagel, und das auf folgende Art. Die Männer lachten an daß Ilse des Glusses hin, und ließen daselbst das Mädchen sehen, welches sie ausboten; sie zeigten aber auch gleich vermittelst eines kleinen Steckens, wie groß der Nagel seyn müsse, den sie dagegen verlangten. Bewilligten nun die Engländer den Preis, so wurde das Mädchen zu ihnen herüber geschickt; denn die Männer durften nicht über den Glück kommen. Dieser Handel ward eine geraume Zeit hindurch getrieben, ehe die Officiere solches inne wurden; denn wenn einer von den Matrosen sich ein wenig entfernte, um seine Schöne in Empfang zu nehmen, so hielten seine Cameraden unterdessen Wacht. Als Capitain Wallis es endlich erfuhr, so wunderte er sich nicht mehr, daß das Schiff der Nagel und des Eisens wegen, welche dasselbe zusammenhielten, Gefahr lief, gänzlich zertrümmert zu werden, zuvor aber hatte er sich vergebens den Kopf zerbrochen, um zu errathen, wo zu sie nur die Nagel gebrauchen müßten. Denn alles Schiffsvoll bekam

bekam täglich so viele frische Lebensmittel, als sie nur immer verzehren konnten.

Sowohl die Männer als die Frauenspercen sind nicht nur anständig, sondern wirklich tierlich gekleidet. Diese Kleidung besteht aus einer Art von weissem Zeuge, welches aus der Rinde einer Stauden gemacht wird, und starkem chinesischen Papier sehr ähnlich sieht. Zu einem ordentlichen Kleide brauchen sie zwey Stücke dieses Zuges. In das eine derselben wird in der Mitte ein Lech geschnitten, und durch dieses der Kopf hindurch gesetzt, so daß die beyden Enden vorn und hinten von den Schultern bis an die Mitte des Schenkels herab hängen. Das andere Stück, welches 12 bis 15 Fuß lang, und ohngefähr 3 Fuß breit ist, winden sie auf eine sehr ungezwungene Art um den Leib herum. Dieses Zeug wird nicht gewebt, sondern fast so wie Papier aus den mürbe gemachten Fibern der innern Baumrinde verarbeitet, welche ausgebreitet und zusammengeklopft werden. Ihr Schmuck besteht aus Federn, Blumen, Stücken von Muscheln und Perlen. Vernehmlich trugen die Frauenspercen Perlen, und Capitain Wallis kaufte ihnen ohngefähr zwey Dutzend Stück davon ab.

Eis



Sie waren zwar von einer guten Farbe, aber alle klein, und auch alle im Durchbohren verderben werden. Herr Fourneau sah verschiedene solche Perlen, er konnte aber mit allem, was er bey sich, und dagegen einzuhaben hatte, keine einhandeln. Capitain Walles beobachtete, daß es hier sowohl unter den Männern als Frauen eine allgemeine Mode ist, sich den hintern Theil des Beines und der Kenden sehr dick mit schwarzen Streifen, die allerhand Gestalten vorstellen, bezeichnen zu lassen. Um diese Zeichen zu machen, drückten sie ein mit Zähnen versehenes Werkzeug, das einem Kämme einigermaßen ähnlich sieht, ein wenig in die Haut ein, und reiben alsdann in die Stiche eine Art von Salbe ein, die aus Rüß und Oel zusammengerührt ist, und unauflösliche Flecken zurückläßt. Vor dem zwölften Jahre werden weder die Knaben noch Mädchen gezeichnet. Unter den Mannspersonen bemerkt man einige wenige, welche sich das ganze Bein auf die erwähnte Art würflicht hatten bezeichnen lassen, so daß es einem Brettspiele gleich sah, und diese schienen vornehme Standespersonen und Leute von großem Ansehen zu seyn. Einer der vornehmsten unter

dem

dem Gefolge der Königin war ungleich mehr als die übrigen geneigt, die englischen Sitten nachzuahmen, und die Engländer, die ihn bald lieb gewannen, gaben ihm den Namen Jonathan. Herr Tourniau kleidete diesen Mann ganz nach englischer Weise, und diese Kleidung stand ihm sehr ungezwungen und wohl an. Weil das Wasser am Landungsplatz sehr seicht war, so daß die Boote nicht dicht an die Küste hinan fahren konnten, so ließen sich die Offiziere immer vom Boote ab aus Land fragen. Jonathan, der dafür hielt, daß ihm sein höherer Platz auch einen höhern Rang gebe, ließ sich also von seinen Leuten auf die nämliche Art ans Land tragen. Er ließ es auch nicht lange untersucht, bey seinen Mahlzeiten, gleich den Engländern, Messer und Gabel zu gebrauchen; aber im Anfange, wenn er einen Bissen auf die Gabel gesteckt hatte, und damit nach dem Munde wollte, wußte er gar nicht, wie er dies neue Instrument lenken sollte, sondern seine Hand fuhr aus bloßer Gewohnheit gerade nach dem Munde, und das Stück Fleisch an der Spitze der Gabel gerieth ans Ohr.

Ihre Rost besteht aus Schweinefleisch, Ge-  
därviß, Hundefleisch und Fischen; ferner aus  
Ißsand. 3 Gred.

Brotfrucht, Bananas, Platzen, Yamwurzeln, Apfeln und einer saueren Frucht, die ob sie gleich an sich selbst eben nicht schmackhaft ist, doch der gerösteten Brotdfrucht einen angenehmen Geschmack giebt, wenn sie mit derselben zusammengeknüpft wird. Es giebt eine Menge von Ratten allhier, aber so viele man bemerken könnte, pflegen sie diese nicht zu genießen. Sie finden große und kleine Muscheln und andere Schalische mehr auf einer Reihe von Klippen, wo sie solche zur Ebbezeit auslesen, und mit der Brotdfrucht gleich auf der Stelle roh essen, noch ehe sie wieder ans Land zurück kommen. Sie haben auch sehr schöne Krebse, und nicht weit von der Küste fangen sie mit Angeln, deren Haken aus Perlmutt verfertigt sind, allerley Fische, von welchen sie so große Liebhaber sind, daß sie nun dazu und wann den Engländern einige wenige überließen, ob sie gleich sehr zahlig waren, ihnen dafür zu geben, was sie verlangten. Die Reze, deren sie sich bedienen, sind erstaunlich groß, und haben sehr enge Maschen, daher sie eine Menge kleiner Fische in denselben fiengen, die ohngefähr von der Größe einer Gardelle sind. Es glücklich sie indessen im Fischen wä-

ten, es mögste mit dem Reiche oder mit der Engel sein; so könnten die Engländer doch ja eben der Zeit mit keinem von beyden auch nur einem einzigen Fisch fangen. Diese glaubten daher, die Schuld läge an ihren Verfängen, und verschafften sich also einige von ihren Angels; weil sie aber den Vortheil nicht wussten, den die Eingebornen vermutlich bei Handhabung derselben anwenden, so waren sie dennoch nicht besser daran als zuvor.

Ihre Speisen bereiten sie auf folgende Art. Um zuerst Feuer anzuzünden, nehmen sie ein Stück dürrtes Holz, reiben das Ende desselben gegen die breite Seite eines andern Stück Holzes, fast auf eben die Art, wie die Zinnmetalle ihre Meißel zu weichen pflegen. Alsdann graben sie ein Loch, das ohngefähr einen haben Fuß tief ist, und 6 bis 9 Fuß im Umkreise hat, in die Erde. Den Boden desselben pflastern sie mit grossen Kieselfiguren, die sie ganz gerade und eben nebey einander legen, und zünden hierauf mit trockenem Holze, mit Blättern und mit Hälften von Eeceschüssen ein Feuer in denselben an. Sobald die Steine heiss genug sind, nehmen sie die Kohlen heraus, und legen die Uische rückt an die Seiten der Schüttung auf, und so wird das Feuer leicht entzündet.



anber. Hierauf bedecken sie die Steine mit einer Lage grüner Cocosblätter, undwickeln das Thier, welches gebraten werden soll, in Platanenblätter ein. Ist es ein kleines Schwein, so wickeln sie es unzerteilt ein; ist es aber ein großes, so hauen sie es der Länge nach von einander. Wenn es dann in die Grube gelegt ist, bedecken sie es mit der heißen Asche zu, und legen Brodfrucht und Vanwurzeln, die gleichfalls in Platanenblätter eingewickelt werden, oben darauf. Über diese schütten sie den Rest der heißen Asche, nebst etlichen von den durchgeheizten Steinen hin, legen einen guten Haufen Cocosblätter darauf, und bedecken alles dieses mit Erde, damit die Hitze recht zusammen bleibe. Nach Verlauf einer kürzeren oder längern Zeit, je nachdem das Thier, welches gebraten werden soll, groß oder klein ist, wird der Ofen wieder geöffnet, und das Fleisch herausgenommen, welches dann würde, saftig und schmackhafter ist, als wenn es auf irgend eine andere Art zubereitet worden ist.

Mitser den Früchten haben sie nichts als Salzwasser, um ihre Speisen zu würzen. Stattdes Messer bedienen sie sich scharfer Muschelschalen, und mit diesen wissen sie ihre Speisen sehr geschickt zu zerteilen, und schneiden solche

che nicht, wie wir thun, gegen sich, sondern von sich weg. Man kann das Erstaumen schlechterdings nicht begreifen, welches diese Leute blicken ließen, als sie sahen, wie der Constabel, der, so lange er Markt hielt, am Lande zu essen pflegte, das Schweinfleisch und das Hederbier in einem Töpfe kochen ließ; denn da sie, wie bereits angemerkt worden, kein Geschirr haben, welches das Heuer aushalten kann, so hatten sie auch nicht den mindesten Begriff von heißem Wasser oder dessen Wirkungen. Sobald indessen der alte Mann zum Besitz eines eisern Töpfes gelangte, als auch er von der Zeit an mit seinen Freunden täglich gesotenes Fleisch. Die eisernen Töpfe, welche Capitain Wallis nachmals der Königian und einigen andern Standespersonen schenkte, wurden von ihren neuen Besitzern ebenfalls beständig gebraucht, und brachten eben so viel Leute zusammen, als irgend eine Missgeburt oder ein Puppenspiel auf einem Dorfmarkte zu thun pflegt. Sie schienen kein andres Getränk als Wasser zu haben, und zu ihrem Glücke gar nichts von der Kunst zu wissen, den Gast von irgend einer Pflanze dergestalt gähren zu lassen, daß er herauschend würde. Sie



haben zwar Zuckerrohr; sie schienen aber selches auf keine andere Art zu geniesen, als daß sie je zuweilen ein wenig daran lauen: doch sind sie auch daran nicht gewohnt, sondern sie brechen nur alsdann ein Stück davon ab, wenn sie von ohngefähr an einem Orte vorbe kommen, wo dergleichen wächst.

Was ihr häusliches Leben und ihre Zeitvertreib betrifft, so hatten die Engländer nicht Gelegenheit genug, davon viel zu beobachten. Es scheint, daß sie bisweilen Krieg mit einander führen müssen, weil sie nicht nur Waffen, sondern weil auch mehrere von ihnen Narben aufzuweisen hatten, welche, so viel noch davon zu seien war, von artschnlichen Wunden herrührten mussten, die sie einander mit Steinen, Stöcken, oder sonst einem andern stumpfen Gewehr beygebracht haben mögten. Aus diesen Narben ließ sich zugleich schließen, daß sie in der Handwaffenkunst auchiemlich weit gekommen seyn mussten, und die Engländer selbst haben noch eine Probe davon gesehen. Einer von ihren Matrosen hatte sich nämlich, als er eben am Lande war, einen großen Spitzer in den Fuß getreten, und weil der Schiffsarzt nicht zugegen war, so beurtheilte sich einer

von

von den Cameraden des Matrosen, ihm den Splitter mit Hülfe eines Federmessers heraus zu ziehen. Nachdem er aber den armen Kett eine Zeit lang gequält, und ihm große Schmerzen verursacht hatte, musste er sein Vorhaben dennoch aufgeben. Der gute alte Indianer war zum Glücke bey diesem Vorfall gegenwärtig, und als er sah, daß der andre Kett mit dem Herausziehen nicht fertig werden könnte, rufte er einen von seinen Landsleuten, der an dem andern Ufer des Flusses stand, herüber. Dieser befah den Fuß des Matrosen, lief sogleich an den Strand hinab, und holte sich von dort her eine Muschelschale; diese brach er mit seinen Zähnen spitzig ab, öffnete alsdenn mit diesem Instrumente in weniger als einer Minute den Fleck, wo der Splitter steckte, und zog ihn heraus. Unterdessen war der alte Mann, so bald er den andern herbei gerufen hatte, nach dem Walde zu gegangen, und brachte von da her eine Art Gummi, strich dieses auf ein kleines Stück Zeng, welches er von seinem Kleide abriß, und legte dies auf die Wunde, die in Zeit von zwey Tagen vollkommen durch geheilt ward. Die Engländer erfuhren nachher, daß dieses Gummi an dem Aufseelbaume



gefunden wird. Der englische Schiffszug verschaffte sich ein wenig davon, und gebrauchte solches nachher mit sehr gutem Erfolge statt eines Wundbalsams.

Die Engländer sahen verschiedene mit einem Erdwall umgebene Schuppen. Außerhalb des Walls waren hölzerne Pfosten in die Erde gesteckt, und an diesen sah man allerhand unformliche Figuren von Männern, Frauen, Schweinen und Hunden ausgeschnitten. Verschiedene von den Eingeborenen giengen von Zeit zu Zeit mit langsamem Schritte und niedergeschlagenem Knie an diese Hölter hin, und die Engländer vermuteten daher, daß solches Lebtenbehältnisse seyn mögten. Innerhalb den Wänden war der Fußboden mit großen runden Steinen ordentlich gepflastert, er schien aber nicht oft betreten zu werden, weil allenthalben zwischen den Steinen Gras hervorwuchs. Capitain Wallis war ganz besonders aufmerksam, um zu entdecken, ob sie nicht eine Art von Gottesdienst unter sich hätten, er konnte aber niemals das geringste Merkmal davon finden.

Die Hörte oder Rähne dieser Leute sind von verschiedenen Gattungen. Einige werden aus einem

einem einzigen Baume gemacht, und in diesen können zwey bis sechs Mann sitzen. Diese Art wurde vornehmlich zum Fischen gebraucht, und die Engländer sahen auch beständig viele auf einer Reihe von Klippen beschäftigt. Andere von diesen Rähnen waren aus Brettern gebauet, welche sie überaus geschickt zusammenzuhängen wissen. Es gab deren von verschiedener Größe, so daß von zehn bis 40 Mann in einem vergleichenden Rahmen Platz hatten. Zwey derselben waren immer an einander befestigt, und zwischen beyden zwey Masten aufgestellt; wenn sie aber einzeln waren, so hatten sie auf der einen Seite einen Rahmen, und in der Mitte nur einen Mast. Mit diesen Fahrzeugen gehen sie so weit in See, daß sie das Land völlig aus dem Gesichte verlieren; vermutlich segeln sie auch in denselben nach andern Inseln hin, um Platanen, Bananas und Damavutzeln von derselben zu hohlen, welche nicht überall auf dieser Insel in großer Menge wachsen. Es gab deren zum Beispiel nicht viel auf der Stelle, wo das englische Schiff vor Anker lag. Eine dritte Gattung ihrer Fahrzeuge scheint vorzüglich zum Staat und zum Vergnügen bestimmt zu seyn. Diese sind sehr



gross, aber ohne Segel, und an Gestalt einer venitianischen Gondel ähnlich. Rinnen in denselben ist ein verdecktes Gehälnig, und wenn sie darin fahren, so sitzen die Leute zum Theil unter dieser Decke, zum Theil oben auf derselben. Von diesen Fahrzeugen kam keiner nah an das Schiff, ausgenommen gleich am ersten und zweyten Tage nach dessen Ankunft. Die Engländer sahen aber drey bis viermal wöchentlich eine Processeion, die aus acht bis zehn dergleichen Rähnen bestand. Sie waren bey dergleichen Gezeitlichkeiten mit fliegenden Wimpeln geziert, eine grosse Menge kleiner Rähne folgte ihnen in einer gewissen Entfernung nach, und viele hundert Leute rannten zu gleicher Zeit, diesen Booten gegenüber, längst der Küste hin. Sie ruberten gemeinlich nach der äussersten Spize einer Reihe von Klippen hin, welche ohngefähr vier Meilen westwärts hin lag; hier hielten sie sich ohngefähr eine Stunde lang auf, und lebten also davon zurück. Dergleichen Processeionen aber stellten sie nur bey schönem Wetter an, und alle an Werb dieser Rähne befindlichen Leute waren völlig gekleidet, da hingegen die Leute in den hinterher folgenden Rähnen nur ein Stück Lach

Und mitten um den Leib gebunden trugen.  
 Diejenigen, welche steuerten und ruderten, wa-  
 ren ganz weiß gekleidet; die andern, welche  
 auf und unter der Decke saßen, hatten weiße  
 und rothe, und zwey Männer, welche oben  
 auf dem Vorbertheile saßen, hatten ganz ro-  
 the Kleider an. Die Engländer ließen bisweil-  
 len in ihren Höfen aus, um diese Feierlichkeit  
 recht mit anzusehen; und ohnerachtet sie ihnen  
 niemals näher als auf eine Meile kamen, so  
 konnten sie sie doch mit ihren Ferngläsern eben  
 so deutlich erkennen, als wenn sie auf der Stie-  
 le selbst gewesen wären.

Die Breiter, woraus diese Fahrzeuge zusam-  
 mengesetzt sind, werden aus Bäumen verfes-  
 tigt, die, der Länge und Alter des Holzes nach,  
 in so viele dünne Höhlen gespalten werden,  
 als sich will thun lassen. Zuerst hauen sie  
 den Baum mit einer Art von Axt oder Beile  
 um, das aus einem grünlichen sehr festen Stei-  
 ne gemacht, und sehr geschickt an einem Stiele  
 beschlagen ist. Alsdann schauen sie ihn in  
 Blöcke, wie so lang sind, als es das gewöhn-  
 liche Maß ihrer Höhlen erfordert; das eine  
 Ende dieser Blöcke wird hierauf gegen ein Feuer  
 gehalten, bis es anfangt Risse zu bekommen.

In



In diesen treiben sie alsdann Risse von her-  
tem Holze herein, und spalten sie auf solche  
Weise der Länge nach durch. Einige von die-  
sen Bretern sind 2 Fuß breit, funfzehn bis  
zwanzig Fuß lang, und sie zimmern solche auf  
beyden Seiten mit eben verglichen, jedoch klei-  
nern Beilen recht artig glatt. Bisweilen  
arbeiten sechs bis acht Mann an einem Bre-  
ter, und weil ihre Werkzeuge alle Augenblicke  
stumpf werden, so hat ein jeder von ihnen eine  
Cocosnusschale voll Wasser, und einen flachen  
Stein neben sich sichen, auf welchem er seine  
Axt alle Augenblicke von neuem wehet. Diese  
Breter sind gemeinlich einen Zoll dick, und  
sie wissen solche so geschickt und so eben zu be-  
arbeiten, als man nur von einem geschickten  
Tischler erwarten sollte. Um die Breter mit  
einander zu verbinden, bohren sie vermittelst  
eines spitzigen Knochens, der deshalb in einem  
holzernen Stiele befestigt ist, Löcher darin,  
und sie bedienten sich in der Folge der eisern Nä-  
gel mit grossem Vortheile zu eben diesem End-  
zwecke. Durch diese Löcher ziehen sie eine Art  
von geflochtenen Stricken mit solcher Gewalt  
an, daß die Breter fest zusammenhalten. Die  
daraus entsehenden Zugen werden mit getrock-  
neten

neten Hinsen ealfatert, und die ganze äußere Seite des Fahrzeuges mit einer Art von Harze überzogen, welches einige von ihren Bäumen in großer Menge her vorbringen, und das man in der That sehr wohl anstatt des Thers gebrauchen kann.

Zur Erbauung ihrer großen Rähne nehmen sie das Holz des Apfelbaums, weil dieser sehr hoch und gerade wächst. Die kleinen Rähne sind weiter nichts, als der ausgehöhlte Stamm des Brodfruchtbaums, welcher noch leichteres und lockeres Holz hat.

Ihre Waffen sind mehrentheils Steine, die sie entweder mit der Hand oder mit Schleudern werfen, und außerdem noch kurze Stöcke. Ob sie gleich Pfeile und Bogen haben, so kann man doch damit nichts, als höchstens einen Vogel herabschießen, indem sie nicht zugespitzt, sondern nur an dem einen Ende mit einem runden Stein versehen sind.

Der hiesige Himmelstrich scheinet sehr gut, und die Insel an sich ist eines der gesundesten und anmuthigsten Länder in der Welt. Die Engländer bemerkten gar keine Art von Krankheit unter den Einwohnern derselben. Die Berge sind mit Holz, und die Thäler mit Kraut und

und Gras bewachsen, und die Luft ist überhaupt so rein, daß der Hirsch ohnerrachtet das Fleisch von einem geschlachten Thiere sich zwey Tage und die Fische einen Tag lang frisch erhalten.

Von der innern Gestalt des Landes und von den Wohnungen dieser glücklichen Menschen brachte ein ausgesuchter Offizier dem Captain diesen Bericht. Sobald er mit seinen Leuten gelandet war, bat er einen alten Mann auf der Insel, mit ihnen zu gehen. Er teilte darauf seine Leute in zwei Parteien, und so gingen sie, an jeder Seite eine, längst beim Glüsse hin. Die ersten zwei Meilen floss der Strom durch ein ziemlich breites Thal, in welchem sich viele Wohnungen und Gärten befanden, welche letztern mit einem Wall von Erde umgeben waren. Es gab auch überall eine Menge von Schweinen, Hirschen und Früchten. Das Erdreich schien im dieser Gegend fett und fruchtbar zu seyn, und war von schwärzlicher Farbe. Als sie zwei Meilen zurückgelegt hatten, wurde das Thal sehr enge; und da auf der einen Seite des Flusses der Weg plötzlich sehr steil wurde, so mußten sie alle auf dem andern Ufer marschieren. An denjenigen

jenigen Orten, wo dieser Fluss von irgend einem Berge herabfloss, hatten die Einwohner, vermittelst ordentlicher Gräben, das Wasser in ihre Gärten und in Haine von Fruchtbäumen geleitet. In den Gärten besand sich eine Art von Kraut, das die Engländer noch nicht gesehen hatten. Die Indianer aßen es roh, und es war von angenehmem Geschmacke, welcher einigermassen dem westindischen Spinat, den man Casselur nennt, gleich kam; doch waren die Blätter des Krauts von diesem sehr verschieden. Das Erdreich war in gewissen Abtheilungen ordentlich umzäunt, und dies machte die Ansicht ungemein anmutig. Die Erebfrucht und die Apfelsinen waren an den abhängigen Seiten der Berge in schönen Reihen, die Cocos- und Platanenbäume aber, weil solche mehr Feuchtigkeit erfordern, ist die Ebene großflangt. Unter den Bäumen, sowohl auf den Bergen als in den Thälern, wuchs sehr gutes Gras, aber kein Gestranche. Wie die Engländer dieser ins Land hinein kamen, standen sie, daß sich der Fluss dort in unzähligen Krümmungen schlängelte. Bisher hatten sie zu beiden Seiten des Berges nur Hügel gefunden, jetzt aber wurden hohe Berge



baraus, und große Felsenklümpen ragten dienthalben von den Bergen hervor, und hingen gleichsam über ihren Köpfen. Das feste Hinaufsteigen hatte sie so ermüdet, daß sie sich auf einem anmutigen Fleck lagerten, um zu frühstücken. Möglicher würden sie durch einen großen Lärm gestört, und gleich darauf sahen sie eine Menge von Leuten oben auf dem Berge, an dessen Füße sie saßen. Sie standen also eilfertig auf, und griffen zu den Waffen; aber der alte Mann, der die Engländer begleitete, wünschte ihnen, daß sie sollte führen bleiben sollten, und gieng zu den Leuten, die sie überrascht hatten, hin. Sobald er an sie heran kam, hörte der Lärm auf, und die Leute verschwanden bald darauf alle. Kurz darauf kamen sie wieder, und brachten dem alten Manne ein großes gebratenes Schwein, nebst einem großen Vorrathe von Brodfrucht, Darmwurzeln und andern Erquickungen, die dieser unter die Engländer austheilte. Diese gaben den Leuten dafür einige Magel, Knöpfe, und mehr dergleichen Sachen, über die sie sich herzlich freuten. Hierauf giengen die Engländer das Thal, so weit als sie kommen konnten, weiter hinauf, und untersuchten alle Wasserbäche,

bäche, ja sogar alle Stellen, auf welchen, dem Anscheine nach, ehemals Wasser geflossen war, ob sie etwa eine Spur von Metallen oder Erzen finden könnten: aber man fand nur wenig. Der Officier zeigte das Stück Galster, welches auf der Insel gefunden worden, allen Leuten, die ihm begegneten; aber keiner sah es mit einiger Aufmerksamkeit an, und er konnte in Ansehung derselben nichts erfahren. Der alte Mann war indessen müde geworden, und gieng nach Hause zurück, nachdem er erst noch einige von den Leuten, die die Lebensmittel gebracht, überredet hatte, den Engländern ihre Geräthschaften und Lebensmittel nachzutragen. Diese brachen von den benachbarten Bäumen grüne Zweige ab, und legten sie mit vieler Geietylichkeit vor den Engländern nieder. Die Engländer fiengen dar auf an, einen Berg hinauf zu klettern, und konnten diese Zeit über den alten Mann auf seinem Rückwege noch immer sehen. Dieser sah sich auch nach ihnen um; und da er bemerkte, daß die Dornen und Gesträuche ihnen den Weg sehr beschwerlich machten, so schrie er wieder um, und rufte ihren Führern mit ernstlicher und lauter Stimme etwas zu.

Dieses fruchtete gleich so viel, daß zwanzig bis dreißig von ihnen sich aufmachten, und vor ihnen her giengen, um einen bequemen Fußsteig zu bahnen. Sie reichten auch den Engländern von Zeit zu Zeit einige Erquickungen, bald an frischem Wasser, bald an Früchten; Ingoldschen halfen sie ihnen an den beschwerlichsten Orten hinauf klettern, die sie ohne diese Hülfe gar nicht würden haben ersteigen können. Der Fuß des Berges, den sie hinauf stiegen, mochte etwa sechs Meilen weit von der Küste entfernt liegen, auf der sie gelandet hatten, und der Gipfel lag ohngefähr eine Meile höher, als der unten im Thale befindliche Fluß. Während dem Hinaufklettern hatten sie noch immer gehofft, von diesem Gipfel aus die ganze Insel übersehen zu können; aber da sie hinauf gekommen waren, sahen sie andre Gebirge vor sich, die um so viel höher waren, als dieser Berg, daß sie in Ansehung ihrer nur in einem Thale zu seyn schienen. Gegen das Schiff hin war die Aussicht in der That entzückend. Die Rücken der Berge waren mit Holz bewachsen, und sahen reizend aus; allenthalben lagen Weider umher zerstreut: die Thäler zwischen den Bergen ließen dem Auge noch einen schöneren

Ans.

Unblick bar, indem sie noch dichter mit Häusern bebauet waren, und die Glut derselbst noch fester schien. Weber sich erblickten sie sehr wenige Wohnungen, sahen aber, daß von verschiedenen Orten zwischen den obersten Spiken hier und da Rauch aufstieg, woraus man vermuten konnte, daß selbst die höchsten Gegendten des Landes keineswegs unbewohnt sind. Indem sie den Berg hinauf stiegen, sahen sie, daß aus mehreren an dessen Seite befindlichen Rigen Wasserquellen hervor sprudelten; und als sie den obersten Gipfel erreicht hatten, entdeckten sie viele Häuser, die sie im Hinaufsteigen nicht gesehen hatten, ob sie gleich an denselben vorüber gekommen seyn müssten. Auf allen den Bergen, die man von hier aus sehen konnte, gab es nirgends einen ganz ebenen Fleck. Die Gipfel der höchsten Berge waren mit Holz gesämt, und die andern, welche mit denjenigen, worauf sie standen, von gleicher Höhe seyn mögten, waren an den Seiten waldig, auf dem Gipfel aber felsig, und mit Gattenkraut bedeckt. Auf den darunter befindlichen Ebenen wuchs eine Art von Niedgras und Unkraut überhaupt aber schien das Erdreich, auf den Bergen sowohl als im Thale, fett und frucht-

bar zu seyn. Man sah verschiedene Büsche von Zuckerrohr, welches sehr hoch und sehr gut war, und ohne den geringsten Anbau ganz wild wuchs. Zingleichen saud man Ingwer und Kurmetick, oder Curcumia. Nun stiegen die Engländer den Berg wieder hinunter, und wurden noch immer von den Leuten, in deren Einfalt sie der alte Mann empfohlen hatte, begleitet. Allenthalben, wo sie hinkamen, waren die Einwohner bereit und willig, ihnen mit allem, was sie wußten, zu dienen. Man traf keine andern Thiere als Schweine, auch keine Vögel, als große und kleine Papagaien, nebst einer Art grüner Tauben, hier an. Auf dem Flusse aber gab es viele Enten, und alle bepflanzte und angebaute Striche dieses Landes waren sogar mitten in den Gegendten, die von weitem her wußte aussahen, sehr blühend und fruchtbar. Alia Zeit vor der Abreise der Engländer kam eine größere Anzahl der hiesigen Einwohner, als die Engländer sonst je gesehen hatten, aus Schiff. Diese schienen aus dem Innern des Landes zu seyn, und es waren viele darunter, die der ihnen erwiesenen Ehreerbietung nach, Standespersonen seyn mußten. Des Nachmittags kam auch die Königin im größten Staa-

Estate und in Begleitung eines sehr zahlreichen Gefolges und des alten Mannes, und besuchte die Engländer an Bord des Schiffes. Sie brachte einige sehr schöne Früchte mit, erneuerte ihr Anliegen, daß Capitain Wallis noch zehn Tage länger hier bleiben möchte, und gab ihm zu verstehen, daß sie ins Land reisen, und ihm eine Menge von Schweinen, Flederwisch und Früchten von dort her mitbringen wolle. Er bezeigte ihr dafür seine Erkenntlichkeit, versicherte aber, daß er den folgenden Tag unabködlich absiegeln müsse. Sie brach darüber, wie gewöhnlich, in Thränen aus, und als sie sich wieder gefaßt hatte, erkundigte sie sich durch Zeichen, wann er wieder zurückkommen würde. Er gab sich Mühe, ihr die Zeit von funfzig Tagen anzugeben, und sie sagte darauf durch Gegenzeichen, daß er nicht länger als dreißig Tage wegbleiben mögte; da er aber gegen alle ihre Einwendungen unerbittlich blieb, schien sie endlich damit zufrieden zu seyn. Sie blieb, bis es Nacht wurde, am Schiffe, und alsdann auch losete es noch viele Mühe und Rüste, daß man sie bewegte, ans Land zu gehen. Als man ihr sagte, daß das Boot auf sie wartete, warf sie sich auf die Gewehrküsse hin.



und weinte eine lange Zeit so, daß sie nicht wieder zu sich zu bringen war. Endlich bequemte sie sich doch, und gieng, wiewohl sehr ungern, ins Boot, wohin ihr alle ihre Begleiter, und auch der alte Mann, nachfolgten. Dieser hatte oft zu verstehen gegeben, daß sein Sohn, ein Knabe von ohngefähr 14 Jahren, mit den Engländern wegreisen sollte, wozu er auch Lust zu haben schien; aber nun hatte man ihn schon seit zwey Tagen nicht gesehen. Der alte Mann sagte, er habe ihn ins Land geschickt, um von seinen Freunden Abschied zu nehmen, er würde aber noch frühzeitig genug wieder kommen, um mit abzureisen. Vermuthlich aber hatte den Vater sein Versprechen gereuet, und er hatte ihn mit Fleiß versteckt: denn man bekam ihn hernach nicht wieder zu sehen.

Um Morgen des Tages der Abreise ließ die Königin noch Schweine und Früchte an Bord des Schiffes bringen, und kam selbst noch zweymal dahin. Sie konnte vor Wehruth nicht sprechen, sondern setzte sich nieder und weinte. Endlich nahm sie und ihr Gefolge, nachdem die Engländer die Anker gesichtet hatten, und unter Segel gegangen waren, mit sehr tröstlicher Freundschaft und rührender Betrübung von ihuen Abschied.

Drit.

## Drittes Hauptstück.

### Reise des Capitain Carteret.

Philip Carteret, Esquire, hatte bereits den Admiral Byron auf seiner Reise begleitet. Nach ihrer Zurückfahrt ward er zum Beschlshaber der königlichen Schaluppe Swallow ernannt, um den Capitain Wallis auf seiner Reise zu begleiten. Die Swallow führte vierzehn Kanonen, und war mit 30 Mann, nebst einem Lieutenant und 22 Unteroffiziers bewaffnet. Den 22 August 1766 segelte er mit dem Capitain Wallis aus, wurde aber den 11 April 1767 beim westlichen Eingange der magellanschen Straße in der Südsee von ihm getrennt. Nach vielen ausgestandenen Gefahren kam er endlich allein den 20 März 1769 nach England zurück.



Erster Abschnitt.

Einwohner auf der Königin Charlotte  
Inseln.

**D**ies ist ein ganzer Haufen von Inseln, und Capitain Carteret gab ihnen den allgemeinen Namen der Königin Charlotte Inseln. Einigen davon ertheilte er besondere Namen. So nannte er die eine Egmontinsel, und diese ist dieselbe, die die Spanier Santa Cruz genannt haben. Das Cap Byron, welches die nordöstliche Spitze derselben ausmacht, liegt in der südlichen Breite von 10 Graden 40 Minuten, und in der östlichen Länge von 164 Graden 49 Minuten. Eine andere nannte er Portlandeiland, eine andere Tredanions-eiland, eine andere Lord How's Insel. Die südliche Breite der letztern ist 11 Grad 10 Minuten, ihre östliche Länge 164 Grad 43 Minuten.

Capitain Carteret schickte den Schiffer nebst funfzehn Mann, die sämtlich gut bewaffnet und ausgerüstet waren, in einem Boote ab,



um einen guten Aufenthaltsplatz aufzusuchen. Zugleich gab er ihm einige Gläser, Tassen, Bänder und andere Kleinigkeiten mit, und befahl ihm, sich in keine Gefahr zu wagen. Über er hatte diesen Befehl überstreichen, und wie man von den Leuten, die mit ihm gewesen waren, erfuhr, so hatten die Indianer sich Anfangs sehr vertraut und freundlich bewiesen, bis der Schiffer ihnen gerechte Ursache zum Zorn gegeben hatte. Er befahl nämlich einigen von seinen Leuten, die er mit aus Land und in ein Haus genommen hatte, wo sie waren bewirtschaftet worden, einen Eoccobaum umzuhauen, und er bestand darauf, daß dies geschehen sollte, obgleich die Indianer sehr ernstlich dastanden, daß sie es nicht gerne fühlen. Sobald der Baum fiel, giengen die Indianer insgesamt weg, bis auf einen Mann, der gewiß fermaßen eine Art von Unsehen unter ihnen zu haben schien. Nicht lange darnach bemerkte ein Unterofficier, daß sich eine große Anzahl der Einwohner zwischen den Bäumen auf einem Haufen versammelte; er zeigte dies auffällig dem Schiffer an, und sagte ihm, daß diese Leute gewiß einen Angriff auf sie wagen würden. Über dieser schlug die Warnung in den

den Wind, und statt dass er sogleich nach dem Boote hätte zurückkehren sollen, feuerte er sogar eine von seinen Pistolen nach einem gewissen Ziele hin. Als der Indianer, welcher bisher bey ihnen gewesen war, dies sah, gieng er plötzlich fort, und begab sich zu dem im Walde versammelten Haufen von seinen Landsleuten. Dem allen gleichsam zum Troste fuhr der Schiffer in einer ganz unbegreiflichen Verblendung noch immer fort, seine Zeit am Lande zu vertäuseln, und machte nicht eher Ernst daraus, an das Boot zurückzukehren, als bis der Angriff bereits wirklich angefangen war. Denn ehe er noch wieder ans Boot kommen konnte, grissen die Indianer sowohl ihn, und die bey ihm waren, zu Lande, als auch die übrigen, die im Boote zurückgeblieben waren, zu Wasser und zu Lande an. Ihre Unzahl belief sich auf 3 bis 400 Mann, ihre Waffen waren Steinbrüche und Pfeile. Diese mögten 6 Fuß 4 Zoll, und diese 4 Fuß 4 Zoll lang seyn, und sie drückten sie pelotonweise, und in einer eben so regelmässigen Ordnung ab, als die geübtesten Truppen in Europa beim Feuern nur beeindrucken können. Die Engländer gaben auf die Indianer Feuer. Dieses tödete zwar viele von

von ihnen; sie ließen sich aber dadurch nicht abschrecken, sondern drangen immerfort auf die Engländer ein, und schossen ihre Pfeile noch immer wie vor, ohne einzuhalten, Pelottonweise ab. Endlich kamen die Engländer vom Lande glücklich ins Boot; aber der Schiffer wurde nebst der Hälftie seiner Leute tödlich verwundet. Die Indianer, welche am Lande waren, wagten sich bis an die Brust in die See, um ihnen nachzusehen, und die in den Rähmen verfolgten sie gleichfalls. Endlich holten die Engländer einen von denselben im Grund, und verwundeten auf den andern viele, worauf sie alle endlich ans Land zurückkehrten.

Die Einwohner von Portlandseyland sind bis zur Verwegenheit läunig, und bezeigten eine Hartnäckigkeit, die man unter ungeübten Männern sonst selten anzutreffen pflegt. Die Engländer sahen auf Egmontsinsel viele regelmäßig gebaute Häuser. Hart am Gestade stand eins, das viel länger als irgend eines von den andern war. Es schien eine Art von Rath- oder Versammlungshause zu styn, und war schön gebauet und gedeckt. Dies war eben das Gebäude, in welchem die hiesigen Ein-

Einwohner die Leute, welche mit dem Schiffer hier ans Land gegangen waren, aufgenommen hatten. Sie erzählten bey dieser Gelegenheit, daß sowohl die Wände als der Fußboden mit einer Art feiner Matten wären bedeckt gewesen, und es hätte eine große Unzahl von Pfeilen, in Bündeln gebunden, darin umher gehangen, die zum Gebrauche ganz fertig gewesen wären. Sie sagten auch, daß es an diesem Orte viele Gärten oder angebaute Flecken Erdbreich gäbe, die mit einer Mauer von Steinen umgeben, und mit Cocosbäumen, Platannen, Bananas, Yamwurzeln und andern Gewächsen besetzt wären. Die Cocosbäume standen, wie man vom Schiffe aus sehen konnte, in großer Unzahl zwischen den Häusern des Dorfes. Ohngefähr 3 Meilen westwärts von diesem Dorfe lag eine jämlich weuläufige Stadt, welche gegen das Gestade hin mit einer steinernen Brustwehr versehen war, die ohngefähr fünftschalb Fuß hoch, und nicht in gerader Linie gebauet war, sondern aus lauter Winkeln bestand, und unsern Festungswerken einigermaßen gleich sah. Aus den Mässen dieser Leute und ihrem kriegerischen Werthe, der größtentheils die Wirkung der Ge-wohn-



wohnheit seyn muss, lasse sich mit Grunde behaupten, daß sie öfters unter einander Kriege führen müssen. Bald darauf sah man eine andere große und weitläufige Stadt, die gleich einem Bienenkorbe von Einwohnern wimmelte. Als das Schiff bey derselben vorbey segelte, kam eine unglaubliche Anzahl von ihren Bewohnern heraus, und an den Strand herab. Sie hielten etwas in den Händen, das einem Büschel grünen Grases ähnlich sah. Mit diesem schienen sie einander zu streicheln, und tanzen oder rannten dabei in einem Kreise herum. Von einer andern Landspitze sah man einen großen Kahn auf dem Strande unter einem dazu erbauten Wetterdach; und ein wenig weiter hin erblickte man eine ältere große Stadt, die gleich der vorigen an der Seeseite, und vermutlich auch rings umher mit einer steinernen Brustwehr umgeben war. Als das Schiff vorbey segelte, drängte sich das Volk hier ebenfalls an den Strand herab, und tanzte auf die nämliche Art im Kreise herum. Es wähnte nicht lange, so stießen sie einen von ihren Kahnem in die See, und ruberten gegen das Schiff her. Dies legte also bey, um ihnen Zeit zu geben, daß sie heran kommen könnten; ja man schmeißt

schmeichelte sich schon, daß man sie würde bewegen können, an Bord zu nehmen. Als sie sich aber dem Schiffe so weit genähert hatten, daß sie solches deutlicher sehen und betrachten konnten, hielten sie still und staunten und aus ihren Köpfen an, ohne daß sie Lust bezeugt hätten, näher zu kommen. Das Schiff segelte also fort, und ließ sie hinter sich.

An einem Orte schien die Küste der Treniwonians- und Egmontinsel nur eine Stadt auszumachen, und das Land war mit einer ungählichen Menge von Einwohnern bevölkert. Als die Eingeborenen sahen, daß eines von den Häfen sich vom Schiffe entfernte, schickten sie verschiedene bewaffnete Kähne ab, die dasselbe angreifen sollten. Sobald sich der erste von diesen Kähnen dem Boote bis auf einen Doppelschuß genähert hatte, drückten die darin befindlichen Leute ihre Pfeile gegen die Engländer ab: diese aber hielten sich fertig, und gaben gleich eine Salve aus dem kleinen Gewehr, wodurch einer von den Indianern getötet, und ein andrer verwundet wurde. Zu gleicher Zeit feuerte man eine mit Traubenschüssen geladene Kanone von dem Schiffe aus unter sie ab; und dies war von so guter Wirkung, daß



daß sie sinnlich in großer Eilfertigkeit nach dem Lande zurückruderten; ausgenommen der Kahn nicht, welcher den Angriff angefangen hatte; denn dessen hatten sich die Leute im Boot bemüht, und der verwundete Indianer war dabei mit in ihre Gewalt gerathen. Sie brachten ihn ans Schiff. Capitain Carteret ließ ihn sogleich an Bord nehmen, und seine Wunden durch den Schiffsarzt besichtigen. Dieser fand, daß er einen Schuß in den Kopf bekommen, und daß eine andere Kugel ihm den Arm zerschmettert hatte. Die Wunde im Kopfe hielt er für tödlich; man ließ ihn also wieder in seinen Kahn setzen, und er ruderte alsbann, so elend er auch war, weg, und wieder nach dem Lande hin. Er war ein junger Mann, hatte wolliges Haar, wie die Negro zu haben pflegen; und etwas wenig von einem Bart; sonst aber war er von einer schönen Gesichtsbildung, und nicht so schwarz, als die Eingeborenen von Guinea sind. Er war von gewöhnlicher Leibesgröße, und wie seine übrigen Landesleute, so viel wir deren gesehen hatten, ganz nackend. Sein Kahn war sehr klein, grob und schlecht gebaut. Er bestand nämlich bloß aus einem Stücke Stammholzes,

wel-

welches ausgeschöpft war, indessen hatte er doch eine Seitenrahme; aber keiner von allen diesen Röhnen führte Segel.

Die Einwohner von Egmontinsel sind ungemein hurtig, stark und geschäftig. Es scheint, als ob sie fast eben so gut im Wasser als auf dem Lande leben können; denn sie waren alle Augenblicke bald im Röhnen, bald wieder in der See. Die Röhne, welche gegen das Boot angestudert kamen, waren alle demjenigen ähnlich, den unsre Leute wegnahmen, und an Bord brachten. Sie waren etwa für 12 Mann groß genug; wenn aber ihrer nur drey bis vier darinnen sind, so wissen sie solche mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit fortzurudern und geschickt zu lenken. Man sah noch eine andre Gattung von Fahrzeugen auf dem Strande, die viel größer, und mit einer Art von Wetterschädel versehen waren.

In dem Röhne, den die Engländer nebst dem verwundeten Manne in ihre Gewalt bekommen hatten, fanden sie zwey von ihren Bogen, und einen Bündel von ihren Pfeilen. Mit diesen Waffen tressen sie in einer unglaublichen Entfernung. Einer von den Pfeilen fuhr durch das Wetterbret des Bootes, und verwundete



bete einen Schiffsoffizier gefährlich in den Schenkel. Ihre Pfeile sind mit Feuersteinen zugespitzt; man fand auch im übrigen keine Anzeichen, daß sie irgend eine Art von Metall hatten.

### Zweyter Abschnitt.

#### Einwohner an der Küste von Neubritannien und Neuvirerland.

**B**or dem Capitain Carteret hatte man diese beyden Inseln für eine gehalten, und ihnen den Namen Neubritannien gegeben. Dieser aber entdeckte eine Straße zwischen beyden, die er den St. Georgenscanal nannte, ließ der südlichen und größten von den zwey Inseln den alten Namen, und gab der nördlichen den Namen Neuvirerland.

Die Einwohner von Neuvirerland machten sich, da die Engländer durch die Straße segelten, eine Windstille zu Nutz, und schickten zehn von ihren Rähnen in See, auf welchen eingeschäfie 150 Mann gegen das Schiff zu rudern. Sie wagten sich nahe genug heran, daß man einige Kleinigkeiten von ihnen lauschen kann.

konnte, welche man ihnen am Ende einer langen Stange herab reichte, und die ihrigen auf gleiche Weise am Bord bekam. Indessen wollte es doch keiner von ihnen waggen, ans Schiff zu kommen. Das Eisen, welches man ihnen gab, zogen sie allen andern Sachen vor, ohne erachtet, außer den Regeln, nichts davon verarbeitet war; denn man hatte keine Messer schmiedewaaren an Bord. Ihre Röhne waren sehr lang und sehr schmal mit einer Seitenröhre versehen, und einige derselben waren sehr zierlich gebaut. Einer davon konnte nicht weniger als neunzig Fuß lang seyn; denn er war nicht viel kürzer als das Schiff, und dieser Länge unerachtet war er aus einem einzigen Baume gemacht. Er war mit etwas Schnitzwerk geziert, und es ruderten 33 Männer darin; man fand aber nicht, daß sie etwas vom Gebrauche der Segel wußten. Die Leute sind gleich den Siegern schwarz, ihr Haar ist auch eben so wollig, aber die flachen Nasen und die dicken Lippen haben sie nicht. Sie sind bey nahe eben dieselbe Art von Leuten, als die Einwohner der Egmontinsel. Sie giengen gleich denselben nackend, hatten aber hier einige wenige aus Muscheln verfertigte Zierathen um



die Sterne und Zeichen befestigt. Die Engländer fanden auch zu ihrer Verwunderung eine Mode unter ihnen, ohne welche keines von unschön schen medischen Frauenzimmern und süßen Herren ihren Platz für vollständig hält: sie hatten sich nämlich das Haar, oder vielmehr die Wolle auf ihren Köpfen, ganz weiß gepudert. Die Mode, Puder zu tragen, ist also vermutlich nicht nur älter, sondern auch viel ausgebreiter, als man dafür hält, und hier wird sie noch weiter getrieben, als irgend in Europa; denn hier in Nenierland pudert man sich nicht nur den Kopf, sondern auch den Bart. Außer dieser Kopfzierde haben die hiesigen Einwohner noch eine andere: die meisten unter ihnen hatten nämlich gerade über dem Ohr eine Feder stecken, welche den Schwanfedern unser's gemeinen Haushahns völlig ähnlich war; vermutlich müssen diese Herren auch Federviech für ihre Tafeln haben. Ihre Waffen waren Spieße und lange Stäbe oder Elangen, dagegen sah man keine Pfeile oder Bogen bey ihnen; vielleicht mögten sie aber vergleichen wohl in ihren Kähnen bey sich haben, und hielten es blos für ratsam, sie zu verstechen. Capitain Garrick hieß es dagegen auch für ratsch.

rathsam, daß von allen seinen Leuten jeder auf seinem Platze wäre, so lange die Rähne in der Nachbarschaft des Schiffes herum ruder-ten. Er merkte, daß sie ein sehr wachsameß Auge auf die Kanonen hatten, als wenn sie Gefahr von denselben zu befürchten hätten, da-her ihnen, allem Anschein nach, die Wirkung des Schiffsgewehrs nicht ganz unbekannt seyn mußte. Sie hatten Fischerneße bey sich, und diese sowohl als ihre Stricke schienen sehr artig gearbeitet zu seyn. Nachdem sie solcherge-stalt eine Zeit lang bey dem Schiffe geblieben waren, erhob sich ein Wind, und sie schritten nach dem Lande zurück.

### Dritter Abschnitt.

#### Einwohner auf den Admiraalitätsinseln.

**D**ieser Inseln, die Capitain Carteret also benannte, zählte er zwanzig bis dreyzig. Sie sind von beträchtlicher Größe, insonber-heit ist eine darunter, die für sich allein ein großes Königreich ausmachen könnte. Sie haben eine überaus reizende Aussicht, das Land ist mit dem schönsten Grün bekleidet, die Wäl-der sind hoch und groß, mit dazwischen gele-



genen Stellen, wo das Holz ausgetreutet, und das Land angebaut ist. Die Eingeborenen schienen hier sehr zahlreich zu seyn, und ihre Häuser lagen in anmutigen Hainen von Coconüssen. Die Mitte der größesten von diesen Inseln liegt, wie Capitain Carteret davor holt, in der südlichen Breite von 2 Graden 18 Minuten, und in der östlichen Länge von 146 Graden 44 Minuten.

Eine beträchtliche Anzahl von Kähnen, die eiliche hundert Leute am Bord hatten, kamen von diesen Inseln auf das Schiff zu gerudert. Die Leute in denselben machten allerhand Zeichen, deren Bedeutung man nicht vollkommen verstehen konnte; die Engländer ahmten aber solche, ihnen so gut als es möglich war, nach, um anzudeuten, daß sie eben so gegen sie gesinnt wären, als sie gegen die Engländer zu schienen. Um ihnen aber noch deutlicher zu verstehen zu geben, wie gut diese es meynten, und um sie zu bewegen, daß sie an Bord kommen mögten, zeigte man ihnen vom weiten einige von den wenigen kleinen Waaren, die man bey sich hätte. Sie ruderten hierauf dem Schiffe näher, und Capitain Carteret schmeichelte sich

sich schon, daß sie ohnschilbar an Bord kommen würden; aber kaum waren sie so nahe heran gekommen, daß sie die Engländer erreichen konnten, so warfen sie ihre Wurfspeiche aus aller Macht nach dem Orte auf dem Verdecke hin, wo sie am dichten standen. Es war also außer Zweifel, daß sie feindselige Absichten gegen die Engländer hegten. Ob diese nun gleich Mittel hatten, ihrem Angriffe bald ein Ende zu machen, so war es doch ratsamer, die Sache nicht so weit kommen zu lassen, weil es nur desto mehr Blutvergießen würde gesetzt haben, je größer die Menge der Angreifenden war. Capitain Carteret wollte daher einem allgemeinen Gefechte vorbeugen, und feuerte zu dem Ende mit einigen Musketen und mit einer von den Drehbassen unter sie. So bald sie sahen, daß einige von ihnen dadurch getötet oder verwundet wurden, zogen sie sich zurück, und stießen zu den andern Rähnen, deren zwölf bis vierzehn waren, und zusammen etliche hundert Mann an Bord hatten. Man legte hierauf bey, um den Ausgang vollends abzuwarten. Nachdem sie sich lange mit einander berathschlage hatten, hielten sie es für das Beste, nach der

Küste zurückzuschreiten. Um sie in diesem flugen Gedanken desto mehr zu bestärken, und ihnen ein wenig Ehrfurcht hinzubringen, feuerte man eine sechspfündige Kugel dergestalt ab, daß sie über die Rähne hinweg strich, und jenseits derselben ins Wasser fiel. Dieses Mittel war von der besten Wirkung; denn sie ruberten nicht nur gleich noch einmal so hurtig, sondern spannten auch Segel auf, und eilten nach der Küste zurück. Es wähnte indessen nicht lange, so stießen verschiedene andere Rähne in einer entlegern Gegend der Insel vom Strande ab, und kamen sehr schnell gegen das Schiff heran. Sie blieben anfanglich ohngefähr in eben derselben Entfernung vom Schiffe, als die vorigen, und eintir derselben kam nach einer kleinen Weile auf die nämliche Art herbei, als die ersten. Die Engländer machten gegen die am Bord dieses Fahrzeuges befindlichen Leute alle Freundschaftszeichen, die man nur erdenken konnte; sie zeigten ihnen alles, was ihnen ihres Erachtens nur gefallen könnte. Sie breiteten ihre Arme aus, und luden sie ein, an Bord zu kommen; doch alle diese pantomimische Freundsamkeit half zu nichts; denn sobald sie sich

sich dem Schiffe auf einen Steinwurf gend-  
hirt hatten, ließen sie einen Hagel von Wurfs-  
pistolen und Lanzen herein stürzen, die jedoch  
keinen Schaden thaten. Die Engländer ahn-  
deten diese Feindseligkeit, indem sie einige  
Musketen auf sie losfeuerten, und einen von  
ihren Leuten dadurch tödten. Sobald sei-  
ne Kameraden dies sahen, sprangen sie in  
grosser Bestürzung in die See, und schwam-  
men nach den andern hin, die nicht weit da-  
von auf den Erfolg des ersten Angriffs zu  
warten schienen, bey diesem Anblicke aber alle  
mit einander eiligst dahin wieder zurückkehr-  
ten, woher sie gekommen waren. Da sie  
auf solche Weise den einen Kahn gänzlich im  
Stiche gelassen hatten, hoben die Engländer  
ihre Boot aus, und brachten denselben an  
Bord. Er war vollkommen 50 Fuß lang,  
aber dennoch einer von den kleinsten unter al-  
len denen, die gegen das Schiff kamen, und  
er war sehr plump aus einem einzigen Baum  
verfertigt, hatte aber eine Seitenrahme.  
Man fand in demselben sechs schöne Fische  
und eine Schildkröte, einige Darmwurzeln, ei-  
ne Kokosnuss und einen Sack voll einer Art  
von Beeren oder Pflaumen, wie man es nen-



nen mögte, die von süßlichem Geschmack, aber nicht groß und sehr mehlig waren. Diese Früchte enthielt einen flachen Kern, die Engländer aber hatten weder vorher noch nachher je etwas gesehen, das ihr gleich gekommen wäre. Sie war roh zu genießen, wenn sie aber gesotten oder am Feuer gebraten wurde, war sie viel schmackhafter. Man fand auch zwei irdene Töpfe, die einem großen Krug ähnlich sahen, aber eine weite Mündung und keine Handhaben hatten. In gleichen lag eine beträchtliche Partey von Matschen in dem Kahn, deren sich diese Leute statt der Segel und der Wetterdecken bedienen, zu welchem Behufe sie solche über gebogene Reife fast auf eben die Art ausspannen, wie die Decken der Londoner Fähren beschaffen sind. Aus allem dem, was sich in diesem Fahrzeuge befand, schloß man, daß sie gefischt haben mußten. Sie hatten auch ein Feuer darin gemacht, und an derselben stand einer von ihren Töpfen, darinne sie ihre Speise kochten.

Diese Indianer waren von eben der Art als jene, welche man zuvor auf der Küste von Neuerland und Egmantsinsel gesehen hat.

hatte, nämlich von sehr dunkler Kupferfarbe, beynaher schwarz, und hatten wolliges Haar. Sie pflegten Betchlässe zu tragen, und gehen ganz nackend, doch tragen sie um die Arme und Beine einen elenden Fuß von zusammengereihten Muscheln. Sie waren auch, wie die Leute, die das Schiff besucht hatten, gepudert, und hatten sich überdem das Gesicht mit weißen Streifen bemalt; so viel man aber sah, hatten sie keine Bartte. Ihre Lippen waren mit einer Art bläulicher Farbstoffe gespist.

### Vierter Abschnitt.

#### Einwohner auf Joseph Freewillinseln.

**D**ie größte von diesen Inseln, die nahe beynander liegen, nennen die Eingeborenen Pegan, und sie hat nicht über fünf Meilen im Umkreise. Sie liegt der Linie 50 Minuten ostwärts, und im 137 Grade 51 Minuten östlicher Länge.

Verschiedene Kähne voller Indianer ruderten gegen das Schiff heran. Sie gaben durch



durch Zeichen zu verstehen, daß sie nichts Bes-  
ses im Sinne hätten, und kamen sodann  
gleich, ohne den geringsten Anschein von  
Furcht oder Misstrauen, an Bord. Sie ha-  
ben weiter nichts, als einige wenige Coco-  
nusse bey sich, überließen aber diese mit tau-  
send Freuden gegen ein Stückchen von einem  
alten eisernen Reife. Man merkte bald, daß  
ihnen dieses Metall nicht unbekannt war.  
Sie nannten es Warrant, und gaben durch  
Zeichen zu verstehen, daß ein Schiff, wie das  
englische, bisweilen zu ihnen käme, um Er-  
frischungen einzunehmen. Capitain Carteret  
schenkte einem von ihnen drei Stückchen eines  
alten eisernen Reifs, deren jedes ohngefähr  
vier Zoll lang war; darüber geriet er in ei-  
ne Art von Entzückung und Freude, die ihn  
fast von Sinnen brachte. Capitain Carteret  
konnte sich nicht enthalten, an dieser Freude  
Anteil zu nehmen, und es war ein wahres  
Vergnügen, zu sehen, wie sonderbar sich  
seine Gesichtszüge bey dieser Gelegenheit ver-  
änderten, und durch was für seltsame Ge-  
werden er sein Vergnügen auszudrücken such-  
te. Die Bewohner dieser Inseln schien in  
der That das Eisen höher zu schätzen, als al-  
le

le übrigen Indianer, und sie würden den Engländern für eiserne Werkzeuge alles gegeben haben, was sie nur aus ihren Inseln hätten hinweg bringen können. Sie sind von der gewöhnlichen Kupfersfarbe der Indianer, doch waren den Engländern in diesen Gegenden außer ihnen noch gar keine Leute von dieser Farbe zu Gesicht gekommen. Sie hatten auch schönes langes Haar, aber nur kleine Bärte, welches letztere davon herrührten mochte, daß sie, wie man sah, das Haar aus dem Kinn und den Oberlippchen beständig und mit sammt der Wurzel aussäuschten. Ihre Gesichtszüge sind angenehm, und ihre Zähne ungemein weiß und eben. Sie waren von der gewöhnlichen Leibesgröße, aber erstaunlich hurtig, stark und geschäftig; sie ließen zum Beispiel viel geschwinder als die Engländer an den Mastkorb hinauf. Ihre Gemüthsart war freymüthig und offenherzig; sie aßen und tranken alles, was ihnen gegeben wurde, gießen ohne das geringste Bedenken überall im Schiffe herum, waren auch so vertraulich und aufgeräumt mit dem Schiffsvölkle, als ob sie lange und vertraute Bekannte gewesen wären. Sie waren zwar nicht, wie die Leute in allen andern

anderen Inseln, welche die Engländer besuchte  
hatten, ganz nackt; doch hatten sie auch  
nicht mehr als den Unterleib mit einem schma-  
len Stücke feiner Matten ganz leicht bedeckt.  
Ihre Röhre sind sehr gut und artig gebauet;  
der Boden besteht aus einem hohlgemachten  
Baume, und die Seitenwände sind ordentlich  
aus Brettern verfertigt. Sie führen auch Ge-  
gel von feinen Matten, bezgleichen eine Sei-  
tennahme. Ihre Stricke und Netze waren  
ebenfalls sehr gut. Sie lagen die Engländer  
eifrig an, daß sie ans Land gehen mögten,  
und erbosten sich, eine gleiche Anzahl von ih-  
ren eigenen Leuten zur Sicherheit als Geiseln  
an Bord des Schiffes zu lassen. Capitain  
Garteret würde auch in der That diese Einla-  
bung gern angenommen haben, wenn es nur  
in seiner Macht gestanden hätte. Aber der  
Seestrom trieb ihn so weit und so geschwind  
von diesen Inseln hinweg, daß er keinen Un-  
serplatz suchen konnte; und da noch überdem  
die Nacht bereits einbrach, so setzte er seinen  
Lauf weiter fort. Als die Indianer dies sa-  
hen, bestand einer darauf, daß er mit reisen  
wolle, und alles, was man ihm dagegen sag-  
te

te oder vorstelle, half nichts; er blieb bey seinem Vorsage, und weigerte sich schlechterdings, wieder nach der Insel zurückzukehren. Nun hieß man es eben nicht für unmöglich, daß man mit Bergülfe dieses Mannes einige nützliche Entdeckungen machen könnte, und Capitain Carteret wollte ihn also nicht zwingen, ans Land zurückzukehren, sondern er ließ es sich gefallen, und nahm ihn mit. Sie erfuhren nach und nach von ihm, daß es noch andere Inseln nach Norden hin gebe, deren Einwohner seiner Aussage nach Eisen hätten, und seine Landsleute, so oft sie dieselben auf der See anträfen, allezeit ermordeten. Weil dieser Mann so viele Bereitwilligkeit bezeugt hatte, mit zu gehen, so nannte man ihn Joseph Greenwill (Joseph Greywillig). Es that dem Capitain Carteret leid, wie er sahen mußte, daß er auf der Seereise von hier aus je länger je främlicher wurde. Er lebte, bis man die Insel Celebes erreichte, und starb daselbst. Da die Inseln, von welchen man ihn mitgenommen hatte, sehr klein und niedrig sind, so reunderte sich Capitain Carteret, als er sah, daß

er so viele von den Landesfrüchten der Insel Celebes kannte. Die Charte, die dieser von jenen Inseln mitgebracht hat, ist nach seiner Anweisung aufgenommen. Er zeichnete dem Capitain nämlich ihre Lage auf dem Verdeck mit Kreide vor, und um die Tiefe des Wassers anzudeuten, streckte er so oft die Arme aus, als er Klaftern anzeigen wollte.

Auszüge aus le Maire Beschreibung, der 1682 zu Brest an Bord ging, und verschiedene Jahre in den Gegenden zwischen der Sanaga (oder dem Senegal) und der Gambia (oder Gambia), deren Einwohner er beschrieben, zugebracht hat. Seine Reisebeschreibung ward 1695 zu Paris gedruckt, und kam im folgenden Jahre zu London englisch heraus. Dancourt, Generaldirector der afrikanischen Compagnie, ein Mann, der die meisten Theile der Welt durchreisit, und unter dessen Aufsicht le Maire als Wundarzt seine Reise gethan hatte, gab die Versicherung, daß seine Beschreibung vollkommen richtig sey, und besondere Umstände enthalte, welche die vorhergehenden Schriftsteller nicht berührt hätten. Seine Nachrichten von den Einwohnern an der Sanaga und Gambia haben die Verfasser der allgemeinen Historie der Reisen zu Lande und zu Wasser, (dritter Band, Leipzig 1748 S. 162 und ff.) mit Anmerkungen andrer Reisenden in diesen Gegenden, in eine einzige Beschreibung zusammengezogen.

I Band,

M

Der

Der Theil von Afrika, den die Galofer, Gu-  
ller und Mandingott bewohnen, liegt zwischen  
dem achten und achtzehnten Grade nördler  
Breite, und zwischen der dreißigsten Minute  
und dem siebzehnten oder achtzehnten Grade  
östlicher Längt.

Office

\* \* \* \* \*

## Erster Abschnitt.

### Von den Jalofern oder Jolloisern.

**D**ie Jalofer oder Jolleifer wohnen an der Nordseite des Gambia und weiter landwärts. Ihr Land ist von einem weiten Umfange, und erstreckt sich sogar bis an den Fluss Canaga. Dieser Volk ist schwächer und schöner als die Mandingoer, und hat die breiten Nasen und dicken Lippen nicht, die diesen eignen sind. Keiner von den Einwohnern dieser Länder kommt den Jalofern an Schwärze der Haut und Schönheit der Gesichtszüge bei.

Sie sind überhaupt den Waffen ergeben, und haben viele Gewohnheiten, wodurch sie ihr natürliches wildes und hartes Wesen zu erhalten suchen. Sie sind von einer starken und muntern Leibesbeschaffenheit. In ihren Ausdrücken haben sie etwas Ausschweifendes. Man beschuldigt sie der Bosheit, Nachsucht, Betrügerey und Willust. Im Stehlen sind sie sehr verschmitzt. Sie ziehen das, wozu sie Lust haben, mit einem Fuße weg, und heben



es hinterwärts auf. Man muß daher nicht sowohl auf ihre Hände, als auf ihre Füße acht geben. Sie heben mit ihren Zehen eine Madel von der Erde auf. Wenn ein Stück Eisen, ein Messer, eine Schere, oder sonst etwas auf dem Boden oder einer niedrigen Bank liegt; so treten sie hinzu, und führen gegen die Sache, die sie sicheln wollen, den Rücken, lehnen einem völlig ins Gesicht, halten die Hände weit auf, und heben unterdessen die Sache mit ihren Zehen auf, beugen das Knie, und heben den Fuß bis an den Gürtel, so daß das Ge-  
sichlenc den Augenblick unter ihrem Kleide ver-  
borgen ist. Darauf fassen sie mit der Hand auf den Rücken, nehmen es aus den Zehen heraus, und verstecken es unter den Kleidern.

Mit ihren Landesleuten, den inländischen Schwarzen, oder den Gebirgern, wie sie sich nennen, gehen sie nicht ehrlicher um. Denn unter dem Scheine, daß sie ihnen ihre Güter fortschaffen helfen, oder als Dolmetscher dienen wollen, stehlen sie ihnen die Hälfte von dem, was sie haben.

Manche verkaufen ihre eigenen Kinder, Un- verwandten oder Nachbarn. Ein Sohn ver- laufte seinen Vater, weil dieser merkte, daß jener

jener mit ihm eben das Wissens war. Sie stehlen den Nachbarn ihre Kinder, wo sie können. Ja; wenn eine Hungersnoth eintritt, so verkaufen viele sich selbst, damit sie nicht Hungers sterben.

Das Wahrsagen ist das Geschäft ihrer Priester, die vorgeben, daß die Schlangen zu ihren Beschlagnahmen stünden.

Sie trinken den Brannwein in so großer Menge, daß sie häufig trunken sind. Sie wissen nicht, was die Pflicht der Wiedererstattung zu bedeuten hat, und haben keinen Griff von Höflichkeit. Ihre Unwissenheit ist so groß, daß sie kaum begreifen, daß zwei und zwey vier macht. Sie wissen auch nicht, wie alt sie sind, noch etwas von den Wocheutagen, wozu sie gar keine Namen haben. Ihre einzige gute Eigenschaft ist die Gastfreundschaft. Niemals lassen sie einen Fremden ihrer Nation ohne Ethen und Trinken weggehen, nöthigen ihn auch, tollche Tage zu bleiben. Doch verbircken sie mit großer Sorgfalt den Brannwein vor ihren Gästen, weil sie ihn sonst der Ehre halber denselben nicht abschlagen könnten.

Sie sind alle äußerst arm, und ihr ganzer Reichtum besteht in ein wenig Vieh. Der



Reichste unter ihnen hat nicht über vierzig oder funfzig Stücke, zwey bis drey Pferde, und ohngefähr eben so viel Salaven. Es ist etwas sehr seltenes, wenn sie Stücken Gold haben, die elf oder zwölf Pistolen werth sind.

Unter den Schwarzen ist in manchen Ländern die Krone erblich; in andern beruhet sie auf der Wahl. In manchen Königreichen hat der König nicht seinen Sohn, sondern seinen Bruder zum Nachfolger. Wenn aber der Bruder stirbt, so besteigt des vorigen Königs Sohn den Thron, und nach ihm wieder sein Bruder. In andern Reichen folgt der Schwestersohn in der Regierung, und die Ursache davon ist, weil sie nur bey diesem gewiß seyn können, daß er von königlichem Geblüte abstamme.

In den Wahlreichen wählen nach des Königs Absterben drey oder vier von den Größten im Reiche einen König, und behalten sich die Gewalt vor, ihn nach ihrem Gutbefinden abzusezen, oder ins Elend zu jagen. Dies erregt oft bürgerliche Unruhen, indem die Verwandten des Königs, der Reichsversaffung ohnerachtet, den Thron zu besteigen suchen.

Zu

Zu Rayor, dessen König Daniel betitelt wird, empfängt der Prinz, der nach dem Tode seines Vaters den Thron besteigt, von jedem Glückwünsche, als über eine besondere Glückseligkeit. Denn es wird allezeit von den Brüdern über das Reich gestritten, welches demjenigen zufällt, welcher die meiste Stärke oder das meiste Glück hat.

Keine Prinzen in der Welt sind unumschränkter, und werden mehr gefürchtet als die Megetfürsten. Die Ehrerbietung der Untertanen röhrt von der Strenge ihrer Herren her. Denn die geringste Übertretung, wodurch man in des Königs Ungnade fällt, wird mit der Enthauptung, Einziehung der Güter, und Verbanzung der ganzen Familie, die zur Sklaverey verkauft wird, bestraft. Das gemeine Volk ist dabei nicht so übel daran, als die Grossen, indem es bey vergleichenen Gelegenheiten nur das Gefängniß zu fürchten hat. Ohne auf Rang oder Stand zu sehen, verkaufen die Könige ihre Untertanen, ja selbst die Priester. Da ihr Wille ein Gesetz ist, so legen sie so viele Abgaben an, als sie wollen; und dies ist die Hauptursache, warum die



Schwarzem durchgehends so arme und elende Leute sind.

Diese Könige haben ein sehr stolzes und gebieterisches Wesen. Kein Jäger in Barsallit, den König und seine Familie ausgenommen, hat, bey Strafe der Sklaverey, die Erlaubnis, unter Tüchern zu liegen, die zur Abhaltung der Fliegen und Mosquitos dienen. Eine gleiche Strafe drohet demjenigen, welcher die Kühnheit hat, sich auf eben das Rüffen zu setzen, auf dem eine Person von der königlichen Familie sitzt, wenn es ihm nicht befahlen wird.

Niemand wird ohne große Geschwörlichkeit vor den Damel gelassen, und wenigen ist es vergönnt, die inneren Zimmer von seinem Palaste zu sehen. Wenn ein großer Herr, und wenn es gleich einer von den königlichen Unverwandten ist, eine Audienz erlangt; so legt er, so bald er in den Hof kommt, seinen Kittel ab, und geht ganz nackend bis an den Gürtel. Wenn er sich beim Könige nähert, so fällt er mit beid den Knien auf die Erde; also dann bückt er sich mit dem Kopfe, und streut sich zu verschiedenenmalen mit beid den Händen Sand ins Gesicht und auf den Kopf. Daran-

auf steht er auf, und wiederholt etlichemal eben diese Ceremonie, indem er immer näher hinzutritt, bis er endlich Sr. Majestät auf zwey Schritte nahe kommt. Dann bleibt er stehen, und eröffnet die Ursachen, warum er um Gehör angesucht habe. Wenn er dies Compliment geendigt hat, welches er kniend verbringt; so richtet er sich auf, ohne daß er sich erkühnet, einen Blick auf den König zu werfen, läßt die Hände auf die Knie fallen, und streuet sich von Zeit zu Zeit Sand auf die Stirne.

Seine Majestät, die ihre Untertanen sehr gering schätzt, scheint nicht auf das Richtung zu geben, was man ihr saget, sondern verbreiti sich die Zeit unterdessen mit etwas anderm. Doch unterläßt er nicht, zu Ende der Rede, mit einer ungemein abgründigen Ernsthaftigkeit etwas zu sagen, worauf der Bittenbe unter die Hofsleute, welche die Aufwartung haben, zurücktritt.

So sehr aber die Gewalt der Könige an der Sambra ununterschrifft ist, so sind sie doch in ihrem Betragen und in ihrer Kleidung von den gemeinen Schwarzen wenig unterschieden, außer bey feierlichen Gelegenheiten. Ihr

Gleichthum besteht meistens nur in Kameelen, Dromedaren, Kindern, Ziegen, Hirszen und Früchten.

Wenn sie Gesandten oder Europäern Gehör geben, so putzen sie sich mehr als zu anderer Zeit. Alsdann legen sie ein rothes oder blaues Tuch oder Zeug an, und behängen sich mit Schweifen von Elephanten oder andern wilden Thieren, kleinen Schellen, gläsernen Perlen und Korallen. Auf dem Kopfe haben sie Mäuse aus Bast gemacht, mit kleinen Hörnern von Ziegen, Untelopen oder Gemsen. Sie haben alsdann ein anschuliches Gefolge von Schwarzen, und gehen mit großem Gepränge und vieler Ernsthaftigkeit, wobei sie gemeinlich eine Tabakspfeife im Munde haben, an den Platz, der zur Audienz bestimmt ist. Dieser ist an manchen Orten unter einem hohen anschulichen Baume. Sie sind bey dieser Gelegenheit von ihrer Leibwache umgeben, die mit Wurffpiessen oder Pfeilspitzen bewaffnet ist.

Wenn ein Europäer zu dem Damel geht, um ihm seine Ehrerbietung zu bezeigen, so reicht ihm derselbe zuerst seine Hand. Darauf setzt oder legt er sich, nach Gewohnheit der

der Schwarzen, auf ein Bett, das mit einem Polster bedeckt, und mit totem Leber überzogen ist, und hat eine Labacköpfse im Munde. Alsdaun lägt er den Fremden neben sich niedersitzen, und fragt ihn, was er mitbringt. Denn man darf zu seinem von diesen Königen ohne Geschenke kommen. Das Geschenk, das ein Europäer dem König von Warsalli und Bar, oder seinen Abgeordneten, in Abwesenheit desselben, zu überreichen hat, besteht in zehn, funfzehn bis zwanzig Stangen Eisen, einigen Maassen Brannwein, einem Degen, einem Hute, einem Feuerschlosse und dergleichen. Guter Brannwein aber ist insgemein das allerangenehmste, und manchmal pfiegt der König schon davon betrunken zu seyn, ehe noch die Audienz zu Ende ist. Man hält hier die Könige für außerordentliche Zauberer und Wahrsager. So glaubt man, daß Magro, ein ehemaliger König in Grosslassan, eine große Erfahrung in der Zauberey, und ein Bündniß mit den Teufeln gehabt habe, und durch deren Hülfe mit dem Munde so stark blasen können, als ob alles um ihn herum in Stücken gehen sollte.



Es ist gleichfalls gerödhnlich, die Könige zu beschenken, so oft sie jemand besuchen. Diese Besuche werden derten zur Last, welche nahe bey dem Könige wohnen. Man muß sehr behutsam seyn, daß man keine neue Mode unter ihnen auf bringt; denn ein einziger Wall ist ihnen einzureichender Vorwand, beständig hernach bey dergleichen Gelegenheiten ein Geschenk zu fordern.

Die Prinzen der Galofer an der Sonaga sollen größt Bettler, ja noch unverschämter als alle Bettler seyn. Am Anfange bitten sie nur um Kleinigkeiten, die sie oft nicht nöthig haben. Finden sie dann jemanden willig zum Geben, so werden sie den Augenblick ungestümmer, und man muß entweder geben, was sie verlangen, oder mit ihnen brechen. Giebt man ihnen nichts, so versuchen sie es mit Vorsagen. Ist man auch da ihnen nicht zu Willen, so verbieten sie die Handlung, oder thun einem sonst etwas zum Totie. Die Franzosen haben sich oft mit Gewalt wegen dessen, was sie ihnen gelehrt hatten, dadurch bezahlt gemacht, daß sie einige ihrer Dörfer plünderten, und ihre Unterthanen zu Slaven machten, sobann aber Abrechnung mit ihnen hielten.

Wenn

Wenn ein Gesandter etwas an sich trägt, das dem Könige gefällt, so bittet er um Erlaubniß, es anzuprobiren, und dies thut er mit einem nach dem andern. Dies begegnete einmal einem Gesandten, der nachend würde wieder haben nach Hause gehen müssen, wenn er nicht eine andre Kleidung von geringerem Werthe bey sich gehabt hätte.

Die Galofer haben eine Art von Adel, den sie Cahibobos nennen, so wie die Großen des Reichs und die Prinzen vom Hause Lenzhaas heißen. Diese letztern sind der Pfalzgrafen der Könige, welche aus ihren Mitteln erwählt werden, aber niemals unter dreißig Jahre alt sind. Der König hat verschiedene Staatsbedienten unter sich, die ihm in der Regierung und in der Verwaltung der Gerechtigkeit beystehen. Einer ist Oberbefehlshaber der Armeen, ein anderer oberster Richter, der von Zeit zu Zeit im Lande herum reiset, und ein dritter Schatzmeister. Diese drei Beamten haben ihre Unterbeamten durchs ganze Land, wohin besonders die Wladis oder Beſchloßhaber in den Städten und Dörfern gehören. Überhaupt röhmt man die bürgerliche Ordnung bey diesen Schwarzen sehr. Sie üben



über gleich auf der Stelle Gerechtigkeit aus. Wer des Diebstahls überschüttet ist, wird zum Sklaven verkauft, und selten deshalb am Leben gestraft. Ein Schwarzer, der eines Verbrechens halber angeklagt ist, dessen man ihn nicht leicht überwelsen kann, muß dreimal ein glühendes Eisen beleden. Wenn es ihn verbrennt, so wird er für schuldig erklärt; wo nicht, so hat der Prozeß ein Ende. Er wird ohne Kosten losgegeben, muß aber zugleich mit dem Ankläger das Land räumen. In einigen Orten gebraucht man auch statt des glühenden Eisens heißes Wasser.

Indessen lassen sich auch hier die Richter und der König selbst oft durch Kunst, Vorurtheil oder Bestechung verleiten, den Armen und Elenden zu verdammen, und den reichen und mächtigen Schuldigen loszusprechen.

Die Negersöhne fangen aus geringen Ursachen Krieg an. Ihr Heer besteht aus Reitervry und Fußvolk, und ist selten über fünfhundert Mann stark. Der König und das Heer werden in den Dörfern, wo sie durchziehen, von den Frauenpersonen versorgt. Die Reiterey führt eine Art von sehr langen Wurfspeilen und brey über vier Längen, welche

die grössere Spiken als die Pfelle, und kleine Widerhaken haben, die die Wunde aufreissen, wenn man sie heraus zieht. Ueberdies haben sie einen Säbel und ein afrikanisches Messer, eine Elle lang und zwey Daumen breit. Den Stoss der Feinde halten sie durch ein rundes Schild von sehr starkem Ledet ab. Das Fußvolk führt einen Säbel, einen Wurfpfeil und einen Roher mit funfzig bis sechzig vergifteten Pfeilen. Die Wunden, die diese machen, sind unfehlbar tödtlich, wenn man sie nicht auf der Stelle mit heissem Eisen brennet. Der Bogen ist von Rohe gemacht, und die Sehne aus einem Holze, das sie sehr lünftlich zu zaubern wissen.

Sie sind so geschickt im Begenschießen, dass sie auf funfzig Schritte weit ein Ziel treffen, das nicht grösser ist als ein Kronstück. Sie marschiren selbst im feindlichen Lande ohne Ordnung und Kriegszucht. Die Guirieten ermuntern sie durch den Schall ihrer Instrumente zum Streite.

Sie schenen ihrer Feinde so viel als möglich, um desto mehr Eclaven machen zu können, wovon Personen von Stande nicht ausgenommen sind. Da sie nackend fechten, und sehr

sehr gefüßt sind, so wird bey ihnen Kriegen viel Blut vergossen; zumal da sie sehr mutig sind, und lieber ihr Leben verlieren, als sich für feig schelten lassen. Ihre Tapferkeit wird also durch Furcht vor Verlust der Freyheit und vor Slaven-ry sehr angeweuert. Die Gefangnen werden auch beim Frieden nicht ausgewechselt, sondern bleiben Slaven.

### Zweyter Abschnitt.

Von den Julier, die längst der Gambia wohnen.

**D**ie Julier, die an der Sanga wohnen, leben unter ihren eigenen Königen, und haben einen sehr großen Strich Landes inne. Die aber, welche um die Gambia an beyden Seiten derselben wohnen, sind den Mandingos unterwürfig, unter welchen sie sich allmälig niedergelassen haben, nachdem sie vielleicht durch Krieg oder Hunger aus ihrem Lande vertrieben worden sind.

Diese Julier an der Gambia haben eine schwärzbraune Haut und lange schwarze Haare, die bey weitem nicht so kraus sind, als

der

der Megeren ihre. Ihre Frauen sind schlank und sehr schön gebilbet; sie haben sehr gute Gesichtszüge, und wissen ihr Haar gut zu pflegen; doch tragen sie eben solche Kleidung, als die andern Schwazzen. Die Männer sind in ihrer Art überhaupt nicht so schön, als die Frauen; dies kann aber ihrer Art zu leben zugeschrieben werden, indem sie Viehhirten sind. Sie haben einige Ziegen. Die Heerden aber, die sie hüten, sind Kinder, und diese haben sie im Ueberflusse. In manchen Gegenden haben sie ihre gewissen Städte, meistentheils aber sind sie Landstreicher. Es treibt nämlich eine ganze Familie zusammen, entweder in Höhe oder niedrige Länder, nachdem es die Beschaffenheit des Wetters erfordert: und wo sie nur einen guten Fleck für ihr Vieh finden, da bleiben sie eine Zeit lang, und bauen sich mit des Königs Erlaubniß Hütten.

Diese Leute führen ein mühsames Leben, wegen der vielen Löwen, Luchse und vergleichlichen Thiere, die innerhalb des Landes, und wegen der Krokodile, die an dem Flusse sind. Des Nachts verschließen sie das Vieh neben ihren Hütten, machen upp und lieben derselben I Band. R Genu,



Geuer, und bleiben selbst im seeyen Felde zu  
seiner Bewahrung liegen.

Außer ihrem Viehe verkaufen sie frische  
Milch, saure Milch, Quark und zwey Arten  
von Butter. Die eine ist frisch und weiß, die  
andere hart und von einer unvergleichlichen Gar-  
be. Diese ist eben so gut als die englische,  
nur allzu fühl. Sie halten sie sehr nett und  
reinlich, und die Frauen schämen sich, wenn  
nur ein Haar in der Butter zu finden ist. Sie  
verkaufen sie für gläserne Perlen, Messer, und  
bergleichen Kleinigkeiten.

Die Mandingoer überlassen ihnen diese Art  
von Haushwirtschaft ganz und gar. Das  
Land ist überaus voll von ihnen, da sie fami-  
lienweise hin und her verstreut sind. Sie  
im Lande abit haben sie die Schwarzen aus-  
getrieben, und sich selbst zu Herren gemacht;  
doch haben sie beständig Krieg mit ihnen. Ihre  
Sprache ist von der Schwarzen ihrer unter-  
schieden. Sie haben eine große Aehnlichkeit  
mit den Arabern, deren Sprache in ihren  
Schulen gelehret wird, und die sie, außer ih-  
rer eignen, meistens auch sprechen. Sie haben  
ihre eigenen Obrigkeiten, welche mit sehr vieler Mäßigung regieren. Sie  
sind

find keinen Königen des Landes unterworfen. Wenn ihnen von einer Wölferschaft Übel begegnet wird, so reißen sie ihre Dörfer nieder, und ziehen zu einer andern. Sie sind ein Volk von sehr ruhiger Gemüthsart, und dasjenige, was recht und billig ist, wissen sie so gut, daß ein Mensch, der Uebel thut, allen zum Abschluß ist, und niemand ihm gegen die Obrigkeit befreien wird.

Die Könige sind sehr bereitwillig, den Zuspiern Aufenthalt in ihren Ländern zu gestatten, und ihnen Feld zum Anbau zu geben. Sie pflanzen Taback um ihre Häuser, und Baumwolle rings um die Dörfer her, die ihnen zugleich zum Zaune dient. Überdies säen sie alle vier Arten von dem hier gewöhnlichen Getreide, nämlich indianisch Korn, Reis, das größere guineische Korn und das kleinere, welches Mansarole heißt.

Sie bauen das Land am meisten an, ob sie gleich Fremde sind. Sie sind sehr fleißig und haushälterisch; und weil sie mehr Baumwolle und Korn bauen als sie brauchen, so verkaufen sie das Uebrige um einen billigen Preis. Sie sind sehr gastfrei und freundlich; so daß die einheimischen Einwohner es für ein Glück



schägen, ein Dorf von Giulien in der Nähe zu haben. Ihr Verhalten hat ihnen eine solche Hochachtung zutege gebracht, daß es für eine Schande gehalten wird, sie zu beleidigen oder zu verlezen. Ihre Leutseligkeit erstreckt sich auf alle; doch sind sie doppelt freundlich gegen die von ihrem eigenen Geschlechte, so daß sich, wenn einer von ihnen zum Schlaen gemacht wird, alle vereinigen, ihn zu erlösen. Sie ernähren alle Alte, Blinde und Lahme unter sich, und lassen keinen von ihrer Wehrhaft Mangel leiden. So weit ihr Vermögen reicht, helfen sie auch den Mandingern in ihrem Mangel, von denen sie eine große Menge in Hungersnoth erhalten haben. Sie werden nicht leicht zornig, und man hat nicht gehört, daß sie jemand betrogen hätten. Dabei sind sie ein so tapferes Volk, als irgend eines in Afrika, und wissen die Bekleidungen, die ihnen widerfahren, zu rächen. Die Jäger selbst sind nicht lühn genug, sich mit ihnen einzulassen. Ihre Waffen sind Lanzen, lange Wurfspeile, Bogen und dazu gehörige Pfeile, kurze Hirschfänger, und auch wohl Flinten, mit welchen allen sie sehr geschickt umzugehen wissen. Sie lassen sich gemeint-

meiniglich bey einer Stadt der Mandingoer niedert, und es ist schwerlich eine zu finden, die einigermaßen gross und ansehnlich wäre, die nicht eine Stadt der Fulier in der Nähe hat. Sie sind strenge Muhammedaner. Es wird feiner, bis auf etliche wenige, Traumte-  
wein oder sonst etwas trinken, das stärker ist, als Wasser und Zucker.

Der Preis eines Stück Vieches ist ein oder zwey Stangen Eisen. In einigen Stücken sind sie sehr abergläubisch. Wenn sie zum Exempel erfahren, daß jemand, der ihnen Milch abkauft, diese lochet, so verkaufen sie ihm keine mehr, weil sie glauben, daß dies die Kuh trocken mächt.

Sie kleiden sich nur im weissen Zeug von ihrer eignen Arbeit. Sie sind beständig sehr reinlich, besonders die Frauen, welche die Häuser beständig sauber erhalten. Diese sind regelmässig gebaut, und zwar in ziemlicher Entfernung von einander, um die Gefahr des Feuers zu vermeiden. Sie machen auch sehr gute Straßen und Wege, eine Sache, worauf die Mandingoer nicht sehen. Ihre meiststen Städte sind nach einerley Muster gebaut.



Sie sind endlich gute Jäger. Sie tödten Löwen, Tiger und andere wilde Thiere, und oft gehen ihrer zwanzig oder dreißig auf die Elephantenjagd, deren Zahne sie verkaufen. Das Fleisch räuchern und trocknen sie, und haben es etliche Monate zur Speise auf.

### Dritter Abschnitt.

#### Von den Mandingoern.

**D**ie zahlreichste Völkerschaft an der Gambia, und auch an der ganzen Küste, sind die Mandingoer oder Muntingoer. Sie sind vollkommen schwärz, und reden durchgängig nur eine Sprache. Sie sind scherhaft und lustig, und können nach einer Trommel vier und zwanzig Stunden hinter einander tanzen, manchmal regelmässig, und zu anderer Zeit in wunderslichen Stellungen, da es dann einer dem andern an Biegsamkeit und Hertigkeit zuvor zu thun sucht. Dem Zanken sind sie sehr ergeben, welches sie Gechten nennen; und wenn zwey Leute einander recht tapfer schimpfen, so nennen sie es eine grosse Schlacht. Doch währet es sehr lange, ehe es zu Schlägen

gen kommt; und wenn dies geschieht, so schützen sie in rechtem Ernst, mit allem Gewehr, das ihnen in die Hände fällt, und schlagen einander oft todt. Wenn sich dies trügt, so flieht der Mörder in ein andres Königreich, wo der König ihn allezeit beschützt, und für seinen eigenen Unterthanen erkennt.

Die Männer tragen meistens halb Degen, die von der rechten Schulter hängen. Andere tragen lange Wurfspeere oder Lanzen, die drey Ellen lang sind; andre führen Pfeile und Bogen; alle aber haben ein Messer an der Seite. In allen den Waffen, die sie tragen, sind sie auch grüßt.

Sie sind durch das ganze Land zerstreut, und die strengsten Muhammedaner unter den Negern. Sie trinken weder Wein noch Brannwein. Sie sind gesitteter als die andern Negern, und die vornehmste Handlung des Landes geht durch ihre Hände. Sie sind arbeitsam und fleißig, und bauen den Acker wohl an. Sie ziehen Kinder, Schafe und Ziegen, aber keine Schweine. Einige von ihnen machen eine Art von Republik aus, und haben keinen König. Sie lesen und schreiben ziemlich



lich gut arabisch, und sind ein gutes und gäb-  
freyes Volk. Ein anderer Reisender hingegen behauptet,  
sie führen ein müßiges Leben. Die bloße  
Selbstverhaltung nötige sie zu sätzen und zu ernd-  
ten, welches zwey Monate lang im Jahre  
währet. Und ihre Arbeit wird ihnen desto sau-  
erer, weil sie keine geschickten Werkzeuge ha-  
ben. Die übrige Zeit im Jahre thäten sie  
nichts, als daß sie in einem Hause nach dem  
andern schmauseten, und bey der Tageshöhe  
unter einem schattigten Baume säßen, um der  
Lust zu genießen.

Ihr vornehmster Zeitvertreib ist eine Art  
von Spiele mit einem Stücke Holzes, in wel-  
ches verschiedene Ninnen eingeschnitten sind,  
und mit ohngefähr dreysig Steinchen, wel-  
che, durch eine besondere Art zu rechnen, zwöl-  
fchen zweyen durchgehen, bis einer sie alle ge-  
woonnen hat. Hierin sind sie sehr geschickt;  
aber zum Fischen, Vogelstellen und Jagen sind  
sie zu bequem, ob sie gleich sehr viel von allen  
Arten Wildpreß haben, und die beyden letzten  
Verrichtungen beynahe vor ihrer Thüre thun  
können.

Eic

Sie räuchen beständig Taback, welches ihnen sowohl zum Zeitvertreib dient, als auch die Lust zum Essen erstickt. Diesen Taback hauen sie selbst. Ihre Pfeifen sind aus Thon sehr nett gemacht, und von röthlicher Farbe. Der Stiel ist ein bloßes Rohr oder dünner Stab, der mit einem glühenden eisernen Draht durchbohrt ist. Manchmal ist er sechs Fuß lang.

Die Mandingoer sind in dem Punkte der Ehre und des Herkommens sehr zärtlich und empfindlich. Ihr Gruß ist, daß sie einem die Hände schütteln. Wenn die Männer ein Frauenzimmer grüßen, so halten sie ihre Hand, anstatt daß sie solche schütteln, an die Nase, und beriechen sie zweymal. Nichts beleidigt sie so sehr, als wenn man sie mit der linken Hand grüßt. Wenn ein Mann etliche Tage vom Hause weg gewesen ist, so empfängt ihn die Frau auf den Knien, und bringt ihm in eben der Stellung Wasser zu trinken.

Die Mandingoer, welche höher hinauf am dem Flusse wohnen, sind iyt weit besser, als chemals. Sie hatten sonst, wie erzählt wird, die Gewohnheit, daß sie ihre Tabackspfeisen einem unter die Füße oder den Stuhl selbst in



seinen eigenen Hause legten, damit sie verbessert würden. Hernach bestanden sie darauf, daß man die Sache in Natur wiedergeben, oder wohl zwanzigmal theurer, als sie werth war, bezahlen sollte. Da das erste unmöglich war, so mußte man ihnen das letzte einzuräumen, wenn man sich nicht durch sehr gute Freunde von dieser Ansforderung befreien konnte.

Noch hat man in dieser Gegend eine Gewohnheit, die zwar schon ziemlich abgekommen, aber doch noch nicht gänzlich abgeschafft ist. Sie besteht darin, daß einer, der etwas des Morgens verkauft, es noch vor Sonnenuntergang wieder fordern kann, wenn er das Geld zurück bringt.

Diese Mandingoer sind an den breiten Lippen und platten Nasen kennlich, so wie die Zalester und Julier an einer schönen Gesichtsbildung. Diese Bildung ihrer Nasen und Lippen führt von der Gewohnheit her, ihre Kinder über die Schultern saugen zu lassen, wenn sie arbeiten. Andre sagen, die Mütter drückten die Nasen nach ihrer Phantasie zusammen. Denn breite Brüste, dicke Lippen und platte Nasen,

Bräsen; wurden in diesem Theile der Welt für eine Schönheit gehalten.

Ein neugeborens Kind tauchen sie des Tages brey bis viermal bis über die Ohren im kalten Wasser. Wenn es wieder trocken ist, so überziehen sie es mit Palmöl, besonders den Rückgrat, die Ellbogen, den Nacken, die Knie und die Hüften. Bis ins achte oder neunte Jahr gehen die Kinder ganz nackend, und manche rüzen zur Zierath ihr Gesicht und ihre Brüste.

Die Manbingoer sind von gesunder Natur, und vermehrten sich immer mehr. Doch sind sie verschiedenen Krankheiten unterworfen, als Giebern, Blattern, Kröpfen, Würmern, Kopfschweß und Geschwulst an dem einen Beine. Man sieht oft Leute, an denen die Beine so dick als die Händen sind. Dies führt daher, daß sie verschiedene Kräuter ins Essen mischen, um Liebe zu erregen.

Der Reiß und das Gedärlich gehören den Frauen, die, was sie nicht davon gebrauchen, verkaufen, und das Geld für sich behalten.

Einige von ihnen haben eine ziemliche Anzahl Hausslaven, woraus sie sich eine große Ehre machen. Diese Slaven leben so gut und bequem, daß man sie kaum von ihren Herren

ten unterscheiden kann, indem sie oft noch besser gekleidet sind; besonders die Sclavinnen, die oft Korallen, Umbra und silberne Schnallen, auf zwanzig bis dreißig Pfund Sterlinge am Werthe tragen. Viele von ihren Sclaven sind in ihren Familien geboren. Bey Brufot ist ein ganzes Dorf von zweihundert Personen, die alle Frauen, Sclaven oder Kinder eines einzigen Mannes sind. Obgleich in einigen Ländern in Afrika die Sclaven, die in den Familien geboren sind, verkauft werden, so wird doch an der Gambia dieses für etwas sehr schändliches gehalten, ausgenommen solcher Verbrechen wegen, um deren willen auch freye Leute verkauft werden. Wenn in einer Familie, wo viele Sclaven sind, der Herr einen Verbrechen halbt, ohne Einstimmung der übrigen, verkauft, so laufen sie ihm alle davon, und werden in dem nächsten Königreiche geschützt.

Die grossen Tugerkönige haben Unterkönige, die jenen zwar unterworfen sind, deren Reichesfolge aber eben so, wie bey jenen, beschaffen ist.

Sie haben vier Grade oder Stufen des Adels. Mansa oder König ist der erste und höch-

höchste, Tarra der zweyte, Tarambra der dritte, und Bo John der niedrigste. Diese sind Befehlshaber und Statthalter in den Städten, und wissen sich sehr viel mit der Hohheit ihres Geblüts und ihrer Familie.

In der Kleidung ist ein König von dem gemeinen Volke nicht unterschieden, weil das Land nichts anders zur Kleidung als Baumwolle trägt. Zum Staate hat er oft zwey von seinen Frauen neben sich sitzen, auf die er sich lehnt, und die ihn zu seinem Vergnügen um die Füden herum fützeln. Er kann sieben solcher Frauen in gesetzmässiger Ehe haben. Eine von geringerer Herkunft hat er zu seinen Weyschäldferinnen, die aber nicht so scharf an ihn gebunden sind, weil sie nur aus Roth angenommen werden. Denn wenn eine Frau schwanger geworden ist; so lässt sie ihren Mann nicht eher wieder zu sich, bis das Kind entwöhnet ist. Die Ursache, warum sie dies während der Schwangerschaft beobachten, ist die Gefahr, die Frucht zu verschütten, indem die Regern mit der Gabe des Priaps reichlich versorgt sind.

Wenn man vor den König kommt, so fällt man beim Eingange mit einer grossen Verbeugung



gung auf das eine Knie nieder. Er sitzt auf einem Polster auf der Erde, und wenn man ihm näher kommt, so legt man zuerst die Hand auf die Erde, und hernach oben auf den Kopf, welcher entblößt seyn muß, und zuletzt auf den Schenkel des Königs, worauf man wieder einige Schritte zurückgeht. Einige streuen sich zwey oder dreymal den Staub von der bloßen Erde auf den Kopf, ehe sie die Schenkel des Königs berühren, der ihnen mit einem geringen Kopfbeugen danket. Wenn ein Priester in der Gesellschaft mit ist, so fallen alle auf die Knie, indem der Priester für des Königs Wohlfahrt betet, und ihm seinen Segen ertheilet, wozu der König, der sich die Hände über die Schultern legt, Amen, Amen, daß ist Ihnen saget.

Der Reichthum der Mandingoer wird nach der Anzahl ihrer Slaven gerechnet. Sie bestehn aber alle vom Könige bis zum Slaven. Den Brantewein trinken sie mit der äußersten Unmäßigkeit.

Der König versorgt die Europäer sehr gern mit Slaven. Er schickt einen Haufen Leute in ein Dorf aus, welches sie umzingeln. Wenn dann ergreifen sie so viele, als ihnen befohlen ist,

ist, binden und schleppen sie zu den Schiffen, wo, wenn sie einmal das Zeichen der Gelaverey bekommen haben, niemand weiter etwas von ihnen hört. Die Kinder tragen sie in Säcken, und die erwachsenen knebeln sie, damit sie nicht die Dörfer, wo sie durchgeführt werden, mit Ausfuhr bringen. Es geschieht öfters, daß etliche entwischen, und im Laufe Jahr machen, da kann die Einwohner zu den Waffen greifen, und die Nubier verfolgen. Wenn sie diese gefangen nehmen, so führen sie sie vor den König, der sich stellt, als ob er keinen Anteil an der Sache hätte, und sie anstatt der Slaven verkaufst. Erscheint einer von den gestohlenen Leuten zur Bestrafzung der Sache, gebunden vor dem Könige; so wird er auch noch als ein Slave angesehen und verkauft. Wenn der König von Saul eine Beratsschlagung wegen eines bevorstehenden Krieges hält; so läßt er seine Räthe in einem dicken Walde, der seinem Aufenthalte am nächsten ist, zusammenkommen. Daselbst wird eine Grube drey Fuß tief gegraben, um welche sich die Räthe herum sehen; und wenn die Beratsschlagung aufgehoben ist, so wird die Grube ausgegraben.

zugefüllt, um anzudeuten, daß sie die Entschließungen, die hier gefasst worden sind, eben so heimlich halten wollen, als ob sie vergessen wären. Sonst werden sie des Hochverrats schuldig geachtet. Auf solche Art werden auch die Entschlüsse so geheim gehalten, daß sie nicht eher, als mit der Ausführung offenbar werden.

Jeder Flecken hat einen Statthalter, der Alkadi heißt, und dieser hat große Gewalt. Weil fast jeder Ort zwey Gemeinfelder hat, eines zum Korne, und das andre zum Reiste, so vertheilet der Alkadi die Arbeit unter das ganze Volk. Die Männer arbeiten auf dem Kornfelde, und die Frauen und Mädelchen auf dem Reisfelde; und da sie alle gleich arbeiten, so theileit er auch die Erde gleich unter sie. Der Alkadi schlichtet alle Streitsachen, und hat die erste Stimme bey den Angelegenheiten des Ortes.

## Vierter Abschnitt.

Don den Eigenschaften und Gewohnheiten, welche die Talofer, Sulier und Mandingoer unter sich gemein haben.

**A**lle Einwohner dieses Theiles von Afrika, die Sulier ausgenommen, sind schwarz. Bey diesen Negern sind die Haare kurz und weich wie Wolle, und an dem ganzen Leibe haben sie nichts weisses, als die Zahne und Augen. Man hat über die Farbe ihrer Haut folgende Bemerkungen gemacht. Wenn sie sich verbrennen, so bleibt der Fleck, wo sie sich verbrannt haben, wenn sie eine neue Haut bekommen, weiß. Wenn sie Krank sind, so verlieren sie ihre Farbe gänzlich, und werden blaß, nach dem die Krankheit lang und bestig ist. Manche sind so bleich gewesen, daß man sie von einem Weissen von blasser Farbe nicht unterscheiden können. Ihre Körper werden nach dem Tode noch schwärzer, als gewöhnlich, so blaß sie auch in der Krankheit gewesen sind. Ihre Kinder haben, wenn sie zur Welt kommen, einerley Farbe mit den unstrigen, nur sind ihre Schamglieder schwarz, und I Band. D ein



ein schwarzer Zirbel ist an der Wurzel der När-  
gel. Man hat eine weiße Negerfrau gesehen,  
die von schwarzen Eltern geboren, und an  
einen Neger verheirathet war, mit welchem sie  
verschiedene schwarze Kinder zeugte.

Die Tracht der Einwohner dieses Theils  
von Afrika überhaupt ist sehr einfach, und bes-  
tahne an allen Orten einerley. Der Männer  
ihre besteht blos in Hemd und Hosen. Das  
Hemd ist von blauer und weißer Baumwolle,  
und geht bis auf die Knie. Mit den Füßen  
gehen sie blos, außer daß sie lederne Scholen  
haben, die um die große Zehe und um die  
Spitze zugeschnürt werden. Außer diesen Klei-  
dern sind sie über und über, am Kopfe, Leibe,  
Händen und Füßen, mit Gegenständen behangen.  
Die Männer tragen gemeinlich Degen, die  
von der rechten Achsel hängen. Andere tragen  
drei Ellen lange Wurfspieße, andre Bogen  
und Pfeile. Alle aber haben Messer an der  
Seite. Die Frauen tragen nichts, als blauen  
und weißen Kattun, womit sie um die Füßen  
aufgeschürzt sind; denn eben gehen sie nackend.  
Zum Staaten machen sie sich Figuren in den Rücken,  
die wenn man die Farbe wegnimmt,  
wie ein würfliches Tischtuch ausschyn. Manch-  
mal

mal werfen sie noch ein andres baumwollenes  
Tuch über die Achseln.

Die Männer tragen auf dem Kopfe Mützen.  
Ihr Haar ist sehr artig mit Grisgris, Silber,  
Leder, Korallen, Kupfer, gepunkt; und sie ha-  
ben silberne, zinnne und kupferne Ohrgehen-  
se. Diesenigen, die von Slaven abstammen,  
haben nicht die Erlaubniß, ihr Haar zu tra-  
gen. Das Haar der Frauengimmer ist gleich-  
falls mit Korallen und andern Glitterwerke ge-  
punkt. Dieser ihr Kopfpuß ist eine Art von  
Glocke, eine Wiertelelle hoch, und je höher,  
desto schöner.

Die Mädchen und die Knaben gehen bis  
ins elfte oder zwölfe Jahr nackend. Die  
Männer und Frauen tragen an den Füßen zur  
Bierath Schmäre von silbernen, goldenen, zin-  
nernen und kupfernen Perlen, nach Bescha-  
fенheit ihres Vermögens. Sie tragen auch  
gern ein Gebund kleiner Schlüssel, welche sie  
vom Gürtel herabhängen lassen, nur damit sie  
für reich angesehen werden.

Das gemeine Volk ist des Tages nur ein-  
mal, nämlich nach Sonnenuntergang. Ihre  
gewöhnliche Speise ist gemeiner Reis, oder  
anderes Getreide, welches von den Frauen in

ausgehöhlten Kürbissen warm aufgetragen wird. Sie nehmen das Essen mit den Fingern heraus, und machen einen runden Bissen davon. Sie begnügen sich lieber mit diesem Essen, als daß sie sich die Mühe nehmen sollten, für Fleisch oder Fische zu sorgen. Sie ziehen zwar Geschmack, und wissen die Kunst, Kapuzen zu verschneiden, aber sie vertauschen sie meistens Theils gegen Eisen, gläserne Perlen und dergleichen Waaren.

Sie glauben, daß selten, und in der frühen Tageszeit essen, ein gutes Mittel zur Gesundheit sei. Ihr gemeines Getränk ist Wasser: doch bedienen sie sich manchmal des Palmenweins, und einer Art von Bier, das aus im Ländischen Korn gebracht wird. Die geistigen Getränke lieben sie so sehr, daß sie im Stande sind, deshalb ihre Kleider vom Leibe zu verlaufen. Wenn aber gleich die Männer starke Säufer sind, so dürfen doch die Frauen nicht einen Schluck thun, bis auf einige, die besondere Vergünstigung hierzu haben. Auch Milch trinken sie, wenn sie welche bekommen können.

Sie

Sie schlachten selten ihr Vieh; außer bey großen Festen und andern außordentlichen Gelegenheiten.

Sie essen alle sehr unsauber, indem sie auf der Erde liegen, und blos ihre Hände dabei gebrauchen. Wist dem Könige speiset niemand, als die obersten Priester, oder ein sehr vornehmer Herr. Meistens ist er allein. Er lässt sich aber von seinem Weissen bey Tische schen.

Sie brauchen kein Brod, sondern sie essen das Mehl von ihrem Getreide, indem sie das Getränk damit verdicken. Das indianische Korn brauchen sie am meisten, wenn es noch grün ist, und sie rösten es in der Achre auf Kohlen, da es dann wie Schoten schmeckt. Den Reis kochen sie meistens nach Art der Türken, indem sie Pillaws machen. Das guineische Korn und das kleinere indianische Korn stampfen sie zu Mehl, wie auch manchmal den Reis und das grössere indianische Korn. Sie backen aber niemals Luchen oder Brod für sich; aber die Frauen, die an die Europäer gewöhnt sind, haben beydes gelernt.

Der Mann verspricht sich mit einer Frau, ehe sie noch in den Jahren ist, da sie heit-



then kann, aber nicht ohne Einwilligung der Freunde, in deren Hände er das Leibgedinge oder die Morgengabe übergiebt, zu der er sich anheischig macht. Auch der König, oder sein oberster Statthalter, fordert als Obervorwand der Jungfern ein Geschenk für seine Einwilligung. Wenn sie in das Alter kommt, das zur Heirath geschickt ist; so geht er in Begleitung einiger jungen Leute bey Mondenschein in das Haus seiner Braut, und nimmt sie mit Gewalt heraus. Sie hingegen sträubt sich, und schreycr aus allen Kräften. Das Geschrey aller jungen Mädchen aus dem Dorfe kommt ihr zu Hülfe, und die jungen Männer stellen sich, als ob sie ihr behelfen wollten. Doch der Bräutigam und seine Freunde führen sie im Triumph in sein Haus. Hier bleibt sie eine Zeit lang verschickt, und einige Monate hernach geht sie niemals ohne Schleier aus, der nach spanischer Art alles, bis auf ein Auge, bedeckt. Die Morgengabe wird ihr aufgehoben, damit sie sich im Falle der Witwenschaft einen Mann kaufen könne. Denn dies ist bey den Witwen gewöhnlich.

Sie versprechen ihre Töchter oft, so bald sie nur geboren sind, zur Heirath, und die Eltern

tern können hernach den Contract niemehr  
brechen, noch darf das Mädel sich einen an-  
dern Mann, ohne Erlaubniß des ersten, neh-  
men. Der Mann hingegen hat seine völlige  
Freiheit. Sie holten ihre Frauen gemeinlich  
sehr jung heim; ehe sie aber mitgeht, müssen  
sie den Eltern der Frau zwey Lübe, zwey Stan-  
gen Eisen, und zweihundert Nelanüsse erlegen.

Der Mann stellt bey der Heimholung seiner  
Frau eine Gasterie an, auf welche alle Leute,  
die Lust haben, ohne Einladung kommen, und  
sich drey bis vier Tage hinter einander erlu-  
stigen.

Die Frau wird an einigen Orten aus dem  
Hause ihrer Eltern in das Haus ihres Man-  
nes von Mannspersonen auf den Schultern  
getragen, und hat einen Schleier über das Ge-  
sicht, welchen sie bis nach vollendeter Heirath  
behält. Indessen singen und tanzen die Gäste,  
röhren die Trommeln, und feuern Flinten ab.

Ein junger Reger an der Sanaga, der sei-  
ne Augen auf ein Frauenzimmer geworfen hat,  
wendet sich zuerst an ihre Eltern, und wenn  
es eine Waife ist, an ihre nächsten Verwand-  
ten, um deren Einwilligung zu erhalten. Weil  
sich die Parteien gemeinlich schon verglichen



haben, ehe sie noch zusammen kommen; so hat der Vertrag seine Richtigkeit, so bald der Eichhaber sich zu einem Geschenke an die Eltern oder Verwandten versucht, welches gemeinlich Wach-, baumwollene Tücher, Glasperlen und Brannwein sind. Sie heirathen insgemein jung. Wenn das Geschenk entrichtet ist, so wird die Braut zu ihrem Mense nach Hause geführt, der sie an der Hand empfängt, und ihr unmittelbar darauf nach Wasser, Holz, und andern Nothwendigkeiten in der Haushaltung zu gehen befiehlt. Sie gehorcht seinen Befehlen, und wenn der Mann seine Abendmahlzeit eingenommen hat, so thut sie gleichfalls die ihre, und wartet bis sie zu Bett gerufen wird.

Die Morgengabe besteht aus Kindern, welches höchstens fünf sind, die dem Vater zur Verwahrung gegeben werden. Nach geschlossenem Vergleiche gehn sie ohne Cerimonien zu Bett. Wenn die Braut sich vor eine Jungfer ausgiebt (und Jungfern giebt es hier selten); so wird ein weisces Tuch auf das Brautbett gelegt, welches zum Beweise der Jungfertshaft dient, wenn es baren Merkmale enthält. Nach diesem halten sie einen Umgang mit dem Tuche

Sucht um das Dorf herum, wobei sich die Unrrioten einfinden, die das Bob der Schönen und ihre hochzeitlichen Freuden besingen. Wenn es sich aber findet, daß sie keine Jungfer ist; so ist der Vater, auf Verlangen des Mannes, verbunden, sie zurückzunehmen, und die Ochsen herauszugeben. Dies geschieht aber selten; denn die Braut wird vor der Hochzeit scharf untersucht, und der Mann thut diese Ansforderung nicht eher, als nach einer thälichen Ueberweisung. Das Mädchen wird auch bestwegen nicht verachtet; denn wenn sie gleich nicht seine Frau seyn kann, so kann sie doch bey einem andern eine Beyschlästerin werden, und auf diese Art kann sich der Vater immer neuen Vortheil machen.

Ein anderer Schriftsteller erzählt, daß der Mann die Braut von den Eltern nackend empfängt, und mit ihr zu dem Priester geht, der sie mit allerhand Cerimonien ein wenig Sand verschlucken läßt, und ihnen befiehlt, die Heirath diese Nacht zu vollziehen. Die Frau wird auf einem weißen Ziegenfelle gelegt, und wenn den folgenden Morgen die Zeichen der Jungfertigkeit nicht darauf gefunden werden, so wird sie von dem Manne verstoßen. Die



Jungfern der Schwarzen sind in diesem Punkte so gewissenhaft, daß sie eher sterben, als sich ihre Jungfräulichkeit vor der Heirath rauschen lassen.

Wie ein andrer Reisender erzählt, so sind die Schwarzen an der Gambia mehr geneigt, ein solches böses Geschick zu verbreihen als auszubreiten. Denn die Frau wird immer noch als eine Jungfer angesehen, wenn sie gleich ein oder zwei Kinder gehabt hat, und der Mann bleibt vergnügt. Denn er würde sich großem Vergernisse ausschauen, wenn es bekannt werden sollte, daß seine Frau keine Jungfer mehr gewesen wäre, als er sie nach Hause geführt hat.

Alle Reisebeschreiber stimmen darin überein, daß es einem Manne erlaubt sey, so viel Frauen zu nehmen, als er unterhalten kann. Nur eine davon aber hat die Rechte der Ehefrau, und ist heiläugig um ihn. Sie ist von verschiedenen mühsamen Verrichtungen ausgenommen, die für die übrigen gehören; doch darf sie nicht mit ihm, auch nicht in seiner Gegenwart essen, sondern in einem andern Hause. Er gebraucht auch niemals einige Liebeslösungen oder Küsse gegen sie, vielmehr gegen

gegen eine von den übrigen, die bloße Ver-  
schlafertinnen sind, und gegen die er keine wah-  
re eheliche Neigung besitzt.

Es ist merkwürdig, daß die Frauen sich nie-  
mals veruneinigen. Des Abends geht jede in  
ihre eigene Wohnung, und sieht zu des Man-  
nes Ruhē bereit, und des Morgens begrüßen  
sie ihn auf den Knieen, und legen die Hand auf  
seinen Schenkel.

Wenn gleich die Frauen in Ansichtung ihres  
Mannes von gleichem Stande sind; so ist doch  
die, welche er zuerst heirathet, wenn sie Kin-  
der hat, die vornehmste. Wird ein König sei-  
ner vornehmsten Frau überdrüssig, so weist er  
ihre Land und Slaven an, und erwählt sich  
eine andere aus seinem Getaglio an ihre Stelle.

Im Fall des Ehebruchs werden beide Per-  
sonen, die sich derselben schuldig gemacht ha-  
ben, ohne Hoffnung zur Befreyung, außer-  
halb Landes verkauft. Der Mann nöthigt  
auch die Frau, alle ihre Kinder mitzunehmen,  
wenn er nicht Lust hat, selbst eins davon zu  
behalten; und das sind gemeinlich nur solche  
Kinder, die erwachsen genug sind, daß er sich  
keiner zu seinem Nutzen bedienen kann. Er hat  
auch noch einige Jahre nach der Ehescheidung  
die



die Freyheit, ihr ihre Kinder nach seinem Gefallen wegzunehmen. Wenn sie aber schwanger ist, so kann er sie nicht eher verstoßen, als bis sie niedergekommen ist. Demohnerachtet halten es sich die Männer, wenn man den Erzählungen der Fleischbeschreiber glauben kann, für eine Ehre, wenn Weise von Stande bey ihren Frauen, Töchtern oder Schwestern schlafen; und bieten sie oft selbst zuerst an. Nach einigen Nachrichten thun sie es, wenn sie etwas dadurch verdienen können.

Die Frauen sind der Faulerey sehr ergeben; und vertragen die Liebkosungen der Weisen ungemein gern; doch lassen sie sich ihre Gunstbezeugungen bezahlen. Sie sind wohlgestaltet, lang, munter, von einer sehr hellschwarzen Farbe, mutwillig, und von einer angenehmen Mine. Ihre große Neigung zu den weissen Mannspersonen verursacht ihnen oft grosse Zwistigkeiten mit ihren Männern.

Die Frauen verrichten alle harten Arbeiten. Sie richten alles Essen zu, und tragen es auf den Tisch, welcher weiter nichts ist, als eine Matte, die auf den Boden ausgebreitet wird. Sie bereiten die Getränke, spinnen und färben Baumwolle, machen Kleider, pflanzen Taback und

und Getreide, halten die Häuser rein, häuten das Vieh, und holen Holz und Wasser. Nur, die ganze schwere Arbeit im Hause ist ihnen auferlegt. Und wenn ihre Männer in Gesellschaft sind, so gehen sie ihnen nach, um die Mücken abzuhalten, und sie mit Peisen und Taback zu bedienen.

Die Männer unterlassen nicht, ihnen die Unterwerfung auf eine solche Art einzuprägen, daß sie versessen niemals vergessen. Ein Mann, der seiner Frau überdrüssig geworden ist, kann sie verlassen, wenn er das im Stiche lassen will, was er bey dem Ehecontracte gegeben hat. Sie kann auch den Mann nach ihrem Willen verlassen, wenn sie ihm nur sein Vieh wiedergiebt. Wenn aber der König einen von seinen Lieblingen mit einer von seinen Frauen begnadigt hat; so kann solcher diese auf keine Art und Weise weglassen, ohnerachtet der König sie nach seinem Gefallen zurücknehmen kann.

Den muhammedanischen Schwestern sind gewisse Ehen verboten. Ein Mann kann nicht zwey Schwestern heirathen. Ein König, der dieses Gesetz übertreten hatte, ward deshalb von den Priestern insgeheim sehr getadelt.

Die



Die Frauen sind sehr fruchtbar, und haben, die sehr jungen ausgenommen, selten fremde Verhülfte bey dem Gebären nöthig. Es wird für niederträchtig gehalten, wenn sie in den größten Schmerzen schreien, oder auch nur seufzen. Nach der Entbindung haben sie sich mit dem Kinde eine geraume Zeit lang. Wenn sie die Glieder in eine solche Ordnung gelegt haben, daß sie nicht auswachsen können; sowickeln sie sie in eine Pagne ohne Windeln. Wenn das Kind zwölf oder vierzehn Tage alt ist; so fangen sie an es auf dem Rücken zu tragen, und nehmen es bey allen Arbeiten, die sie verrichten, niemals herunter.

Es ist nichts besondres, daß man die Frauen noch an eben dem Tage, da sie entbunden sind, oder den Tag darauf, ausgehen sieht. Etwa einen Monat hernach geben sie beim Kinde einen Namen, wobei sie ihm das Haar abscheren, und den Kopf mit Oele salben, und fünf oder sechs Freunde als Zeugen zu sich bitten. Sie brauchen gemeinlich musamadanische Namen. Alle Morgen waschen sie das Kind mit kaltem Wasser, und reiben es mit Palmenöl.

Sie

Sie machen sich mit den Kindern wenig zu schaffen, indem sie sie auf der Erde liegen lassen, wo sie den ganzen Tag herumkriechen. Die Mütter pflegen, wenn sie das Kind waschen, den oberen Theil der Nase zu beugen und niederzudrücken, woher ihre platten Nasen kommen. Sie haben eine zärtliche Liebe zu ihren Kindern, und tragen viel Sorge für sie, bis sie allein gehen können. Allsdann ist es ihnen genug, denselben gut zu ehen und zu trinken zu geben, und sie nehmen sich keine weitere Mühe um ihre Erziehung. So wachsen sie auf, haben eine starke Natur, und sind wenigen Krankheiten ausgesetzt, außer den Pocken. Weil sie aber im Rüßiggange aufgerogen werden, so werden sie bis zur Auschwefung faul, so daß sie nicht einmal das Feld besäen würden, wenn sie nicht die Nothwendigkeit zwänge. Sie sät aber auch nicht mehr, als zu ihrem Unterhalte reicht; und wenn ihnen die Fruchtbarkeit des Landes nicht zu statten käme, so würden sie alle Jahre Hunger leiden, oder sich selbst denen, die ihnen zu essen geben könnten, zu Eclaven verkaufet müssen. Sie lieben keinen Zeitvertreib, also

Kam-



Tanzen und Gesellschaft, deren sie niemals  
müde werden.

Die Mädchen thun sehr ehrenbar, besonders  
in Gesellschaft. Wenn man sie aber allein  
besucht, so sind sie sehr willfährig, und für  
eine kleine Koralle, oder seidenes Schnupftuch,  
verstatten sie, was man haben will.

Keine verheirathete Frau schläft nach ihrer  
Nickerkunst eher bey ihrem Manne, als bis  
drey Jahre um sind, wenn das Kind so lan-  
ge leben bleibt. Alsdann entwohnnet sie das  
Kind, und schläft aufs neue bey ihrem Man-  
ne. Denn sie glauben, daß sonst die Milch  
Schaben leidet, und das Kind vielen Krank-  
heiten ausgegescht wird.

Wenn jemand stirbt, so machen die Negern  
durch ein lautes Geschrey und Wechtagen den  
Todesfall ihren Nachbarn bekannt, worauf  
gleich eine große Menge in die Hütte des Ver-  
storbenen gelassen kommt, und mit schreien  
hilft. Ihre Begräbnisceremonien sind an ver-  
schiedenen Orten verschieden.

Ihre Leichenbegängnisse geschehen mit gros-  
sem Gepränge und Cärimonien. Ein Priester  
wäscht den Leichnam des Verstorbenen, und  
widelt ihn in die beste Leinentwand, die er in  
seinem

seinem Leben gehabt hat. Alle Verwandten und Nachbarn kommen, um ihr Klageschrey zu machen, und thun lächerliche Fragen an den Leichnam. Einer fragt: ob es ihm bei ihnen nicht gefallen hätte? Was ihm jemals zu Leide geschehen sey? Ob er nicht so reich gewesen, als er es nöthig gehabt? Ob er eine schöne Frau gehabt habe? und solche Threheiten mehr. Wenn er sieht, daß er keine Antwort erhält; so geht er fort, und macht einem andern Platz, der eben vergleichbar sagt. Indessen unterlassen auch die Patrioten nicht, ein Klagelied auf ihn zu singen.

Für alle, die zum Begräbnisse kommen, wird ein Schmaus angerichtet. Zu dem Ende schlachten sie einige Ochsen, und verkaufen Eclaven, um Braumteewein dafür zu erhandeln. Wenn sie gut gegessen haben; so wird der Todte unter eben der Kammer, wo er gestorben ist, verscharrt, indem sie das Dach derselben abdecken.

Doch zuvor stimmen die Leibtragenden nochmals ihr Klageschrey an, und viert Personen, die ein vierreckiges Tuch an jedem Zipfel halten, bedecken den Verstorbenen. Darauf kommt der Priester, der ihm etwas ins Ohr I. Band. p sagt,



sagt, und ihn hierauf zudeckt. Alsdann wird das Dach wieder aufgedeckt, und ein Tuch von der Farbe, die sie am meisten lieben, darauf gelegt. Nach diesem richten sie einen Pfahl auf, an welchem sie den Bogen, Röcher und Wurfspeil des Verstorbenen hängen. Dann sehen sie einen Topf mit Essen, und einen Topf Wasser, die auf zwölf Monatezureichen sollen. Denn ihrer Einbildung nach kann man essen, wenn man gleich todt ist.

In einigen Orten führen sie einen Zaun von Dornen, oder einen großen Graben um die Kammer herum, damit der Leichnam vor den Raubthieren sicher sey, welche ihn dem ohnerachtet manchmal weg schleppen. Die Leidtragenden sehen ihre Cerimonien acht Tage lang fort.

Wenn ein Mann stirbt; so wird das Totensteinlied von den Frauen und Mäddchen abgesungen, und die Männer führen bloße Degen in der Hand, wonit sie gegen einander anstoßen. Überhaupt unternehmen sie bey vergleichlichen Gelegenheiten hundert thürliche Spielwerke. Die Verwandten, die auf hundert Meilen von dem Verstorbenen entfernt sind, schreien und heulen

Ien eben so sehr, als diejenigen, die sich an dem Orte befinden.

Wenn ein König oder vornehmer Herr stirbt; so wird eine Zeit zum Klaggeschrey angesezt, welches manchmal vierzehn Tage oder einen Monat nach seinem Absieben ist. Um diese Zeit versammelt sich eine groÙe Menge Volks in dem Hause des Verstorbenen, und die Nachbarn schicken Kinder, Vogel, Reiss, oder was sie sonst von Speisen haben, dahin, welche allen Leuten, die hinkommen, ausgetheilt werden. Die ganze Zeit hindurch findet also jeder freye Beleßigung, welches manchmal drei oder vier Tage lang währet. Sie sangen mit einem Klaggeschrey an, und des Nachts wird gesungen und getanzt, und dies währet, bis sie auseinander gehen.

Ein Reisender war zu dem Begräbnisse eines vornehmen Herrn eingeladen, welches sorgendermaßen eingetrichtet war. Es wurde eine Grube geegraben, wozin der Leichnam in einem weißen baumwollenen Tuche mit vieler Unständerlichkeit gelegt ward, wobei alle Anwesende ihre Mützen abzogen. Darauf legten sie dünne Stäbe über das Grab hin, und Stroh oben darüber, damit die Erde, die sie



über das Stroh herlegten, und mit den Füßen feststampfen, nicht in das Grab hinein fiel.

In andern Orten wird der Leichnam, in Begleitung der Unverwandten und aller Einwohner des Orts, beiderley Geschlechts, zu Grabe getragen. Wenn sie zum Grabe hinkommen, so beerdigen sie ihn ganz nackend, füllen das Grab mit Erde zu, und richten bey demselben etliche runde Hütten auf.

Bey dem Todesfalle eines Mannes nehmen seine Brüder, Schwestern oder Unverwandten seine Güter in Besitz, und lassen den Kindern wenig übrig, wenn sie noch unmündig sind.

Alle Einwohner dieser Gegenden sind grosse Liebhaber der Musik. Sie haben Instrumente von allerhand Art, die mit den Europäischen übereinst kommen, aber zu keiner sonderlichen Vollkommenheit gebracht sind; als eine Art von Trompeten, Trommeln, Spinetten, Lauten, Flöten und Orgeln. Die Schwarzen von Galam und an der Gambia, und überhaupt an allen den Orten, wo es viel Elefanten giebt, haben eine Art von Trompeten aus kleinen Elephantenzähnen, welche sie ausschälen. Sie machen sie von verschiedener Größe, damit sie verschiedene Arten von Schalle her-

vorbringen können. Doch machen sie nichts als ein verirrtes Geräusch.

Ihre Trommeln sind hohle Baumstämme, die an dem einen Ende mit straffem Schaf- oder Ziegenfelle überzogen sind. Manchmal röhren sie dieselben nur mit den Fingern, doch weit öfter mit zwei Klöppeln von verschiedener Dicke, und mit runden Knöpfen. Sie sind von einem festen schweren Holze gemacht. Die Trommeln haben um des verschiedenen Schalles willen unterschiedene Längen und Durchmesser. Ueberhaupt aber machen sie ein wildes Gesäuse, das einen eher betäuben, als erregen und anfeuern kann. Nichtsdestoweniger ist es ihr Lieblingsinstrument, ohne welches keine von ihren Gastereyen gefeiert wird.

Sie haben noch eine andre Art von Trommeln, die sie unter dem linken Arme zu halten pflegen, die mit den Fingern von dieser Hand, und mit einem kurzen Klöppel, den sie mit der rechten Hand regieren, geschlagen wird. Unterdessen singet oder heulst der Trommelschläger dazu, und die ganze Figur hat die Stellung eines Wechselbalgs oder Besessenen.

Fast in jeder Stadt haben sie etwas, das einer Trommel ähnlich ist, und Lenteng heißt.



Dieses Instrument wird nur bey der Ankunft des Feindes, oder bey andern außerordentlichen Gelegenheiten, geschlagen, um die benachbarten Dörfschaften zur Hülfe zu rufen, und es kann bey Macht sechs bis sieben Meilen weit gehört werden.

Das gebräuchlichste unter den Instrumenten an der Gambia besteht aus einem Banche, der aus einem großen Kürbis gemacht ist, und oben aus einem langen Halse ohne Griffe. Er hat sechs Saiten und sechs Wirbel zum Stimmen, und dies ist das einzige Instrument, das sie mit den Fingern spielen. Es wird oft von dem Schalle der vorhin beschriebenen kleinen Trommel begleitet.

Sie haben Flöten und Glaschenets, welche von bloßem Rohre sind. Sie blasen darauf sehr schlecht, und immer in einerley Tone.

Ihr vornehmstes Instrument aber ist der Ballafso oder Ballard. Es steht einen Fuß hoch über der Erde, ist unten hohl, und oben hat es siebenzehn hölzerne Wirbel, die in einer solchen Ordnung stehen, wie die Register an einer Orgel. An diesen ist eine gleiche Anzahl Saiten von Drate befestigt, die so dick sind, als ein Federkiel, und einen Fuß in der Länge

ge haben, welches die ganze Breite des Instruments ist. An dem andern Ende unter dem Bauche oder der Höhlung hängen zwey ausgehöhlte Kürbisse, welche dienen, den Schall anzufangen und zu verdoppeln.

Derjenige, der es spielt, sitzt auf der Erde, mitten an dem Instrumente, und führt die Wirbel mit zwey Klöppeln, deren jeder einen Fuß lang, und oben mit Berg umwunden ist, weil das bloße Holz sonst zu sehr klappern würde. An den Armen trägt er große eiserne Ringe, aus welchen Haken mit kleinen Ringen und Schellen hervor ragen, die während dem Spielen, durch die Bewegung seiner Arme, einen musikalischen Klang geben. Ein solches Instrument zu machen, ist bey ihnen ein Meisterstück. Es giebt einen sehr lauten Schall, und man kann es eine gute englische Meile weit hören.

Diejenigen, die auf Instrumenten spielen, sind Personen von einem sehr sonderbaren Charakter, und eben sowohl die Dichter als die Tonkünstler der Nation. Sie heißen Quirioten oder Ruddies, welches letztere soviel als Fiedler heißt. Quiriot heißt in der Sprache der Schwarzen ein Possenteizer, und die Quirioten



rietten sind eine Art von Schmarotzern. Die Könige und die Großen des Reichs halten zwey, drei, oder mehrere, zu ihrer oder ihrer Gäste Belustigung, und führen sie zum Staate mit sich. Sie begleiten ihre Musik mit Gesängen, die gemeinlich von dem alten Geschlechte ihrer Könige, und den Thaten ihrer Vorfahren handeln, oder sonst auf gewisse Gelegenheiten verfertigt sind. Oft singen sie aus dem Stegreife ein Gedicht zu Ehren der weisen Männer, wenn solche zugegen sind, und erwarten dafür eine Belohnung.

Obgleich die Schwarzen keinen Witz und kein Genie haben, so hören sie es doch gern, wenn man ihnen damit schmeichelt, und diesen Dienst leisten ihnen die Quirioen. Sie haben allein die Ehre, die Umlaufa oder große königliche Trommel, die aus seinem Ziegenleber gemacht ist, vor dem Könige, wenn er in dem Krieg ist, herzutragen. Die Schwarzen vergnügen sich sehr an ihrem Lobe, und vergelten es ihnen reichlich. Sie ziehen wohl gar ihre Kleider ab, um diese Schmeichler zu belohnen. Erhalten diese ihren Lohn nicht, so sangen sie an zu schmähen, breiten so viel Wöss, als sie können, von der Person, die ih-

nen

nen denselben nicht gegeben hat, aus; und verbrennen alles das Gute, was sie nur von ihr gesagt haben. Dies wird für die größte Beschimpfung gehalten, die man nur erdenken kann. Man schägt es hingegen für eine große Ehre, wenn der Quiriot des Königs jemandes Lob besingt, und es entgeht ihm niemals eine gute Belohnung, die oft aus etlichen Kindern, oder den besten Theile ihres Vermögens besteht.

Der ordentliche Inhalt von den Gesängen oder Reden dieser Leute, ist ohngefähr dieser: Er ist ein großer Mann, oder ein großer Herr; er ist reich, er ist mächtig, er ist edel; er hat Sangara oder Braunterein weggeschenkt, und solch elendes Zeug mehr, welches sie mit so abscheulichen Stimmen und Gebärden wiederholen, daß ein jeder die Geduld verliert, nur die Schwarzen nicht. Man darf aber nichts an ihren Gesängen tadeln, sondern man muß alles loben. Sie werden für reich gehalten, und ihre Frauen haben mehr Krystall, blaue Steine und gläserne Korallen an sich hängen, als die Frauen des Königs. Es ist aber menschenheils lächerliches Gestud. Merkwürdig ist es, daß bei aller Neigung des Volks zur



Musik, doch ein Quiriot in großer Verachtung steht, und daß man ihm ein Begräbniß mit ordentlichen Ceremonien versagt. Aufstait besseñ wird sein Leichnam gerade in einen hohlen Baum gesetzt, bis er verfaulst. Die Ursache, die sie davon angeben, ist, daß diese Sänger einen vertrauten Umgang mit ihrem Teufel höre haben. Sobald sie tott sind, äußert sich diese Verachtung erst, denn bey ihrem Leben können sie ihrer nicht entbehren. Ob indessen alle Nationen in Afrika eine solche Verachtung gegen die Quirioten hegen, ist noch zweifelhaft. Denn es ist merkwürdig, daß, da die Könige und Prinzen unter den Jalofern es für eine Unanständigkeit halten, ein Instrument anzurühren, sich viele Herren von gleichem Range unter den Giulern eine Ehre daraus machen, etliche Instrumente zu verstechen.

Eben diese Völkerschaften haben nicht weniger Liebe zum Tanzen, als zur Musik. Wo nur der Balafon gehört wird, (denn man trifft vergleichene Instrumente nicht sehr häufig an,) da ist allezeit ein großer Zulauf, und das Volk tanzt Tag und Nacht durch, bis der Spieler müde wird.

Das Frauenzimmer liebt das Tanzen am meisten, und tanzt allezeit einzeln. Ihre Schritte thun sie mit großer Behendigkeit, mit vielem Kniebeugen und schiefen Stellungen, da unterdessen die Hecumstehenden die Unannehmlichkeit des Tanzes durch ihr Handelslatschen vermehren, als ob sie den Takt schlügen. Die Mannspersonen tanzen mit bloßen Degen, und schwanken dieselben, um den Tanz nach ihrer Art lustig zu machen.

Die muntern und galanten Frauenzimmer tanzen gern des Abends, besonders bey den Abwechselungen des Mondes. Sie tanzen in einem Kreise, und klatschen mit den Händen, ohne von ihrem Orte wegzukommen, und singen, was ihnen nur einfällt. Die mittelsten halten unter dem Tanze die eine Hand auf den Kopf, und die andre auf den Rücken, beugen sich vorwärts, und stampfen mit den Füßen auf die Erde. Ihre Stellungen sind sehr geil, besonders wenn ein Junggeselle mit ihnen tanzt. Ihre Musik besteht aus einem Kessel, denn sie lieben das Geräusch.

Eine von ihren Leibesübungen ist das Ringen. Die Kämpfer gehen dagey mit lächerlichen Stellungen auf einander los. Bey der gleichen



gleichen Gelegenheiten ist allezeit jemand, der die Stelle eines Quirrots vertritt, und um ihnen Ruth zu machen, auf einen Kessel oder eine Trommel schlägt.

Sie fiscken und jagen auch. Die meisten von denen, die an Flüssen wohnen, sind Fischer, und ihre Kinder halten sie von Jugend auf zu diesem Geschäft an. Sie bedienen sich der Canoen, oder der kleinen Kahn von ausgehöhlten Bäumen, wovon die größten zehn bis zwölf Mann fassen, und dreißig Fuß lang, oft aber nicht dreißig breit sind. Sie gehen mit Rudernd und Segeln, werben aber bey einem starken Winde und ungestümem Wasser oft umgeworfen. Diese lassen sich aber die Schwarzen nicht sehr anfechten, weil sie vortreffliche Schwimmer sind. Sie lehren den Kahn gleich wieder mit den Achseln auf die rechte Seite, und sind dabei so unbekümmert, als ob nichts geschehn wäre; und so rudern sie so geschwind fort, daß die leichteste französische Schaluppe ihnen nicht beykommt.

Ihr Fischen geschieht meistentheils mit der Angel. Die größten Fische aber, die nicht an den Haken anbeißen, verwunden sie mit Harpunen, welche fast wie breite Pfeile, und an-

spitz-

spitzigen Pfählen angemacht sind. Sie hängen an einer Leine, womit sie das Eisen wieder zurückziehen. Die kleinen Fische trocknen, und die großen zerschneiden sie. Da sie sie aber nicht einzuladen; so werden sie meistentheils zuvor stinkend, ehe sie ausbrennen. Solche Fische halten sie vor etwas Gutes, und machen sich gar nichts daraus, so lange sie noch frisch sind. Sie fischen auch mit Netzen, die sowohl als die kleinen von einer haartigen zu haben gesponnenen Baumwolle gemacht werden. Manche fischen auch in der Nacht, und halten in der einen Hand ein langes brennendes Stück Holz, von einer Art, die sehr gut Licht giebt, und eine Harpune in der andern, womit sie nach den Fischen werfen, wenn diese ihrer Natur nach, nach dem Lichte geschwommen kommen. Andere schießen mit Pfeilen nach den Fischen, und fehlen sehr selten. Mit der Harpune sind sie auch so geschickt, daß sie selten im Wurfe fehlen.

Sie sind geschickte Schützen und Jäger, ob sie gleich meistentheils nur Bogen und Pfeile gebrauchen, womit sie sehr geschickt Hirsche, Hasen, Hühner und anderes Wildvögel schießen.

Die



Die Schwarzen haben sehr wenig Handwerke unter sich, und das sind nur unumgänglich nothwendige: als Schmiede, Sattler oder Gregorymacher, Löffler und Weber. Das Schmiedehandwerk ist das vornehmste, weil es unter allen das nützlichste ist. Denn ohne dasselbe können sie nicht leben, ob sie gleich kein andres Eisen haben, als was ihnen zugeschickt wird. Daraus machen sie ihre kurzen Schwertst, und die Spießen zu ihren Pfeilen und Wurfspeichen, wie auch die zackigen Spießen ihrer vergifteten Bogenpfeile. Die Schmiedearbeit ist bey vielen von diesen Dingen ziemlich sauber. Die allernöthigste Arbeit aber ist das Pflügen, womit sie die Erde pflügen, und welches fast wie ein Ruder aussieht.

Die Mergerschmiede haben nebst Werkstätte noch Schmiede. Sie führen ihre Werkzeuge mit sich, und zu Hause arbeiten sie unter einem Baum bey ihrer Wohnung. Ihre Werkzeuge sind: ein kleiner Amboss, eine Ziegenhaut, die ihnen zum Glasebalge dient, eine Zange und etliche Hammer und Feilen. Ihre Faulheit zeiget sich selbst in ihrer Arbeit; denn diese verrichten sie sündig, und dazwischen plaudern sie eine Zeit lang, und räuchen Tabak.

bach. Weil ihr Umbosß auf der Erde oder im  
Gande liegt, ohne fest gemacht zu seyn; so  
fällt er auf etliche Schläge um, und sie verder-  
ben viele Zeit damit, ihn wieder gerade zu se-  
hen. Gemeinlich arbeiten drey zugleich, der  
eine beym Blasebalge, die bryden andern beym  
Schnieben. Sie machen auf diese Art aller-  
hand künstliche Sachen in Gold und Silber,  
besonders in allerley Figuren, Haarschmuck,  
Hals- und Armbänder für das Brauenzimmer.  
Sie machen auch Messer, Beile, Sensen,  
Scheren, Degenhüste, Blech zur Hirschath der  
Schäden, und andere Dinge, wozu sie eben  
so viele Geschicklichkeit haben, als die Euro-  
päer. Dies beweiset genugsam, daß sie gute  
Handwerksteute seyn würden, wenn es ihnen  
nicht am Unterricht und am Fleiß fehlte. Sie  
versfertigen auch Spaden, womit die Schwar-  
zen ihre Pflanzgärten umgraben, und die die  
Gestalt eines halben Mondes haben.

Der nächste nach den Schnieben ist in der  
Ordnung der Sepatros oder Sattler, der die  
Gregories macht. Diese sind kleine Stückchen  
oder Gitterale, wo gewisse auf Papier von ei-  
nem Marbuten oder Priester geschriebene Zau-  
berworte hinein gedichtet sind. Sie sind aus  
Leder

Lebet von allerhand Figuren geschmackt. Diese Arbeitsleute versetzen auch ihre Sättel und Zähne, welche letztere sie fast so gut, als in England ausschneiden. Sie besitzen auch die Kunst, Ziegen- und Rehfelle zu gerben, deuen sie auch eine Farbe zu geben wissen. Mit grossen Häuten aber wissen sie nicht umzugehen.

Die dritte Classe von Künstlern sind diejenigen, welche mit Erde zu thun haben, und die Wände zu ihren Häusern, und den Hausrath zum Kochen und anderm solchem Gebrauch verfertigen. Bei allen andern Gelegenheiten aber bedienen sie sich der Kürbisse. Alle ihre Gefäße sind sehr reinlich, ein einziges ausgenommen, welches ihr vornehmster Hausrath ist, nämlich die Tabakspfeife, ohne welche man sowohl die Männer als die Frauen nicht leicht gehen sieht. Der Kopf, der aus Erde besteht, ist groß genug, ein Koch Tabak zu fassen. Beides der Kopf und die Röhre, welche von gleicher Materie ist, haben eine ganz saubere Form und Glättung. Diese Pfeife wird in ein Rohr gesteckt, welches eine Elle lang ist, und wodurch sie den Rauch an sich ziehen. Alle ihre Löffel und Gefäße sind rund, und haben einen engen Hals. Sie können nicht

nicht von selbst stehen, und gebrechen leicht,  
weil sie keine Brennöfen haben. Ihr größtes  
Kunststück sind die Tabakspfeifentöpfe.

Herrn haben sie auch Weber. Diese be-  
stehen aus Frauen und Mädchen, die ihre bau-  
wollene Zeuge vollkommen gut spinnen und we-  
ben, und sie blau oder schwarz färben, oder  
auch weiß lassen; denn diese sind alle Farben,  
die sie zu machen wissen. Ihre Weberschläle  
sind klein und einfach; so daß sie keine Tücher  
über fünf bis sechs Zoll breit, und zwey bis  
vier Ellen lang machen können. Wenn sie ei-  
ne größere Länge oder Breite haben wollen; so  
nähen sie solche zusammen. Seltener zerschnei-  
den sie diese Tücher. Eine Frauensperson  
wickelt ein solches Tuch um die Lenden, und  
sie weiß es so zu falten, daß ein Zipfel über die  
Füße herunter reicht, und ihr zugleich zum Un-  
terrock und zu Strümpfen dient. Ein anderes  
Tuchwickelt sie über die Lenden und Achseln,  
und das Ende davon schlägt sie über den Kopf.

Nach einer andern Nachricht machen die Far-  
lofer die feinsten baumwollenen Tücher, und in  
größter Menge. Ihre Stücke sind gemeinlich  
sieben und zwanzig Ellen lang, und neun Zoll  
breit. Sie verschneiden sie, wie sie wollen, und an-



hen sie so sauber wieder zusammen, daß sie hier-  
durch den Mangel breiterer Tücher ersehen.  
Die Wolle säubern sie mit der Hand, und spin-  
nen sie auch damit; wobei sie auch Spindel  
und Nocken gebrauchen. Zum Weben haben  
sie Schifflein und Stuhl von sehr grober schlech-  
ter Arbeit. Zur Kleidung schneiden sie sich ein  
paar Tücher zu. Das eine ist ohngefähr drey  
Ellen lang, und anderthalb breit, zur Bede-  
ckung der Achseln und des Leibes. Das an-  
dere ist fast von gleicher Breite und zwey Ellen  
lang, womit sie sich von den Kinden an bis  
auf die Füße bedecken. Ein solches Paar Tü-  
cher ist die Kleidung der Männer und der Frauen.  
Der einzige Unterschied besteht in der Art sie zu  
tragen. Ein Reisender versichert, er habe  
ein solches paar Tücher gesehen, die so fein  
und so helle gefärbt gewesen wären, daß man  
sie hätte dreißig Pfund Sterling wert schätzen  
können. Ihre Farben sind entweder blau oder  
gelb, und manchmal sehr lebhaft. Jenes ma-  
chen sie aus Indigo, und dieses aus Baum-  
rinden.

In solchen Nothwendigkeiten, die zu diesen  
eben beschriebenen Künsten nicht gehören, sorgt  
ein jeder für sich selbst. Unter diesen sind die  
Mat.

Katten, welche die Frauen versetzen, von dem gemeinsten Nutzen. Auf diesen sitzen, essen und schlafen sie. Sie sind die gangbarste Waare im Lande, ja sie brauchen sie statt der Münze, welche sie nicht haben, als das Maß, wernach sie alle Dinge schägen.

Sie halten besondere Märkte, die aber wenig zu bedeuten haben. Manchmal sind auch kostbare Waaren, aber nur in sehr geringer Anzahl anzutreffen. Ehemals bestand ihr Handel bloß im Vertauschen. Aber seitdem die Handlung mit den Europäern aufgetreten ist, bedienen sie sich der Perlen, und anderer Kleinigkeiten von Glas, ingleichen kleiner eiserner Stäbe. Das Wichtigste von den Dingen, die zu Markt gebracht werden, sind Elephantenzähne, Ochsenhäute und Slaven.

Diese Völker leben in Hütten oder Dörfern. Diese sind meistens halbkreisförmig. Die Häuser sind von einem besonders zugerichteten rothlichen Leimen erbauet, der mit der Zeit sehr hart wird. Das Land hat einen Überfluss an demselben, und er würde die besten Ziegel von der Welt geben. Manche Häuser sind ganz und gar von geschecktem Schilfrohr gemacht. Dieses dient ihnen auch, wenn es an Spars-

wen angemacht wird, zum Haupthaude, daß allezeit sehr niedrig geführt wird. Sie sind alle rund gebauet, damit sie desto besser gegen das böse regnichte Wetter aushalten, und alle Flecken sind mit einer Wand von über einander gelegtem Schilfrohr, von ein oder zwey Reihen, in der Mündung umgeben, welches statt eines Zauns gegen die wilden Thiere dient. Dem ohverachtet müssen sie oft noch zu andern Mitteln ihre Zuflucht nehmen, große Fruer anmachen, oder auf den Trommeln schlagen und schreyen, damit sie solche verjagen.

Die Häuser der Schwarzen sind gemeinlich wie unsre runden Laubenhäuser oder Bienenstöcke gebauet, mit einem zugespitzten Dache. Weil sie keine Fenster haben, so fällt ihr Licht ganz allein durch die Thüre, welche so rund und so niedrig ist, daß man fast auf den Knien hinein kriechen muß. Sie sind von Stafeten von mittlerer Höhe gebauet, die in die Erde geschlagen, und mit rundem bieg samen Holze durchflochten sind. An diese machen sie Stangen an, die anstatt der Sparren dienen, und in der Mitte in einer Spize zusammenstoßen. Diese überdecken sie so dick mit Laube, daß sie dadurch vor Hize und Regen beschützt sind.

Die

Die Wände bestehen aus Balken von einer Art Weiden, die in- und auswendig von einer Art settem Thone überklebt sind, welchen die Verneymen übertünchen. Die Hütten würden hierdurch ein ganz gutes Ansehen erhalten, wenn sie nicht von ihrem beständigen Feuer schwarz würden, und einen unerträglichen Geruch von Rauch und Riss bekämen.

Die Mandingoer pflegen ihre Häuser dicht an einander zu bauen, woher manche Feuerbrunst entsteht. Wenn man sie fragt, warum sie nicht weiter von einander bauten; so sagen sie, ihre Verfahren hätten es so gemacht, welchen sie folgten, weil sie weiser wären.

Ihre Hütten heißen Kombets, und jedes Haus besteht, nach dem Stande oder der Geschicklichkeit des Besitzers, aus mehreren oder wenigern. Gemeinlich gehören zu einem Hause fünf bis sechs solche Kombets, welche als eben so viele Kamniern oder Zelte angesehen werden können, die in einem Bezirk stehen. Jedes Kombet hat seinen gewissen Gebrauch, als zur Vorrauthskammer, zur Küche, zum Schlafgemach, zur Speisestube, und diese hängen durch besondere Wege zusammen. Das Haus eines großen Herrn besteht wohl



aus dreyyig Rombets, und manchmal gar aus vierzig bis sumfzig. Ein Urmer hat nur zwey oder drey, und der König hundert. Die se sind aber so gut, als der andern ihre, mit Stroh gedeckt.

Personen von Stande haben ein Pfahlwerk um ihre Hütten herum. In dem Bezirke des Hauses stehn schöne Bäume, aber in wilder Ordnung.

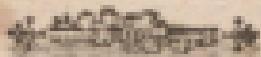
Ihr Hausgeräthe ist gewöhnlich sehr gering. Sie haben einen kleinen Kasten zu ihren Kleidern, eine Matte, die auf Pfählen in die Höhe geschnitten ist, zum Schläfern, einen oder ein paar Wasserkrüge, etliche Kürbisflaschen, zwey oder drey hölzerne Bechersel, den Reis und Mais zu stoßen, einen Korb, ihn zu sieben, und Schüsseln, ihr Essen hintin zu legen. Die Vermehnern haben eine Bank, brey bis vier Zoll hoch, worauf feine Matten ausgebreitet sind, auf denen sie schlafen. Die Prinzen sind ein wenig besser versorgt, indem sie Hausgeräthe von den Europäern erhalten.

Der Ackerbau ist eine Beschäftigung aller Schwarzen. Sowohl die Priester, als das gemeine Volk von allen Ständen, die Könige und Hämpter des Volks oder die Statthalter aus-

ausgenommen, legen ihre Hand an diese nöthige Arbeit. Ihr Getraide säen sie in weiten Feldern, und ziehen erst Kurchen durch das Land mit einem Werkzeuge, das einen Stiel, eine Elle lang, und unten ein breites Eisen hat. Es gehen so viele hinter einander in einer Reihe her, daß sie eine gehörige Kürche ausswerfen, wo sie den Saamen hinein streuen, den sie alsdann mit Miste überschütten. Dies ist zu allen ihrem Korne genug, den Reiß ausgenommen, der Anfangs auf kleine Stückchen moostiges Land gesät, und alsdann umgesetzt wird. Außer diesem haben sie noch fünf andre Arten von Getraide, so klein als Senfsoßen, woraus sie kein Brot backen, sondern sie kochen es, und essen es warm zu Kugeln gedreht, wie Reiß.

Sie beobachten auch besondere Zeiten zu dem Pflanzen, vernehmlich bey dem Taback, wovon jedes Haus ein Stück hat. Das Land zur Baumwolle pflügen sie mit großer Sorgfalt, und bessern damit ganze Felder.

Vom Herbstmonate bis zu Ausgang des Mays haben sie keinen Regen, und daher wird der Boden so hart, daß sie ihn nicht umstürzen können. Die Regen fangen zu Ende des



Mopos an, ganz gelinde zu fallen, aber gegen das Ende des Brachmonats kommen sie in heftigen Stürmen, und unter heftigem Donnern und Blitzen; und weil alsdann die Erde genugsam erweicht ist, so fangen sie an zu plüggen. Von der Mitte des Herumonats bis in die Mitte des Augusts ist das Wetter am aller-schlüsselsten. Von da bis zu Ende des Herbstmonats nehmen die Regen allmählich wieder ab, wie sie angesangen hatten.

Die eigentliche Säzeit ist zu Ende des Brachmonats, wenn die Mäße abnimmt, und dies ist auch die gewöhnliche Zeit zu Gastreppen. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist so groß, daß die Hirschernte gleich im Herbstmonate vor sich geht.

Die Gewohnheiten der Schwarzen bey dem Feldbau sind nicht wenig lustig. Der Herr oder Besitzer des Landes erscheint an der Spiege seiner Arbeitsleute, in Begleitung seiner Qui-risten, mit Trommeln, die wie rasende Leute, so laut sie nur können, jauchzen. Der Herr folgt ihrem Breysspiel, um den Arbeitern Muth zu machen, welche insgesamt nach und sind, und mit ihren kleinen Spaden mehr die Erde aufzutragen, als sie umraddern. Dem ohner-achtet

achtet sollte man, wenn man sie sieht, glauben, daß sie sehr hart arbeiteten. Denn sie machen tausend lächerliche Gebärden, dem Schalle der Trommel gemäß. Des schlechten Fleisches ohnerachtet, ist ihr Leichtes und noch dazu sandiges Erdreich so fruchtbar, daß es alles im Ueberflusse hervorbringen würde, wenn sie es nur bauten.

Weil die Könige eigenmächtige Herren des ganzen Landes sind, wie in der Turkey; so ist jede Privatperson verbunden, sich an den König, oder in entlegenen Orten an seine Alladen zu wenden, um den Anteil bezeichnen zu lassen, den er zum Unterhalte seiner Familie anbauen soll.

Sie reiten mit sehr großer Gehendigkeit. Man sah einen alten Mann, der in voller Galopppe einen Wurfspieß vor sich hinwarf, und mit eben der Hand wieder auffing; aber, wenn er von ohngefähr auf die Erde fiel, so hob er ihn mit solcher Geschicklichkeit auf, daß er nicht aus den Steigbügeln kam, noch in seiner Geschwindigkeit nachließ. Andere reiten gerade über dem Sattel stehend im Galopppe, drehen sich um, sezen sich wieder, stehen auf, heben einen Stein auf, der ihnen in den Lauf

geworfen wird, und thun andre Dinge mehr, die von einer sehr großen Behendigkeit zeugen. Die Sporen sind mit den Steigbügeln von einem Stück Eisen. Sie reiten barfuß, und sitzen sehr hoch, so daß sie sich nach türkischer Art vorwärts beugen. Ihre Pferde sind niemals beschlagen.

Die Sprachen der Schwarzen in dieser Provinz von Afrika sind wenig bekannt.

Die Mandingoer haben auch eine geheime Sprache, die den Frauen gänzlich unbekannt ist, und nur allein von den Männern gesprochen wird.

### Fünfter Abschnitt.

#### Von der Religion dieser Völker.

**D**ie Schwarzen die an beyden Seiten der Sanaga und weit hinein in das Land süd- und ostwärts wohnen, sind von den Mohren bekehrte Muhammedaner. Die Schwarzen im Reiche Mandingo, die in der Religion am eifrigsten sind, sind die Glaubensboten. Die übrigen Schwarzen, wenigstens diejenigen, mit denen die Europäer von der Gambra han-

handeln, sind Höpendienner. Gegen Sierra Leona und die Goldküste zu ist meistentheils gar keine Religion eingeführt, oder wenigstens beten sie dasjenige an, was sie früh Morgens zuerst finden. Ehemals dienten sie dem Teufel, und opferten ihm Stiere. Und ob sie gleich Fleisch essen, so glaubten sie doch die Seelenwanderung.

Manche wollen die Eidechsen, die über ihre Hütten laufen, auf keine Art umgebracht wissen. Denn sie sagen, daß es die Seelen von ihrem Vater oder ihrer Mutter sind, welche kommen, um sich mit ihnen zu erlustigen.

Die muhamedanische Religion, welche man unter diesen Völkern findet, ist sehr verstümmt, welches theils von der Unwissenheit der Lehrer, theils von der Freigießerey der Bescherten herrühret. Sie besteht im Glauben an einen Gott und etlichen Ediktonen, als dem Ramadhan oder Fasten, dem Bayram oder Ostern, und dem Gebrauche der Verhneidung.

Die Einwohner längst der Gambia betenden wahren und einzigen Gott an, welchen sie Allah nennen. Sie haben weder Bilder noch Gemälde, noch irgend ein Gleichniß von göttlichen

lichen Dingen. Sie erkennen den Muhamed, rufen ihn aber nicht an. Sie rechnen ihre Zeit nach dem Regen, und haben gewisse Namen für die Wochentage. Den Freitag nennen sie ihren Sabbath, aber sie halten ihn nicht heilig, sondern fahren in ihrer Handthierung oder ordentlichen Verrichtungen unausgesetzt fort.

Sie glauben eine Vorherbestimmung, und legen Gott alle ihre Unglücksfälle zur Last; so daß, wenn ein Schwarzer von dem andern umgebracht wird, sie sagen: Gott habe ihn umgebracht. Dem ohnerachtet aber halten sie sich an den Mörder, und verkaufen ihn zum Sklaven.

Die Leute von Vermögen sind die andächtigsten unter ihnen. Denn diese haben gemeinlich einen mohrischen Priester in ihren Diensten, von dem sie sich grossenteils regieren lassen.

Sie haben keine zu einem gottesdienstlichen Gebrauche gewidmete Gebäude. Doch sollen die Könige und die Vornehmsten des Volks Moscheen bauen, die ihren Häusern ähnlich sind. Sie sieben daselbst lange Zeit an einem Ort, und haben ihre Augen gegen Morgen gerichtet.

gerichtet. Darauf treten sie zwey Schritte näher, und murmeln einige Worte grosschen den Zähnen. Alsdann legen sie sich gerade auf das Gesicht; dann richten sie sich auf die Knie auf, und machen einen Zirkel um sich auf der Erde, und etlichermal um den Kopf herum. Hierauf küssen sie die Erde zu verschiedenmalen, streuen sich mit beyden Händen Sand ins Gesicht, und so wiederholen sie eben diese Ceremonie eine halbe Stunde lang.

Die Türken und andre strenge Muhammedaner verrichten das Salah oder Gebet in einem Tage und Nacht fünfmal, und an einem Freitag, welches ihr Sabbath ist, wiederholen sie es siebenmal. Die muhammedanischen Schwarzen aber begnügen sich mit einer dreimaligen Wiederholung, nämlich des Morgens, des Mittags und des Abends. Jedes Dorf hat einen Marbuten oder Geistlichen, der sie zu dieser Pflicht anhält, und sie versammeln sich zu diesem Ende an einem offnen Orte. Daselbst stellen sie sich, nach Vollbringung der Reinigungen, die der Koran anbefiehlt, hinter dem Priester in Reihen, welchem sie in ihren Bewegungen nachzuhmien, und haben ihre Gesichter gegen Morgen gerichtet. Dahinge-

gen,



gen, wenn sie ihren Körper erleichtern, neigen sie sich nach Art der Frauenpersonen, und sehen gegen Westen.

Wenn sie sich auf diese Weise gesetzt haben, so breitet der Priester seine Arme aus, und spricht verschiedene Worte so laut und langsam, daß die Zuhörer ihm nachbeten können. Darauf kniet er nieder, und küßt die Erde, und diese Ehrmonie wiederholt er zu dreyenmalen, welches alle Anwesende ihm mit großer Ehrerbietung nachthun. Als dann kniet er nieder, und betet eine Zeit lang heimlich. Wenn dieses geschehen ist; so bezeichnet er mit dem Finger spielerisch einen Kreis auf der Erde, und macht verschiedene Linien oder Charaktere darin, welche er küßt. Mit dem Kopfe stemmt er sich an die Fäusten von seinen Händen, und mit den Ellbogen an die Knie, die Augen richten er an die Erde, und bleibt so eine kurze Zeit im Nachdenken. Hierauf fasset er Erde oder Staub in die Hand, bestreut sich den Kopf und das Gesicht damit, und fängt an laut zu beten. Mit dem Finger berührt er die Erde, und erhebt ihn alsdann an seine Stirn. Während der Zeit wiederholt er verschiedenemal die Worte: Salati Malef, das ist: Herr, ich grüße

grüße euch. Wenn dies geschehn ist, so sieht er auf: die ganze Versammlung folgt seinem Beyspiele, und ein jeder kehrt wieder zu seinen Geschäftesten.

Es ist sowohl wunderbar als lobenswürdig, die Bescheidenheit, Aufmerksamkeit und Ehrerbietung zu sehen, welche sie diesen Gottesdienst hindurch blicken lassen, der eine gute halbe Stunde währet, und den sie des Tages dreymal wiederholen. Sie lassen sich hieran weder durch die angenehmste Gesellschaft, noch durch das nächstigste Geschäft hindern, und machen sich allezeit ausdrücklich zu diesem Ende auf die Seite; und wenn sie kein Wasser zu ihren Reinigungen haben können: so bedienen sie sich der Erde. Der Zweck ihrer Gebete und Eßrimenien ist, wie die Priester sagen, Gott anzubeten, ihre eigene Unwürdigkeit zu erkennen, und ihn um die Verzeihung ihrer Fehler, und um Gewährung der Dinge, deren sie bedürftig wären, zu bitten. Sie sind so eifrig in ihren Gebeten, daß, wenn man auch Fener an ihren Häusern anlegt, sie sich doch dadurch nicht stören lassen.

Die Muhamedaner erweisen dem wiebet-kennenden Monde allemal eine große Ehrerbietung.

richtung. Sie grüßen ihn, sobald sie ihn sehen, und machen ihre Geldbeutel auf, mit der Bitte, daß ihr Reichtum in der Weise zunehmen möge, als er. Die muhammedanischen Schwarzen beobachten den Ramadhan oder die Fasen sehr streng, indem sie vor Sonnenuntergang weder essen noch trinken. Die eindächtigen Personen unter ihnen verschlucken nicht einmal ihren Speichel, und binden ein Tuch um den Mund, aus Furcht, daß eine Fliege hinein kommen möchte. So sehr sie den Tabak lieben, so führen sie doch alsdann nicht eine Pfeife an. Wenn aber die Nacht einbricht, so bringen sie das wieder ein, was ihnen am Tage abgegangen ist, trinken, essen, rauchen und tanzen bis zur Morgentöthe. Wicht jemand die Fasen, so muß er sie wieder von vorne anfangen, und wenn es heraus kommt, so hat er eine Viertelstunde lang Stockschläge zu erwarten.

Wenn der Menat Ramadhan, oder die große Fasen vorüber ist; so rufen sie das Taschket aus, welches das größte und feierlichste Fest unter den muhammedanischen Schwarzen sowohl, als bey den Türken und Persiern ist, die es Bayram nennen. Es wird von

von einem Augenzeugen folgendermaßen beschrieben.

Ein klein wenig vor Untergange der Sonne erschienen fünf Priester in weißen Rocken, wie Chorhemde, gekleidet, die bis auf die Mitte des Schienbeins herunter giengen, und an dem Saume mit rother Wolle eingefasst waren. Sie giengen in einer Reihe, mit langen Wurfspiessen in den Händen, und vor ihnen hie fünf große Kinder, die mit feinen baumwollenen Lüchern behangen, mit Lanze gekrönt waren, und durch jedes von jenen Schwärzen geführt wurde. Die Oberhäupter der fünf Dorfsschaften, aus welchen die Stadt Bissac besteht, folgten den Priestern in einer Linie, mit ihrem besten Puze bekleidet, und mit Wurfspiessen, Säbeln und Dolchen bewaffnet. Auf diese folgten die Einwohner, ihre Unterthanen, fünfe in einer Reihe, auf gleiche Art bewaffnet. Als sie an das Ufer des Flusses kamen, so wurden die Ochsen an Pfähle gebunden, und der älteste Priester schrie dreymal mit lauter Stimme das Salab Malet, oder die Erinnerung zum Gebete. Darauf legte er seinen Wurfspieß auf die Erde, und streckte seine Hände gegen Morgen. Die andern Priester

folgten seinem Beispiel, und stiegen einmuthig die gewöhnlichen Gebete an. Nach Endigung derselben standen sie auf, und ergriffen von neuem ihr Gewehr. Der älteste Priester befahl darauf den Schwazjen, welche die Ochsen leiteten, sie auf die Erde zu werfen, welches in einem Augenblid geschah. Ein Horn machten sie in der Erde fest, und schratten den Kopf des Thiers, ehe sie ihm den Hieb gaben, gegen Osten. Sie nahmen sich sehr in Acht, daß das Thier, indem es noch blutete, sie nicht sehen sollte, weil sie dieses für ein böses Zeichen hielten. Zu dem Ende warfen sie ihm Staub in die Augen. Da die Ochsen geschlachtet waren, und ihnen die Haut abgezogen war; so zertheilten sie solche in Viertel, und jedes Dorf nahm alsdann seinen Ochsen, und richtete ihn zu. Nach dieser Berichtung fieng der Holgar oder der Ball an. Zuerst erschienen die Frauen und Jungfern, in vier Häusern getheilt. Vor jedem gieng eine Quiriotin her, die einige Verse auf das Fest sang, worauf die andern in einem Chore antworteten. Auf diese Weise gingen sie singend und tanzend um ein großes Feuer in der Mitte des Platzes herum, wo ihre Oberhäupter

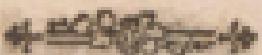
haupter und vornehmen Männer auf Polstern  
 saßen. Bald hernach erschien alles junge  
 Mannsvolk in einem andern Aufzuge, eben so,  
 wie die Frauen, in gewisse Haufen abtheilzt,  
 mit Trömmeln und Geigen. Sie waren auf  
 das beste gekleidet; und so bewaffnet, als ob sie  
 in die Schlacht gehen wollten. Sie hielten ih-  
 ren Umgang um das Feuer herum, warfen dar-  
 auf ihre Kleider und Waffen weg, und singen  
 an mit großer Behendigkeit einzeln mit einan-  
 der zu ringen. Die Jungfern, die sich in ei-  
 ner Linie hinter sic stellten, wunterten sic durch  
 ihre Stimmen und Gebärden auf; und wenn  
 sich ein Jüngling hervor that, so priesen sic sei-  
 nen Sieg durch Singen und Händellosen.  
 Auf diese Übung folgte ein besonderer Ball, nach  
 der Musik ihrer Violinen, bey welchem beyde  
 Geschlechter ihre Geschicklichkeit im Tanzen zeig-  
 ten, welches ihre liebste Ergötzlichkeit ist, deren  
 sie niemals satt werden. Ein Schwarzer, der  
 den ganzen Tag über schwer gearbeitet hat,  
 glaubt, daß nichts bessers für ihn übrig sey,  
 als vier bis fünf Stunden lang zu tanzen. Der  
 Ball endigte sich, so bald sie hörten, daß ihr  
 Essen fertig war. Diese Feiertage und Ver-  
 gnügungen währten drey Tage lang.



Alle muhammedanischen Schwaerzen halten genau über die Beschneidung. Sie verrichten selche an ihren Knaben im vierzehnten oder funfzehnten Jahre; und dies thun sie so spät, damit sie sie sowohl desto besser aushalten können, als auch damit sie Zeit haben, in ihrem Glanzen unterrichtet zu werden. Es wird diese Circumcisie nicht leicht vorgenommen, wenn nicht eine grosse Anzahl Knaben dazu vorhanden ist, oder der Sohn eines Königs oder großen Herrn beschritten werden soll. Alsdann wird allen Untertanen des Königs, wie auch seinen Nachbarn und Freunden genossen und gethan, ihre Kinder her zu bringen; denn je grösser die Anzahl der Beschrittenen ist, desto herrlicher ist das Fest, und desto mehr Freundschaften werden unter den jungen Leuten errichtet, die gemeinlich so lange dauern, als sie leben. Sie haben keine gesetzte Zeit zu dieser Circumcisie, nur nehmen sie dieselbe nicht in der heißen, noch in der nassen Jahreszeit, noch während des Ramadhan vor; weil alle diese Zeiten zu einem so fröhlichen Feste nicht geschickt sind. Sie nehmen auch dazu die Zeit des abnehmenden Mondes; weil sie glauben, daß alsdann die Verrichtung nicht so schmerhaft, und leichter zu heilen ist.

Ein

Ein Augenzeuge erzählt die ganze Feier der Beschneidung folgendergestalt. Der hiezu bestimmte Platz war ein anmuthiges mit Bäumen umgebenes Feld. Sie wählen dieselbst allezeit etwas von dem Dorfe oder der Stadt entlegen, weil den Frauen gar nicht erlaubt ist, daben zu gegen zu seyn. Die Quirioten führten mit ihren Trommeln den Vortrab, und schlugen einen langsamem Marsch, ohne zu singen. Darauf folgten die Priester von allen benachbarten Dörfern paarweise in weißen baumwollenen Nöcken, und mit langen Wurffspießen. Diesen folgten in einiger Entfernung die Knaben, welche beschritten werden sollten. Sie waren in feinen langen baumwollenen Pagnen gekleidet, die vorne gedoppelt lagen, und bis an die Fersen herunter giengen. Sie hatten aber keine Beinfleider an. Diese giengen einzeln, und neben jedem giengen zwei Verwandten oder Freunde, um Zeugen von ihrem Glaubensbekenntnisse abzugeben, oder ihnen zuzureden, die Schmerzen standhaft zu ertragen. Ein vernehmter Meget, der die Beschneidung verrichtete, kam hernach, und neben ihm der Vater des vornehmsten Knabens, der beschritten werden sollte, und der der Urheber des Gesetzes war.



Ein Haufen von zweytausend bewaffneten Re-  
gtern beschloß den Zug. In der Mitte des Fel-  
des war ein Brett auf einer kleinen Erhebung  
gelegt. Die Priester und die Vornehmaren stell-  
ten sich in zwey Reihen auf beyden Seiten des-  
selben, da indessen die Knaben und ihre Freun-  
de in der Mitte blieben, wie sie famen. Die  
übrigen Schwarzen schlossen einen Kreis. Dan-  
auf verrichtete der vornehmste Priester das Ge-  
bet, und die Anwesenden sprachen seine Worte  
vernehmlich und mit großer Aufmerksamkeit  
und Ehrerbietung nach. Als dieses zu Ende  
war; so näherte sich der Beschneidungspriester  
nebst dem Vater des ersten Kandidaten dem  
Brette, und hielt das Opfermesser. Unver-  
züglich ward der Knabe von zwey Verwandten  
herbeig gebracht, die ihn mit ausgestreckten Hän-  
gen auf das Brett setzten, und hielten, da in-  
dessen der Beschneidungspriester ihm den Rock  
aufheb, die Verhaut ergriff, und so weit als  
er konnte, von der Eichel weg zog, und in die-  
ser Lage schnitt er sie weg, da unterdessen der  
Vater das andre Ende hielt. Der Knabe gieng  
darauf gleich von dem Brett weg, in Beglei-  
tung seiner zwey Verwandten, mit seinem Wurfs-  
piele in die Hand, und mit einer lächelnden  
Miene

Mens begab er sich hinter die Priester, um seine Wunde bluten zu lassen, da unterdessen die andern Knaben eben diese Verrichtung ausstanden. Wenn die Wunde genug geblutet hat, so waschen sie solche jeden Tag etlichemal mit kaltem Wasser, bis sie zuheilt, welches ordentlich nach vier bis fünf Tagen geschieht. Während der Beschneidung muß der Kandidat seinen rechten Daumen in die Höhe halten, und das muhammedanische Glaubensbekenntniß her sagen. Diejenigen, die den meisten Muth haben, thun es mit vernehmlicher Stimme, und die meisten nehmen, wenn die Beschneidung vorüber ist, ein frudiges Gesicht an, ob es gleich aus ihrer Art zu gehen offenbar ist, daß es ihnen schmerzt, und sie manchmal kaum ohne Gehülfe ihrer Freunde zu gehen vermögen.

Man sagt, die Knaben hätten einen Monat lang nach der Beschneidung die Freyheit zu plündern, und alle Arten von Gewaltthätigkeit an den Jungfern zu begehen, nur nicht sie zu ermorden oder ihre Person zu ranben. Wenn die Neubeschneittenen wohl auf sind; so kommen sie zusammen, gehen durch die Dörfer und fördern Geschenke. Und bey diesen Gelegenheiten geben sie niemals mit leeren Händen fort.



An manchen Tagen tragen sie einen besondern Habit, und eine Mütze von einer wunderlichen Figur, mit ein paar Ochsenhörnern. In dieser Gestalt begehen diejenigen, die tiefer unten an der Küste wohnen, große Unordnungen, erpressen Geld, und nehmen sich die ausschweifendsten Freyheiten. Die an der Sonaga aber sind nicht so wild, und begnügen sich mit dem, was ihnen gegeben wird.

Obgleich die Muhamedaner das weibliche Geschlecht nicht beschneiden; so binden sich doch die geistlichen Lehrer unter den Mandingoern nicht so genau an diesen Artikel, sondern verstellen auch den Frauenpersonen ein Recht an der Beschneidung, welche gemeinlich von den Frauen der Priester verrichtet wird. Doch diese Gewohnheit, die Frauen zu beschneiden, ist nicht allgemein.

Die Mandingoer bilden sich ein, daß die Ursache einer Mondfinsterniß eine Ratte ist, die ihre Pfoten zwischen dem Mende und der Erde hält. Sie singen und tanzen die ganze Zeit der Verfinsterung hindurch, in Erwartung ihres Propheten Muhamed.

Die Mandingoer überhaupt sind dem Alten glauben ergeben. Manche schlachten, wenn sie

sie reisen wollen, einen jungen Vogel, beschaben das Eingeweide, und schieben nach Besinden desselben die Reise auf, oder unternehmen dieselbe. Sie sind auch sehr abergläubisch in Ansehung der Wochentage; denn manche darunter halten sie für unglücklich, und fangen an denselben schlechterdings keine Arbeit an.

Das Volk glaube, ein jeder, der stirbe, würde von den Hexen getötet. Von einem aber, den ein Reisender begraben sah, gestanden sie, er sei durch die Hand des Ustmächtigen gestorben, weil er seine Gelübde gebrochen hätte. Die Gelübde sind bey ihnen sehr üblich, und sie tragen einen eisernen Ring am Arme, um sich daran zu erinnern.

Sie haben noch verschiedene abergläubische Dinge, unter denen die Griogris oder Gregories das vornehmste sind. Sie bestehen in gewissen zauberischen Charaktern, die auf eine besondere Art geschrieben sind. Diese werden, wie bereits oben gesagt worden, in Säckchen von Leder oder rothem Tuche sauber eingenehet. Jedes soll seine besondern Kräfte haben, als gegen das Erseufzen, Pfeilrunden oder Schlangenbiß. Einige sollen sie gegen Wunden fest machen, ihnen im Schwimmen beystehn, und ihnen einen gu-



ten Fischfang geben. Andre sollen ihnen eine große Menge Frauen und Kinder geben, verhindern, daß sie nicht in Gefangenschaft gerathen, kurz, zu allem dienen, was sie fürchten und wünschen können.

Wenn die Mandingoer in die Schlacht gehen; so kaufen sie den Priestern solche Papiere ab, um zu verhindern, daß sie nicht im Tressen bleiben. Schlägt ihnen diese Hoffnung fehl, so haben sie die Entschuldigung fertig, dieser Mann hätte ein böses Leben geführt, und deshalb hätte ihn Muhammed wollen sterben lassen.

Durch diese Dinge werden die Priester reich, und die Schwarzen arm. Denn manchen geben sie den Werth von drei Slaven, und andre verlaufen sie für vier oder fünf Ochsen, nach Beschaffenheit ihrer vorgegebenen Strafe. Sie tragen diese Greteries in Form eines Kreuzes, von der Stirne bis hinten in den Nacken, und von einem Ohr zum andern, ingleichen um den Hals herum, so daß sie quer über beide Schultern in der Mitte gehen, wie auch um die Arme, über und unter dem Elbogen. Niemand aber ist so schwer damit beladen, als der König. Manche tragen sie in solcher Men-

ge,

ger, daß sie dreißig Pfund schwer sind. Sie haben eine ganze Rüstung von dieser Art. Die großen Herren lassen sich ihre Kleider und Mützen damit überziehen, und tragen eine solche Last davon, daß sie oft genötigt sind, sich zu Pferde heben zu lassen. Sie hängen die Zubereyten auch um ihre Pferde herum, um sie mutthig, und gegen Wunden fest zu machen. Vor und hinter sich, auf dem Rücken und Bauche haben sie sehr große, so lang und breit wie ein Quartante, und zwey Daumen breit dick. Aber gegen Feuergewehr glauben sie doch nicht, daß es sie schützt.

Sie geben manchmal umher, machen lausend wunderliche Gebärden, schreien und sagen, der Teufel besäße sie. Wenn dieses elner Frauensperson widerfährt, und sie glauben, daß es eine wirkliche Besitzung ist; so ziehen sie ihr ein Mannekleid an, geben ihr einen Wurfspieß in die Hand, gehen um sie herum, und singen mit einer kläglichen Stimme, um den Teufel zu verjagen. Indessen hat man oft gefunden, daß ein guter Stock die beste Geisterbeschwörung ist; denn alsdann kommt der Teufel niemals wieder.

Die



Dieser Begriff von Zauberey wird größtentheils durch einen gewissen Popan; unterhalten, und fortgepflanzt, den die Mandingoey Mumbo Jumbo nennen. Es ist ein geheimnisvoller Geze, den die Männer erfunden haben, um die Frauen im Zaume zu halten. Die Frauen sind so unwissend, oder stellen sich wenigstens so, daß sie ihn für einen wilden Mann halten. Er ist in einem langen Rocke, der aus Baumrinde gemacht ist, gekleidet; oben aber ist ein Büschel Stroh, und in allem ist er acht bis neun Fuß lang. Es wissen wenige von den Eingebornen mit dem Lärm, den er macht, künstlich umzugehen. Er läßt sich niemals hören, als in der Nacht, damit es bessere Wirkung hat. Wenn ein Mann sich mit seiner Frau jankt, so wird der Mumbo Jumbo geholt, den Streit auszumachen, da denn gemeinlich das Urtheil zum Besten des ersten aussfällt.

Die Person, die sich in diesem Rocke verbsteckt, kann alles befehlen, was sie will. Niemand darf mit bedecktem Haupte in seiner Gegenwart seyn. Wenn die Frauen ihn kommen hören; so laufen sie davon, und verstecken sich. Wenn man aber mit dem Manne, der den Rock an-

an hat, bekannt ist; so schickt er ihnen nach, daß sie herkommen, sich niedersetzen, singen und tanzen, wie er es haben will. Meistens stets sich aber; so schickt er ihnen Leute nach, und läßt sie auspeitschen. Wenn jemand in diese Gesellschaft eintritt; so thut er den feierlichsten Eid, daß er keiner Frau oder andern Person, die noch nicht eingeweiht ist, etwas verbieten will, und hierzu werden die Jünglinge unter sechzehn Jahren niemals gelassen. Das Volk schwört bey diesem Götzen, und hält diesen Eid für sehr heilig.

Im Jahre 1727 begieng der König zu Jagtau, der eine sehr neugierige Frau hatte, den Fehler, daß er ihr das Geheimniß von dem Mumbo Jumbo eröffnete, und diese ermangelte nicht, es unter ihre Bekannten auszuplaudern, bis es einigen, die keine Freunde des Königs waren, zu Ohren kam. Diese berathschlagten sich deshalb, und fürchteten, daß, wenn die Sache bekannt würde, sie nicht im Stande seyn mögten, ihre Freuen so gut als sonst zu regieren. Sie nahmen daher den Schurrock, legten ihn einem Manne an, und gingen in die Residenz des Königs. Als sie ihm rufen lassen, und ihm seinen Fehler vergehalten



halten hatten, welchen er auch nicht leugnen konnte; so holten sie seine Frau, und ließen sie alle beide umbringen. Es sind wenig Städte von Wichtigkeit, die nicht einen solchen Rock haben, welcher bei Lage an einem großen Pfahle vor der Stadt hängt, und bis zur Macht baselbst hängen bleibe, welches die rechte Zeit ist, ihn zu gebrauchen.

Die Priester sind in vielen Stücken von dem Volke unterschieden, ob sie gleich in der Kleidung mit ihm übereinkommen. Sie unterscheiden sich von denselben in Ansicht der Wohnung und der Art zu leben. Sie verheirathen sich nur in ihrem Stamm und in ihrer Freundschaft, und alle ihre Kinder werden für Priesterschaft erzogen. In Ansicht des Ehenstandes leben sie nach einer Regel mit dem gemeinen Volke, und haben mehr oder weniger Frauen, nachdem es der Stand oder die Klugheit erfordert. In jeder Stadt ist ein Oberpriester, und in Safa, der Hauptstadt, hat das Oberhaupt von allen, oder der Hohenpriester seinen Sitz.

Die Mandingopriester sind sehr strenge Beobachter des Korans. Sie sind weit gesitteter als die übrigen Schwarzen, und lieben die

die Handlung. Sie sind ehrlich, aber doch genau und sparsam in ihrer Art zu handeln. Gegen einander sind sie sehr mild und heiterlich, und verkaufen niemals jemanden von ihrer Mäisterschaft zum Sklaven, außer um eines großen Verbrechens willen. Sie sprechen Arabisch, und schreiben es auch wohl. Man erweist ihnen große Ehreerbietung, und sie sind zugleich die Sterze; aber ihre Arzneymittel bestehen im Grisgris. Sie sind sehr mäßig, und begnügen sich zu allen Zeiten bloss mit Wasser. Nach ihre Kinder erziehen sie so, und untersagen ihnen besonders alle süße Sachen. Sie verdienen ihr Brod durch Erziehung der Kinder und Versorgung der Grisgris.

Aller Knaben seuen aus einem Buche lesen und schreiben, das aus einem Stücke Holz gemacht ist. Die Lectionen darin sind mit einer Art schwarzer Tinte und einer Feder, die wie ein Pinsel aussieht, geschrieben. Ihre Charaktere kommen den hebräischen sehr nahe. Ihre Religion und ihr Gesetz aber sind in einer andern Sprache, als in der gemeinen, geschrieben, und kein Latein wird zum Lesen und Schreiben angeführt, obet hat eine Kenntniß von Büchern und Buchstaben. Die Priester aber ha-

ben groß geschriebene Bücher von ihrer Religion. Wer den Koran einmal durchgesehen hat, wird für einen Leichter gehalten.

Die Wanderinger zählen von zehn zu zehn, und bemerkten dies auf der Erde mit Zelten.

Die Priester lehren nicht allein in den Schulen, sondern sie ziehen auch im Lande herum, und unterrichten. Es steht ihnen zu dem Ende das ganze Land offen, und sie haben einen freien Paß durch alle Dörfer, wenn gleich die Könige mit einander in Kriege verwickelt sind. Ihre Lebensmittel führen sie mit sich. Sie trüben aber auch die ganze, oder doch die vornehmste Handlung des Landes. Das Gold macht ihr vornehmstes Gewerbe aus, und ist das, wernach sie am meisten trachten, weil sie die Meinung haben, daß es von großem Ruhm in der andern Welt seyn wird. Aus dieser Ursache schatten sie zusammen, was sie können, und vergraben es entweder selbst in die Erde, oder lassen es mit sich ins Grab legen. Sie brauchen ihr Gold sonst nirgends, außer daß die Frauen ein Stückchen von sehr grober Arbeit zu Ringen und Ohrgehängen tragen.

Ausszüge aus der Geschichte der Entdeckung und Eroberung der Kanarischen Inseln. Aus einer in der Insel Palma gefundenen spanischen Handschrift übersetzt. Nebst einer Beschreibung der Kanarischen Inseln von George Glas. Aus dem Englischen. Leipzig 1777. 8.

Die Geschichte der Entdeckung und Eroberung der Kanarischen Inseln ist von Juan de Abren de Galineo, einem Franziskanermönche aus Andalusien in Spanien gebürtig, im Jahre 1632 in der Insel Palma spanisch geschrieben worden. Die Handschrift lag lange Zeit in einem Kloster dieser Insel verborgen, bis sie 1761 dem Bischofe der Kanarischen Inseln nach Kanaria übersandt wurde. Glas erhielt zu Teneriffa eine Abschrift davon, und fand, daß sie eine authentische Nachricht von der Eroberung der Inseln und deren alten Einwohnern enthielt, und genau mit den Nachrichten, die man ihm vorher oft gegeben hatte, übereinstimmte.





## Erster Abschnitt.

### Alte Einwohner von Lancerota und Guertaventura.

Diese beyden Inseln, sowohl als die übrigen, waren in Distrikte abgetheilt, deren jeder von seinem eignen Herrn oder Hauptmann regiert wurde, und durch eine Mauer von losen Steinen, die von dem einen bis zum andern Ufer die Insel durchschnitt, von den übrigen abgesondert war. Die Einwohner dieser Distrikte bewiesen gegen ihre Oberhäupter eine grosse Ehrerbietung.

Die alten Einwohner von Lancerota und Guertaventura waren ein menschliches, geselliges und fröhliches Volk, und liebten nichts so sehr, als singen und tanzen. Ihre Müst, die blos im Singen bestand, begleiteten sie mit einem Geräusche, welches sie durch Klatschen mit den Händen und Stampfen mit den Füßen hervorbrachten. Sie waren sehr schnell, und fanden ein großes Vergnügen an Hüpfen



und Springen, welches ihre vornehmste Lustbarkeit ausmachte. Zwei Männer nahmen eine Stange, die sie an beyden Enden anfaßten, und sie mit dem Boden parallel so hoch über ihre Köpfe empor hielten, als sie nur reichen kounten. Wer hinüber springen konnt, den hielt man für sehr geschickt und behende. Verschiedene waren so geübt in dieser Kunst, daß sie in drey Sprüngen über drey Stangen, die solchergestalt hinter einander aufgehalten wurden, springen konnten.

Die Eingeborinnen dieser beyden Inseln waren größer von Person und besser gebildet, als die der andern Inseln, und das sind sie noch ißt. Man findet ein Grab an dem Fuße eines Berges in Lancerota, von neunzehn Fuß und zehn Zoll in die Länge, wo ein Mann, Namens Mahan, begraben lag. Zwetylämpfe und Gefechte waren sehr häufig unter ihnen. Die Waffen, beren sie sich haben bezeichneten, waren andertthalb Ellen lange Stöcke, die sie Lezzezes nannten. Begegn Privatstreitigkeiten hatten sie das Gesetz oder den Brauch, daß, wenn ein Mensch durch die Thür zu seinem Feinde ins Haus gieng, und ihn tödete, oder ihm Schaden zufügte, er nicht bestraft

strafe wurde; sprang er aber über die Mauer, überfiel ihn unvermuthet, und tödtete ihn, so ließ der Hauptmann des Districts, vor dem die Sache untersucht wurde, ihn ums Leben bringen. Die Art Verbrecher hinzurichten, war folgende. Sie führten den Verbrecher an die Seeküste, legten seinen Kopf auf einen flachen Stein, und schlugen ihn dann mit einem andern, welcher rund war, den Kopfein; seine Kinder aber wurden hernach für ohlos gehalten. Sie waren treffliche Schwimmer, und tödteten die Fische an ihrer Küste mit Stecken. Ihre Häuser waren von Steinen erbauet, ohne Kitt, Kalk oder Mörtel; dem ehrerachtet aber waren sie sehr stark, und der Eingang war so enge, daß nur ein Mensch auf einmal hinein gehen konnte. Sie hatten auch Häuser zum Gottesdienste und zur Andacht, welche sie Eseguen nannten. Diese waren rund, und bestanden aus zwey Mauern, eine innerhalb der andern, mit einem offnen Raum dazwischen. Diese waren, sowohl als ihre Wohnhäuser, von losen Steinen sehr fest gebauet, und hatten einen engen Eingang. In diesen Tempeln opfereten sie ihrem Gott (denn sie verehrten nur einen) Milch- und Butter.



ter. Sie opferten ihm auch auf den Bergen, indem sie aus irdenen Gefäßen Ziegenmilch ausgeschütteten, und ihn zugleich durch Aufheben ihrer Hände gen Himmel, anbeteten.

Die Kleidung der Eingeborenen von Lance-rota bestand aus Ziegenfellen, die zusammenge näht, und wie ein Mantel mit einer Kappe gestaltet waren. Sie reichte bis auf die Knie. Die Mäthe derselben waren auf eine sehr saubere Art mit dünnen ledernen Kienen, die so fein waren, als gewöhnlicher Zwirn, zusammen gefügt. Sie schnitten und bereiteten diese Kienen statt der Messer oder Scheren, mit scharfen Kieseln oder Steinen.

Ihre Schuhe waren von Ziegenfellen, die harige Seite auswärts gekehrt. Auch trugen sie Mützen von eben denselben, mit drei großen Federn an der Stirne. Das nämliche trugen die Frauen, außer einer ledernen Stirnbinde, die mit der Linde gewisser Stauden reich gesärbt war.

Sie hatten langes Haar, und trugen ihren Bart geflochten. Der König der Insel trug ein Diadem, gleich einer Bischofsmütze, von Ziegenleder gemacht, und mit Seemuscheln geschmückt.

Wenn

Wenn sie frank wurden, welches aber selten geschah, so heilten sie sich selbst mit den Kräutern, die in ihrem Lande wachsen; und wenn sie heftige Schmerzen hatten, so rissen sie den leibenden Theil mit scharfen Steinen auf, oder brannten ihn mit Feuer, und schmier-ten ihn dann mit Ziegenbutter. Wenn jemand starb, so begruben sie ihn in eine Höhle, in dem sie den Leichnam anstreckten, und Ziegenfelle unter und über ihn legten.

Ihre Mahnung war geröstetes Gerstenmehl, welches sie Goffio nannten, und Ziegenfleisch, gekocht und gebraten; auch Milch und Butter. Sie aßen ihre Speisen aus Gefäßen, die von Thon gemacht, und von der Sonne gehärtet waren.

Ihre Art Feuer zu machen war, daß sie einen Stock von trockenem, harten und brennlich-tem Holze nehmen, den sie in einer trocknen, weichen und schwammigten Distel sehr schnell auf der Spitze herumdrehten, und so in Brand stieckten. Diese Art ist auch noch jetzt bey ihnen gebräuchlich.

Wenn sie ihr Land mit Gerste, ihrem einzigen Getraide, besäetet, so gruben oder hackten sie es mit Ziegenhörnern. Sie droschen



ihre Götter mit Stoffen, und wärmten sie mit ihren Händen; dann mahlten sie dieselbe in einer Handmühle von zwey Steinen, ohngefähr von eben der Art, wie sie ist in einigen entlegenen Theilen von Europa gebräuchlich sind.

Die Eingeborenen von Huertaventura kleideten sich in Wämse von Schaffellen, mit kurzen Ermeln, die nicht weiter als bis an die Ellenbogen reichten. Sie trugen auch kurze Hosen, welche die Knie bloß ließen, kurze Strümpfe, die nicht viel über die Waden herausgingen, und die nämliche Art von Schuhen als die Lancerotaner. Auf dem Kopfe trugen sie hohe Mützen von Ziegenfellen, und ihr Haupt- und Barthaar putzten sie auf eben die Art, wie die zu Lancerota.

### Zweyter Abschnitt.

#### Alte Einwohner auf der Insel Gomera.

**D**ie Eingeborenen von Gomera waren von einer lebhaften Gemüthsart, von mittlerer Statur, sehr geschickt und behende im Angriffe und Verteidigen, und vorzüglich Schle-

Schlenderen und Begeischüthen. In dieser Kunst wurden sie von Kindheit auf geübt, denn es war der gewöhnliche Zeitvertrieb der jungen Leute, kleine Steine und Pfeile auf einander zu werfen, denen sie selten durch Bewegung ihrer Füste, sondern blos durch Biegung des Körpers auswichen. In diesem Spiele waren sie so geschickt, daß sie die Steine oder Pfeile mit den Händen in der Lust aufzufangen pflegten. Wenn sie die männlichen Jahre erreichten, warfen sie dieselben mit Schlendern, und in ihren Gesechten bedienten sie sich der nämlichen Waffen, wie die Eingebornen der andern Inseln, nämlich der Stangen von hartem Holze mit zugesägten Enden. Es hat verschiedene wegen ihrer Tapferkeit berühmte Männer unter ihnen gegeben, deren Ruf noch in ihren Liebtern lebt. Der allerberühmteste unter denselben war Gralegunja. Folgende unglaubliche Geschichte erzählt man von ihm. Er schwamm einmal mit einigen Eingebornen nach einem Felsen in einiger Entfernung von der Küste, um Schalenfische zu sammeln. Da nun die Fluth wiederkam, und sie ans Land zurück schreien wollten, wurden sie durch einen großen Schwarm von Haipen oder Gschunden, die



Um den Felsen herum schwanden, abgeschreckt, sich ins Wasser zu wagen, nur Gralegunha nicht. Dieser, ein Mann von grossem Körper und ungewöhnlicher Stärke, stürzte sich ohne die geringste Furcht ins Meer, ergriff einen von diesen grossen Fischen, hielt ihn fest zwischen seinen Armen, und tauchte mit ihm ins Wasser; unterdessen daß der Hane, welcher sich los zu arbeiten suchte, so gewaltig mit seinem Schwanz um sich schlug, daß die übrigen vor Schrecken entwichen, so daß seine Gefährten ohne Gefahr aus Ufer kamen. Als Gralegunha sie in Sicherheit sah, ließ er den Fisch los, und kam selbst unbeschädigt ans Ufer.

Die Kleidung der Gomeraner war eine Art von Ziegenfellen, die ihnen bis an die Waden reichte; die Weiber aber trugen einen Rock und einen Kopfschmuck, der bis auf ihre Schultern herabhieng, und sowohl als der Rock von Ziegenfellen gemacht, und färblich gefärbt und bemalt war. Die rothe Farbe preßten sie aus der Wurzel eines Baumes, den sie Taginiasee, und die blaue aus einem Kraut, welches sie Pastil nannten. Alles übrige zwischen dem Kopfschmuck und dem Rocke war nachdem. Wenn die Männer einen Streit hatten, der

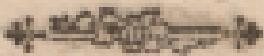
durch

durch Kampf entschieden werden sollte, so legten sie ihre Mäntel ab,wickelten eine Art von Binden um ihren Unterleib, und banden eine Art von gemaltem Turban um die Stirne.

### Dritter Abschnitt.

#### Alte Einwohner auf der Insel Hierro.

**D**a die Eingeborenen auf der Insel Hierro im Anfange des 14ten Jahrhunderts die Schiffe des Johann von Etancourt mit ihren weißen Segeln ankommen sahen, erinnerten sie sich der Prophezeihung eines Mannes, Namens Dore, der vormals unter ihnen gelebt hatte, und für einen Wahrsager gehalten war. Dieser Mann berief auf seinem Sterbebette die Eingeborenen zusammen, und sagte ihnen, nach seinem Tode, wenn sein Fleisch würde verweset, und seine Gebeine in Staub zerfallen seyn, würde ihr Gott Erasranjan in weißen Häusern auf dem Wasser zu ihnen kommen. Er riethe ihnen also, ihm nicht zu widersiechen, oder vor ihm zu fliehen, sondern ihn anzubeten, weil er kame, ihnen Gutes zu thun. Die Eingeborenen, welche großen Glauben auf seine Prophezeihungen



gen setzten, begruben ihn an einem von ihnen übrigen Todten abgesonderten Orte, damit man nachmal's seine Gebeine von den übrigen unterscheiden könnte. Da sie also ist die Schiffse mit den weißen Segeln einher schwimmen sahen, glaubten sie fest, die Prophezeihung sei erfüllt, giengen daher zu dem Begräbnisse des Tore, und fanden daselbst seine Gebeine in Staub zerstossen, worauf sie voller Freude an die Küste eilten, um ihren Gott Eractanjan zu empfangen.

Diese Einwohner waren von mittlerer Statur, und von melancholischer Gemüthsart; denn alle ihre Lieder waren traurhaftesten Inhalts, und hatten eine langsame plagende Melodie, nach welcher sie in einem Kreise mit zusammen gefügten Händen tanzten, und dabei dann und wann paarweise aufhüpften, und zwar so genau, daß es schien, als wären sie zusammen gebunden. Diese Art zu tanzen ist auch noch hier gewöhnlich. Sie wohnten in großen zirkelförmigen, mit Mauern von trocknen, und ohne Mörtel oder Kalk zusammen gefügten Steinen umgebenen Plätzen, deren jeder nur einen Eingang hatte. In der Innern Seite richteten sie Stangen oder Balken

gegen die Mauer auf, so daß das eine Ende an der Spitze der Mauer, und das andre in beträchtlicher Entfernung von dem Fuße derselben, auf dem Boden ruhte. Diese bedeckten sie mit Baumzweigen, Garrenfrau und der gleichen mehr. Jeder dieser Plätze enthielt etwa zwanzig Familien. Eine Streue von Garrenfrau, worüber sie Ziegenfelle ausbreiteten, war ihr Bett, und zur Decke gebrauchten sie zubereitete Ziegenfelle, um sich warm zu halten, weil die Insel sehr bergig, und folglich der Kälte und dem Winde ausgesetzt ist.

Ihren neugeborenen Kindern gaben sie, ehe die Mutter ihnen die Brust reichte, Garrenfrauwurzel, geröstet, gemahlen, und mit Butter vermischte; ist aber geben sie ihnen statt dessen geröstetes, und mit geriebenem Räse vermischtet Gerstenmehl. Ihre Nahrung war Ziegen-, Schaf- und Schweinefleisch; sie hatten auch einige Wurzeln von der Art, welche die Spanier Patatas nennen. Weizen, Gerste oder anderes Getreide hatten sie gar nicht. Ihr Brod machten sie von Garrenfrauwurzeln, und nannten es Krau. Dies, nebst Milch und Butter, war ihre vornehmste Speise. Ihr gewöhnliches Getränk war Wasser.

Ihre

Ihre Kleidung machten sie aus Thierhäuten. Die Männer trugen eine Art von Mantel, der aus Schaffellen zusammen genäht war. Im Winter lehrten sie die wollige Stiefe ein, und im Sommer auswärts. Die Weiber trugen, außer dem Mantel, einen Rock, der bis an die Mitte der Beine reichte. Sie nahmen diese Zelle mit Niemen zusammen, die so fein waren als Zwirn, und statt der Nadeln bedienten sie sich zugespitzter Knochen. Auf dem Kopfe trugen sie nichts, und ihr langes Haar banden sie in einer Menge schmaler Flechten auf. Ihre Schuhe waren von rohen Ziegen- oder Schaffellen, zuweilen aber auch von Schweinshäuten.

Sie standen alle unter einem Könige, und hatten daher nie Anlaß Krieg zu führen; deshalb schließen auch an allen kriegerischen Waffen. Sie pflegten freilich lange hölzerne Stangen zu tragen, aber diese gebrauchten sie bloß auf ihren Wanderungen von einem Orte zum andern, weil das Land so felsig ist, daß man oft von einem Stein auf den andern springen muß. Jeder Mann hatte nur eine Frau; übrigens waren sie bey ihren Heirathen gar keinen Gesetzen oder Regeln unterworfen, außer

außer daß keiner seine Mutter oder Schwester heirathen durfte. Sonst aber nahm jeder Mann das Frauengäumter, daß ihm am besten gefiel, und dessen Einwilligung er erhalten könnte, ohne die geringste Rücksicht auf Stand oder Abel. Hierinn war alles, den König ausgenommen, gleich, und den einzigen Unterschied unter ihnen machte das Vermögen, welches im Herden bestand. Es war Gebrach, daß der Mann, wenn er sich eine Frau erwählt hatte, ihrem Vater, nach seinem Vermögen, ein Geschenk an Vieh machte, als eine Erkenntlichkeit für seinen guten Willen, ihm seine Tochter zu überlassen. Der König empfing keinen bestimmten Tribut von seinen Untertanen, sondern jeder machte ihm ein Geschenk von Schafen und andern dergleichen Dingen, nach seinem Besieben oder Vermögen; denn keiner war verbunden, ihm das geringste zu geben. Wenn sie einen Schmaus anstellen, welchen sie Quotatibus nennen, so schlachteten sie ein oder zwei fette Lämmer, nach der Anzahl der Gäste, und brieten sie ganz. Diese legten sie auf die Erde, setzten sich in einem Kreise herum, und standen nicht eher auf, als bis sie alles verzehret hatten. Diese Art von Schmausen



sen sind noch unter ihren Nachkommen gebräuchlich. Wenn jemand krank wurde, so rieben sie den Leib des Patienten mit Schassmarck und Butter, und deckten ihn dann wohl zu, um ihn warm zu halten, und die Transpirationen zu befördern. Hatte sich aber jemand verwundet, so brannten sie den leidenden Theil, und beschmierten ihn dann mit Butter.

Ihre Todten begruben sie in Höhlen, und wenn der Verstorbene reich war, so begruben sie ihn in seinen Kleidern; sie legten ein Brett zu seinen Füßen, die Stange, womit er zu reißen pflegte, an seine Seite, und verschlossen dann den Eingang der Höle mit Steinen, daß mit die Raben ihn nicht fressen könnten.

Sie bestrafsten keine andern Verbrechen, als Mord und Diebstahl. Der Mörder ward auf die nämliche Art hingerichtet, wie er selbst den ermordeten getötet hatte. Dem Diebe stach man für den ersten Diebstahl das eine, und für den zweyten das andre Auge aus; und zwar aus dem Grunde, damit er künftig zum Stehlen nicht sehn könnte. Eine besondere Person war dazu gesetzt, in solchen Fällen daß Scharfrichteramt zu versehen.

Sie verehrten zwey Gottheiten, eine männliche und eine weibliche. Die männliche hieß Erasoranzan, und wurde von den Männern, die andre, Moneyba, wurde von den Weibern verehret. Sie hatten keine Bildnisse dieser Gottheiten, und opferten ihnen auch nicht, sondern beteten blos zu ihnen in Zeiten der Roth, und daß war, wenn sie Regen wünschten, damit das Gras zum Unterhalte ihres Viehs wachsen mögte. Sie bildeten sich ein, wenn ihre Götter geneigt wären, ihnen Gutes zu thun, so kamen sie auf ihre Insel, und stellten sich auf zwey große Steine oder Felsen, die sich an einem Orte befinden, den sie Ventryla nannen, der aber ist los Antilos de los Antiques heißt. Hier nahmen sie die Bitten des Volks an, und kehrten dann in den Himmel wieder zurück. Im Winter, wenn sie durch starke abhaltendes trockenes Wetter in große Roth kauzen, und ihre Gebete nicht erhört wurden, versammelten sie sich in Ventryla mit ihrem Vieh, und fasteten baselbst drey Tage und drey Nächte, indem sie weinten und wecklagten, und auch ihre Herden aus Mangel an Nahrung ein Geschrey machten. Brachte alles dies noch keinen Regen, so schickte man Band.



den sie einen Mann, den sie für einen Heiligen  
 hielten, zu einer Höle, nämlich Atechaita, wö-  
 er die Götter anrief, ihnen einen Mittler zu-  
 senden, worauf ihm dann der Mittler, den sie  
 Brynjaibō nannten, in Gestalt eines Gerwels,  
 erschien. Der Heilige nahm das Thier unter  
 seinen Mantel, und trug es zu dem in Ven-  
 sayla versammelten Volle. Sie gingen also  
 dann mit ihrem Viehe, heulend und wehklä-  
 gend, in Procescion um die beyden vorerwähn-  
 ten Felsen. Unser Verfasser sagt, es habe  
 dann gleich darauf geregnet, und weiß dies  
 nicht anderes zu erklären, als daß das Thier,  
 welches ihnen erschien, der Teufel gewesen sei,  
 der durch seine große Naturkenntniß und Macht  
 den Regen hervorgebracht habe. Dies habe  
 er gethan, um die Eingebornen zu verblassen,  
 und in seinem Dienste fest zu halten. Wenn  
 es genug geregnet hätte, so ließen sie das Thier  
 losgehen; welches dann in Gegenwart des gan-  
 zen Volles in die Höle zurück schrie. 1703  
 Darauf rückten aus, viele nach dem Lande  
 und sah man, daß hier wieder das neue Land  
 entstanden war. 1704 ~~1705~~ 1706 1707 1708 1709 1710  
 Das neue Land ist 1711 1712 1713 1714 1715 1716 1717 1718 1719 1720  
1721 1722 1723 1724 1725 1726 1727 1728 1729 1730  
1731 1732 1733 1734 1735 1736 1737 1738 1739 1740  
1741 1742 1743 1744 1745 1746 1747 1748 1749 1750  
1751 1752 1753 1754 1755 1756 1757 1758 1759 1760  
1761 1762 1763 1764 1765 1766 1767 1768 1769 1770  
1771 1772 1773 1774 1775 1776 1777 1778 1779 1780  
1781 1782 1783 1784 1785 1786 1787 1788 1789 1790  
1791 1792 1793 1794 1795 1796 1797 1798 1799 1800  
1801 1802 1803 1804 1805 1806 1807 1808 1809 1810  
1811 1812 1813 1814 1815 1816 1817 1818 1819 1820  
1821 1822 1823 1824 1825 1826 1827 1828 1829 1830  
1831 1832 1833 1834 1835 1836 1837 1838 1839 1840  
1841 1842 1843 1844 1845 1846 1847 1848 1849 1850  
1851 1852 1853 1854 1855 1856 1857 1858 1859 1860  
1861 1862 1863 1864 1865 1866 1867 1868 1869 1870  
1871 1872 1873 1874 1875 1876 1877 1878 1879 1880  
1881 1882 1883 1884 1885 1886 1887 1888 1889 1890  
1891 1892 1893 1894 1895 1896 1897 1898 1899 1900  
1901 1902 1903 1904 1905 1906 1907 1908 1909 1910  
1911 1912 1913 1914 1915 1916 1917 1918 1919 1920  
1921 1922 1923 1924 1925 1926 1927 1928 1929 1930  
1931 1932 1933 1934 1935 1936 1937 1938 1939 1940  
1941 1942 1943 1944 1945 1946 1947 1948 1949 1950  
1951 1952 1953 1954 1955 1956 1957 1958 1959 1960  
1961 1962 1963 1964 1965 1966 1967 1968 1969 1970  
1971 1972 1973 1974 1975 1976 1977 1978 1979 1980  
1981 1982 1983 1984 1985 1986 1987 1988 1989 1990  
1991 1992 1993 1994 1995 1996 1997 1998 1999 2000  
2001 2002 2003 2004 2005 2006 2007 2008 2009 2010  
2011 2012 2013 2014 2015 2016 2017 2018 2019 2020  
2021 2022 2023 2024 2025 2026 2027 2028 2029 2030  
2031 2032 2033 2034 2035 2036 2037 2038 2039 2040  
2041 2042 2043 2044 2045 2046 2047 2048 2049 2050  
2051 2052 2053 2054 2055 2056 2057 2058 2059 2060  
2061 2062 2063 2064 2065 2066 2067 2068 2069 2070  
2071 2072 2073 2074 2075 2076 2077 2078 2079 2080  
2081 2082 2083 2084 2085 2086 2087 2088 2089 2090  
2091 2092 2093 2094 2095 2096 2097 2098 2099 2100  
2101 2102 2103 2104 2105 2106 2107 2108 2109 2110  
2111 2112 2113 2114 2115 2116 2117 2118 2119 2120  
2121 2122 2123 2124 2125 2126 2127 2128 2129 2130  
2131 2132 2133 2134 2135 2136 2137 2138 2139 2140  
2141 2142 2143 2144 2145 2146 2147 2148 2149 2150  
2151 2152 2153 2154 2155 2156 2157 2158 2159 2160  
2161 2162 2163 2164 2165 2166 2167 2168 2169 2170  
2171 2172 2173 2174 2175 2176 2177 2178 2179 2180  
2181 2182 2183 2184 2185 2186 2187 2188 2189 2190  
2191 2192 2193 2194 2195 2196 2197 2198 2199 2200  
2201 2202 2203 2204 2205 2206 2207 2208 2209 2210  
2211 2212 2213 2214 2215 2216 2217 2218 2219 2220  
2221 2222 2223 2224 2225 2226 2227 2228 2229 2230  
2231 2232 2233 2234 2235 2236 2237 2238 2239 2240  
2241 2242 2243 2244 2245 2246 2247 2248 2249 2250  
2251 2252 2253 2254 2255 2256 2257 2258 2259 2260  
2261 2262 2263 2264 2265 2266 2267 2268 2269 2270  
2271 2272 2273 2274 2275 2276 2277 2278 2279 2280  
2281 2282 2283 2284 2285 2286 2287 2288 2289 2290  
2291 2292 2293 2294 2295 2296 2297 2298 2299 2300  
2301 2302 2303 2304 2305 2306 2307 2308 2309 2310  
2311 2312 2313 2314 2315 2316 2317 2318 2319 2320  
2321 2322 2323 2324 2325 2326 2327 2328 2329 2330  
2331 2332 2333 2334 2335 2336 2337 2338 2339 2340  
2341 2342 2343 2344 2345 2346 2347 2348 2349 2350  
2351 2352 2353 2354 2355 2356 2357 2358 2359 2360  
2361 2362 2363 2364 2365 2366 2367 2368 2369 2370  
2371 2372 2373 2374 2375 2376 2377 2378 2379 2380  
2381 2382 2383 2384 2385 2386 2387 2388 2389 2390  
2391 2392 2393 2394 2395 2396 2397 2398 2399 2400  
2401 2402 2403 2404 2405 2406 2407 2408 2409 2410  
2411 2412 2413 2414 2415 2416 2417 2418 2419 2420  
2421 2422 2423 2424 2425 2426 2427 2428 2429 2430  
2431 2432 2433 2434 2435 2436 2437 2438 2439 2440  
2441 2442 2443 2444 2445 2446 2447 2448 2449 2450  
2451 2452 2453 2454 2455 2456 2457 2458 2459 2460  
2461 2462 2463 2464 2465 2466 2467 2468 2469 2470  
2471 2472 2473 2474 2475 2476 2477 2478 2479 2480  
2481 2482 2483 2484 2485 2486 2487 2488 2489 <span style="

## Vierter Abschnitt.

### Alte Einwohner der Insel Kanaria.

**W**ege[n] der Stärke des Muthes und wegen  
der Menge ihrer Einwohner erhielt sie  
den Namen Grosskanaria. Als die Europäer  
zu[erst] dahin kamen (um's Jahr 1405), schätz-  
ten sie die Anzahl der Einwohner auf nicht we-  
niger als vierzehn tausend streitbare Männer,  
aber zwey Drittheile derselben wurden bald  
durch eine böse Seuche oder Pest hingerafft.  
Sie waren von brauner Farbe, gleich den Ein-  
wohnern von Lancerota und Guertabentura,  
gross und wohl proportionirt, thätig, kriege-  
risch, fröhlich, gutherzig, und ihrem Worte  
so gewissenhaft treu, daß sie eine Lüge für das  
grösste Verbrechen hielten. Sie fanden ein  
großes Vergnügen an gefährlichen Unterneh-  
mungen, wie zum Beispiel, auf die Gipfel  
schroffer Felsen zu klettern, um Stangen auf-  
zustecken, die so schwer waren, daß ein Mensch  
von gewöhnlicher Stärke Mühe hatte, sie auf  
ebenem Boden fortzutragen. Die Spanier  
versichern, der Teufel habe ihnen geholfen, die-  
se Stangen aufzustecken, damit andre, wenn

sie ein gleiches versuchten, herabstürzen, und ums Leben kommen mögten.

Die Rauatier hatten einen Adel, der sich von dem gemeinen Volke durch den besondern Schutz seiner Haare und Wäste unterschied. Diesen Adel erhielt man nicht bloß durch Geburt, sondern erhielt ihn erst durch eine förmliche und öffentliche Erklärung des Hanfags, einer Person von grosser Würde, und des nächsten nach dem Guanarfeine, dessen Geschäft es war, die Streitsachen der Eingebornen zu entscheiden, und die Tärimonien ihrer Religion anzurufen; fürg, er war Priester, und zugleich Richter in bürgerlichen Angelegenheiten. Ihre Art, den Adel zu vertheilen, war sehr sonderbar. Wenn der Sohn eines Edelmannes ein gewisses Alter erreicht hatte, ließ er sein Haar lang wachsen, und so bald er sand, das er Stärke genug hatte, die Beschwerden des Krieges zu ertragen, gieng er zu dem Hanfag, und sagte: „Ich bin der und der, der Sohn des und des Edelmannes, und begehrte auch gehadelt zu werden.“ Hierauf gingen der Hanfag in das Dorf, wo der Jüngling auferstanden war, versammelte daselbst alle Edlen und andre Einwohner, und ließ sie bey dem Klo-

tan, ihrem Gott, feierlich schwören; daß sie ihm wegen des jungen Menschen die Wahrheit sagen wollten. Dann fragte er sie, ob sie jemals gesehen, daß er sich so erniedrigt hätte, Speisen einzurichten, oder in die Hürden zu geben, um nach den Schafen oder Ziegen zu sehen, und ob er sie je gemörsen oder geschlachtet; ob er jemals Vieh geslohlen, oder seinen Eigentümern in Friedenszeiten mit Gewalt weggenommen; ob er irgend unfreimlich oder schamähselig gewesen, oder sich irgend eines ungebührlichen Vertragens, vornehmlich gegen das weibliche Geschlecht, schuldig gemacht hätte? Wenn sie diese Fragen alle mit Nein beantworteten, so schnitt der Tagtag dem Jünglinge das Haar in die Mund, und so kurz ab, daß es ihm nicht über die Ohren herabhieng, gab ihm dann einen Stab oder eine Stange in die Hand, und erklärte ihn für edel. Ruhmten ihm hingegen die Untowenden irgend etwas von dem, wornach der Tagtag gefragt hatte, Schuld geben, und hinreichende Beweise davon beybringen, so schor der Tagtag, statt ihn für edel zu erklären, ihm den Kopf ganz ab, und schickte ihn mit Schimpf hinweg, wodurch er dann des Adels unfähig, und so



henslang unter das gemeine Volk gezählt wurde.

In ihren Kriegen hielten sie es für klein und niederträchtig, den Weibern und Kindern des Feindes, als hilflosen, und daher unschicklichen Gegenständen ihrer Rache, etwas zu leide zu thun. Eben so wenig beschädigten sie die gottesdienstlichen Häuser.

Die Waffen, deren sie sich im Kriege bedienten, waren Keulen, welche sie Umodagas, und scharf gespichte, im Feuer gehärtete hölzerne Stangen, welche sie Umodagas nannten. Nachdem aber die Europäer Einfälle in ihre Insel gethan hatten, ahmten sie denselben nach, und machten sich Lätschen und Schwertstöcke von schwarzen Tannen, die sie im Feuer so zu härteten wußten, daß sie dem Stahl an Schärfe wenig nachgaben. Außer diesen hatten sie auch den Europäern zu verschiedenen Zeiten viele Waffen abgenommen, die sie sorgfältig aufbewahrten, und im Tressen gut zu gebrauchen wußten. Ihre größte Stärke aber bestand in den vorerwähnten Umodagas, oder hölzernen Speeren, und in Steinen, welche sie mit großer Kraft und Geschicklichkeit warfen.

Sie hatten öffentliche Plätze zu Zwischen-  
pfen; worin sich erhabne Dörter oder Büh-  
nen für die Kämpfer befanden, damit alle Zu-  
schauer sie desso leichter sehen könnten. Wenn  
eine Aufforderung geschehen und angenommen  
war, so begaben sich die Parteien zu dem Sa-  
bor oder Mathe der Insel; der aus zwölf Mit-  
gliedern oder Gayres bestand, und batzen um  
eine Erlaubniß zu fechten, die sie leicht erhie-  
ßen. Dann gingen sie zu dem Gaylag, wel-  
cher diese Erlaubniß bestätigen mußte. Wenn  
das geschehen war, so versammelten sie alle  
ihre Verwandten und Freunde, nicht um ih-  
nen begüstichen, (denn diese Leute sahen so ge-  
lassen zu, als ob zwei Thiere kämpften,) son-  
dern bloß um Zuschauer ihrer Geschicklichkeit  
und Tapferkeit abzugeben. Die Gesellschaft  
verfügte sich dann an den öffentlichen Platz,  
oder Theater, wo die Kämpfer zwischen den  
entgegengesetzten Enden derselben aufgerichtete  
Steine bestiegen, die eben flach, und etwa ei-  
ne halbe Elle breit waren. Auf diesen standen  
sie fest, ohne ihre Füße zu bewegen, bis jeder  
drey runde Steine auf seinen Gegner geworfen  
hatte. Wiewohl sie sehr gute Treffer waren,  
so wichen sie doch gemeinlich diesen Steinen



durch die schnellen Bewegungen ihres Körpers aus. Darauf bewaffneten sie sich mit scharfen Kieseln in ihrer Linken, und Knütteln oder Keulen in ihrer Rechten, giengen auf einander los, frelen sich an, und schlugen und schnitten einander so lange, bis sie müde waren; worauf sich dann beyde Parthenen, nach gemeinschaftlicher Einwilligung, mit ihren Freunden entfernten, um zu essen und zu trinken. Bald aber kehrten sie wieder auf den Kampfplatz zurück, erneuerten das Gesetz wie vorher, und setzten es so lange fort, bis die Götter es ausriefen: Gama! Gama! (Genug! Genug!) Wodann hörten sie augenblicklich auf, und blieben in Zukunft immer Freunde.

Bei brach einer während des Kampfs seine Keule, so hörte der andre augenblicklich auf zu schlagen, der Streit hatte ein Ende, die Parthenen versöhnten sich, und keiner wurde für den Sieger erklärt. Diese Zweykämpfe geschahen gemeinlich bey öffentlichen Feierlichkeiten, Fests, und dergleichen Gelegenheiten, wobei sich eine Menge Volks versammelte, weil dann die Räumenden Gelegenheit hatten, ihre Geschicklichkeit, Stärke und Tapferkeit an den Tag zu legen. Diese Schauspiele machten ei-

nen großen Eindruck auf die Gemüther der Ju-  
gend, und reizten sie zu einer edeln Macheise-  
nung. Werde jemand von den Kämpfenden  
schwer verwundet, so klopften sie eine Bluse,  
bis eine Art von Berg daraus wurde, tun-  
ten sie dann in geschmolzene Ziegenbutter, und  
legten sie so heiß auf die Wunde, als der Kran-  
ke es nur ertragen konnte. Je älter die Pat-  
ter war, desto schneller erfolgte die Heilung.  
Kein Kanarier hatte mehr als eine Frau,  
seine Frau mehr als einen Mann, ohnerachtet  
einige unrecht berichtete Schreibstiller das  
Gegentheil versichern. Wenn die Eltern Wil-  
lens waren, ihre Tochter zu verheirathen, so  
hielten sie dieselbe dreysig Tage eingeschlossen,  
und fütterten sie während dieser Zeit mit einem  
Ueberflusse von Milch und Gesso, um sie fett  
zu machen; denn sie bildeten sich ein, magere  
Frauen reden nicht so geschickt zur Empfäng-  
nis, als fette. Man sagt auch, in der Nacht  
vercher, ehe die Braut ihrem Manne überge-  
ben worden, habe man sie erst zu dem Guan-  
narteme gebracht, der, wenn er nicht Lust ge-  
habt, bey ihr zu schlafen, sie dem Gaytag,  
oder irgend einem andern Edeln von seinen  
Freunden, zum Genuss übergeben habe; aber

die thigen Einwohneren behaupten, daß nie ein  
ne solche Gewohnheit unter ihren Vorfahren  
gewesen sey.

Sie wandten große Sorgfalt auf die Erzie-  
hung ihrer Kinder, und unterließen nie, sie  
zu züchtigen, wenn sie was Böses gethan ha-  
ten. Es war auch allgemein gebräuchlich,  
zwei Jünglinge den übrigen als Beispiele, den  
einen der Tugend, den andern des Laster, vor-  
zustellen. That nun ein Kind etwas, das sei-  
nen Eltern mißfiel, so sagten diese, es mache  
es eben so, als der, welchen sie ihm als ein Be-  
ispiel des Laster's vorsetzten; that es hingegen  
etwas lobliches, so rühmten sie es, und sage-  
ten ihm, daß ein solches Vertragen liebenswür-  
dig, und dem Vertragen des tugendhaften Jüng-  
lings ähnlich sey.

Die Kanarier hatten gottesdienstliche  
Frauen, Namens Magadas, deren eine An-  
zahl in einem Hause beysammen lebte. Dieser  
Häuser gab es viele; sie wurden für heilig gehal-  
ten, und Verbrecher, die in eins derselben ihre  
Zuflucht nahmen, waren vor dem Urtheil der Ge-  
rechigkeit sicher. Die Magadas unterschieden  
sich von andern Frauen durch ihre langen  
weissen Kleider, die ihnen im Gehen auf dem  
Be-

Hoden nachschleppten. Die Klöster oder Häuser, in denen sie wohnten, hießen Tamogantchen Akoran (Häuser Gottes); die gottesdienstlichen Häuser aber nannten sie Almogaren (Tempel oder heilige Häuser). Sie besprangen sich täglich mit der Milch von Ziegen, deren man die Lämmer nicht nahm, und die man zu diesem Gebrauche besonders unterhielt. Sie glaubten, ihr Akoran wohne in der Höhe, und regiere alle Dinge auf Erden. Sie beteten ihn an, indem sie ihre Hände zusammen hielten, und sie gen Himmel aufhoben.

Es giebt zwey Felsen in der Insel, der eine im Distrikt Galdar, Namens Tirmak, und der andre in Tesde, Namens Vinikaya. Sie schworen bey diesen Felsen, und dies waren sehr heilige Eide. Zu diesen Felsen giengen sie, zur Zeit einer allgemeinen Not, in Prozession, begleitet von den gottesdienstlichen Frauen, welche Palmyreise und Gefäße mit Milch und Butter in den Händen trugen. Diese gossen sie auf die Felsen aus, sangen um dieselben herum, und sangen Klagelieder. Von da giengen sie an die Seestücke, schlügen alle zugleich mit ihren Ruten aus vollen Kräften auf



auf das Wasser, und erhuben zu gleicher Zeit alle ein sehr lautes Geschrey.

Ihre Zeit rechneten sie nicht nach Tagen, Wochen und Jahren, wie wir, sondern nach Monaten.

Ihre Kleidung war ein enger Rock, mit einer Kappe, wie die Kapuzinermönche. Er reichte ihnen bis auf die Knie, und war mit einem ledernen Riemen um den Leib gegürtert. Diese Kleidung wurde aus einer Art von Binsen gemacht, die sie so lange klopften, bis sie so weich wurde, wie Flachs, sobann die Fäden absonderten und zusammen webten. Über derselben trugen sie Mäntel von Ziegenfellen, die rauhe Seite im Sommer auswärts, und im Winter einwärts gekehrt. Sie trugen auch Mützen von Ziegenfellen, die so gemacht waren, daß unter jedem Ohr ein Ziegenbart hing, die sie oft unter dem Kinn zusammen banden. Alle diese Kleidungsstücke waren sehr sauber genäht und bemalt, und in jedem Betrachte viel künstlicher, als bey den Bewohnern der andern Inseln. Einige schmückten ihre Mützen mit Federn. Ihre Schuhe waren von rohen Häuten, wie in Lanzarota und Guertaventura.

Eic

Eie hatten öffentliche Häuser oder Zimmer, in denen sie sich versammelten, um zu singen und zu tanzen. Der kanarische Tanz ist noch jetzt auf diesen Inseln gebräuchlich: seine Schritte sind schnell und kurz abgesetzt. Ihre Gesänge waren entweder Traur- oder Liebeslieder von ernsthafter und tragender Melodie.

Die Kanarier zeichneten sich besonders durch ihre gute Regierungsform, regelmäßige Verwaltung der Regierung und genaue Gerechtigkeit aus. Wenn jemand ein des Todes wertes Verbrechen beging, so nahmen sie ihn in Verhaft, machten ihm den Proces, und führten ihn, so bald er überführt war, an den Executionsplatz, welches eben derselbe war, wo sie Feste zu begehen, und zu kämpfen pflegten. Hier wurde der Verbrecher auf dem Boden ausgestreckt, und sein Kopf auf einen flachen Stein gelegt. Dann nahm der Schafsrichter, welcher eine besonders zu diesem Amte bestimmte Person war, einen großen schweren Stein, hub ihn so hoch auf, als er konnte, und ließ ihn dem Verbrecher auf den Kopf fallen. Bei geringern Verbrechen gebrauchten sie das Wiedervergeltungsrecht, Auge für Auge, Zahn für Zahn, u. s. w.

Rein



Kein Kanariet, der nicht aus dem schlechtesten Pöbel war, verrichtete das Handwerk eines Schlächters. Dies hielten sie für so schimpflich, daß sie einem Schlächter nicht einmal erlaubten, in ihr Haus zu kommen, oder irgend etwas von dem, was ihnen angehörte, zu berühren. Die Schlächter durften daher mit keinem, der nicht von ihrem Handwerke war, in Gesellschaft seyn; und wenn sie von jemand anders etwas haben wollten, so mußten sie einen Stab mitnehmen, und damit in beträchtlicher Entfernung auf das, was sie verlangten, zeigen. Zur Belohnung für diesen schimpflichen Zustand waren die Eingeborenen verbunden, sie mit allem, was sie bedurften, zu versorgen. Keinem Kanariet, außer den Schlächtern, war es erlaubt, Vieh zu tödten. Wenn daher jemand ein Stück Vieh geschlachtet haben wollte, so mußte er es zu den öffentlichen Fleischbänken bringen, durfte aber selbst nicht hineingehen; und dieses Verbot erstreckte sich auch auf Frauen und Kinder.

Die Häuser der Kanariet waren von Steinen erbauet, zwar ohne Kalk, aber doch so sauber und regelmäßig, daß sie recht schön ins Auge fielen. Weberher legten sie hölzerne Gal-

Wällen sehr dicht an einander, und bedeckten sie mit Erde. Die Mauern dieser Häuser waren sehr niedrig, und der Fußboden gieng tiefer herab, als der Grund, auf welchem sie erbauet waren, damit sie im Winter desto mehr Wärme hätten. Ihre Betten waren Ziegelfelle, die sehr künstlich mit den Haaren bereitet waren. Ihr übriges Gerät bestand aus Körben und Matten von Palmblättern und Binsen, sehr sauber gemacht, und künstlich gespachtet. Es gab Leute unter ihnen, deren einziges Geschäft es war, Häuser zu bauen, Matten zu versetzen, u. s. w. Die Frauen beschäftigten sich vornehmlich mit Malen und Färben, und sammelten zu gehöriger Zeit sehr sorgfältig die Blumen, Stauden und Wurzeln ein, woraus sie die verschiedenen Farben bereiteten. Die Fäden, deren sie sich zum Nähen und zu andern Absichten bedienten, wurden von den Sehnen der Schaf-Ziegen- oder Schweineschenkel gemacht, die sie von den Schlächtern erhielten. Diese beschmierten sie erst mit Butter, und bereiteten sie dann so durchs Feuer, daß sie dieselben in Fäden von beliebiger Feinheit spalten konnten. Ihre Nadeln machten sie von Knochen, und ihre

Fisch-

Hirschangeln von Horn. Alle ihre Gefäße zum Kochen machten sie von Eisen, und härteten sie an der Sonne. Ihr Reichtum bestand vornehmlich in Ziegen und einigen Schafen. Sie hatten auch Schweine. Ihre gewöhnliche Speise war geröstetes Gerstenmehl, welches sie Gossio nannten, und wie Milch oder Ziegenfleisch essen. Wenn sie einen Schmaus anstellten, so bereiteten sie das letztere mit Schweinespeck oder Butter an. Ihre Getreide mahlten sie mit einer Handmühle. Ihre Land pflügten sie auf folgende Weise. Einw zwanzig Leute versammelten sich, jeder mit einem hölzernen Instrumente, ohngefähr wie eine Hacke geschnitten, versehen, an dessen Ende sich ein Sporn oder Zahn befand, auf welchem sie ein Ziegenhorn befestigten. Hiermit brachen sie den Boden um, und besuchten ihn hernach, wenn der Regen nicht zu rechter Zeit einfiel, mit Wasser, welches sie durch Kanäle aus den Wälchen herbei leiteten. Die Frauen sammelten das Korn ein, dessen Lehren sie bloß abnahmen. Diese trockneten sie mit Steinen, aber mit den Füßen, und sichteten das Korn dann mit den Händen.

Die

Ihre einzigen Früchte waren Biskortas, Melanes, und wilde Datteln; nicht lange vor der Eroberung ihrer Inseln hatten sie auch Ziergen. Ihre Armen lebten an der Seeküste vornehmlich von Fischen, die sie bey Nacht fingen, indem sie mit Fackeln von schwarzen Lannen ein Feuer über dem Wasser machten. Bey Tage, wenn sie einen Schwarm von Sardinas (einem kleinen Fische, der dem Heringe ähnlich ist,) gewahr wurden, gingen eine Menge von Männern, Frauen und Kindern in die See, schwammen um den Schwarm herum, und jagten die Fische gegen die Küste. Hier wogaben sie sie mit einem Netze von einer jähren Art von Winzen, zogen sie ans Land, und theilten sich im den Fang. Hierbei empfing jede Frau von der Gesellschaft, welche kleine Kinder hatte, für jedes Kind einen Theil; auch wenn sie schwanger war, für das Ungeborene.

Wenn einer von ihnen Edeln starb, so legten sie den Leichnam in die Sonne, und nahmen die Eingeweide heraus, welche sie wuschen und in die Erde gruben. Den Leichnam trockneten sie,wickelten ihn in Windeln von Ziegenfellen ein, und stellten ihn dann aufrecht.



in eine Höle, mit den nämlichen Kleidern angehan, die er bey seinem Leben getragen hatte. War aber keine schädliche Höle zur Hand, so trugen sie den Leichnam an einen steinichen Ort, machten den Boden eben, bepflasterten ihn mit den herumliegenden kleinen Steinen, und machten einen Sarg von sehr großen Steinen über den Leichnam, doch so, daß sie den Körper nicht berührten. Dann verschlossen sie den Sarg mit einem andern rund gesetzten Stein, welcher zwei Ellen lang war, und füllten nachher die Lüftung zwischen dem Gipfel des runden Steins und dem äußern Theil der Seiten des Sarges mit kleinen Steinen aus, und das so sauber, daß jeder, wer es sieht, über den erfindsamen Geist dieses Volks erstaunen müßt. Einige ihrer Toten wurden in Kisten gelegt, und nochmals in eine Art von steinernen Grabmälern beigesetzt. Es gab gewisse Leute unter ihnen, deren eigenes Geschäft es war, das Begräbniß der Verstorbenen anzubauen, und die Gräber zu verstetigen.

Das gemeine Volk wurde in Löchern, mit trocknen Steinen bedeckt, begraben, und diejenigen Leichname, welche in Hölen aufrecht ge-

gestellt wurden; ausgenommen, legte man die übrigen alle mit dem Kopfe gegen Norden.

Die Einwohner von Greatanaria waren gesitteter und besser policiert, als die der andern Inseln. Um die Zeit der Eroberung der Insel wurden sie von zwey Fürsten regiert, vorher aber hatten sie Hauptleute oder Zunfmeister, welche über kleine Districte gesetzt waren. Jede Zunft war auf ihren eigenen District eingeschränkt, und durfte ihre Herden nicht auf den Boden einer andern Zunft treiben.

In Galbar, welches der seuchhafteste Theil der Insel ist, lebte eine Jungfrau von außnehmender Zugend, Namens Antidamana, die bei den Eingebornen in großer Achtung stand. Sie hatten eine so hohe Meynung von ihrer Beurtheilungskraft und Klugheit, daß sie oft ihre Streitigkeiten zur Entscheidung verlegten, und von ihrem Ausspruche nie appellirten; denn sie ließ nie die Parthen, gegen welche sie sich erklärte, ehet weggehen, als bis sie dieselbe von der Gerechtigkeit ihres Ausspruchs überzeugt hatte. Und diesch fehlte ihr selten, so mächtig war ihre Veredtsamkeit, und so fest war jedermann von ihrer Willigkeit überzeugt. Die Edeln, welche das große An-

sehn dieses Frauenzimmers mit neidischen Augen sahen, und glaubten, daß das Geschäft eines Richters oder Schiedsmannes mit größerem Rechte ihrem Geschlechte gehörte, überredeten nach einigen Jahren das Volk, nicht länger seine Streitsachen ihrer Entscheidung vorzulegen, oder sich an ihre Aussprüche zu kehren. Dies verdroß sie aufs äußerste, vornehmlich, da sie die Blüte ihres Lebens gewissermaßen dem Dienste des gemeinen Wesens, welches ißt unbankbar von ihr abstieß, gewidmet hatte. Sie besaß indeß viel zu viel Scharfum und Verstand, als daß sie ihren Unwillen in eitlen Klagen hätte auslassen sollen, sondern begab sich zu einem gewissen Gumidase, dem Hauptmann eines Distrikts, der für den tapfersten und flügsten aller Edelleute in Kanaria gehalten wurde, und bey dem Volke im größten Ansehen stand. Ihm eröffnete sie alle ihre Beschwerden, und bot ihm ihre Hand an, welche Gumidase mit Freuden annahm. So bald sie vermählt waren, suchte Gumidase verschiedene Verteidige, die anbetrin Hauptleute der Insel zu bekriegen, und besiegte sie alle, so daß er endlich König der ganzen Insel wurde. Er hatte von seiner Frau einen

nen Sohn, Namens Artemis, der seinen Eltern in der Regierung folgte. Dieser beherrschte die Insel, als Johann von Getancourt sic (im Jahr 1405) angriff, und verlor in einem Treffen gegen ihn sein Leben. Er hinterließ zwey Söhne, welche die Insel unter sich thilten, der eine, Bentagoyhe, war König oder Guanarteme von Teld; der andre, Egonayhe Semedan, von Galbar. Heyde wurden eins, daß der Rath oder Gabor der zwölf Gayres in Galbar, als der Residenz ihres Vaters, gehalten werden sollte, und daß der Guanarteme von Teld sich mit seinen Gayres daselbst jedesmal einfinden sollte. Über Bentagoyhe, der von stolzer und hochstrebender Gemüthsart war, da er ein größeres Land und mehr Untertanen hatte, als sein Bruder, hielt dies zu klein für sich, und warb eine Armee von zehntausend Mann, womit er den Egonayhe bekriegte, um sich zum einzigen Herrn der Insel zu machen. Ob nun gleich Egonayhe Semedan nicht mehr als viertausend Mann ins Feld stellen konnte, so bot er doch seinem Bruder die Spize, und war ihm, ohnerachtet der großen Ueberlegenheit seiner Zahl, vollkommen gewachsen. Denn



die Galbaraner waren tapfri alte Soldaten, und von vielen braven Edelleuten angeführt; überdem konnte man in ihy Land, wegen seiner rauhen Gebirge und engen Pässe, nicht leicht eindringen. Jeder Gnanarteme hatte sechs Gayres, die wegen ihrer Klugheit und Tapferkeit, zu Mitgliedern des Rathes und Bevivaltern der Regierungsgeschäfte aus dem Volle erwählt wurden. Eine Linie, die von dem Dorfe Lamatayete bis an das Dorf St. Nicholas, quer durch die Insel gezogen war, machte die Grenze zwischen den Districten Galbar und Teldé.

Aldargana war der mächtigste Gayre im dem Districte Galbar, so wie Guarinayga in dem Districte Teldé. Der erstere war wegen seiner wunderbaren Stärke berühmt. Man sagt von ihm, der stärkste Mann in der Insel habe ihn nicht verhindern können, ein Gefäß ganz voll Wasser zu seinem Munde zu bringen, und ohne einen Tropfen zu verschütten, daraus zu trinken. Er war von mittlerer Größe, hatte aber sehr breite Schultern, und sein Name bedeutet in der kanarischen Sprache Felsen Schulter. Guarinayga war nicht so stark, besaß aber eine so ausnehmende Geschick-

schicklichkeit und Behendigkeit im Ringen, daß er einmal den Abdargana in einem Zweykampfe zu Boden warf. Dieser aber drückte ihn darauf so fest in seine Arme, daß er um sein Leben bat, und sich für überwunden erkannte. Fragte man nachher den Abdargana um den Ausgang des Zweykampfs, so sagte er, Guatimayga habe ihn überwunden, fragte man aber diesen, so erklärte er den Abdargana für seinen Sieger.

Humaneben und Kantafo waren große Kämpfer. Sie forderten sich einst, in Gegenwart einer Menge Zuschauer zum Zweykampfe heraus. Ihre Geschicklichkeit war so gleich, daß lange keiner dem andern den geringsten Vortheil abgewinnen konnte, bis endlich die Zuschauer sie auseinander brachten. Aber Humaneben, welcher sah, daß seines Gegners Stärke durch den Kampf nicht geschwächt war, und fühlte, daß seine eigne nicht hinreiche, sich noch einmal einzulassen, rief dem Kantafo zu: „Bist du im Stande zu thun, was ich zu thun werde?“ Als der andre Ja zur Antwort gab, ließ er auf den Gipfel eines hohen Abgrundes, und stürzte sich hinab. Kantafo, der ihm nichts nachgeben wollte, folgte sehr



nam Beispiele, und so kamen sie alle beybe  
un's Leben. Diese That hat verschiedene  
Schriftsteller auf den Wahn gebracht, daß die  
Kanarier die Gewohnheit hätten, sich von Fel-  
sen herab zu stürzen.

Von einem gewissen Manabrida erzählt  
man, er habe, so oft er in ein Treffen gehen  
wollen, über den ganzen Leib gezittert, nicht  
aus Furcht, sondern aus Wuth und Begier-  
de zu schlagen. Man fragte ihn einst, war-  
um er zittere, und er gab zur Antwort: „Goll-  
vit das Fleisch nicht gestern und zurück beben  
über den schrecklichen Gefahren, wovon es  
über dem ungestümen Herzen geführt wird?“

Einige Zeit vor Betancours Ankunft kamen  
aus der Insel Majorca gewisse Einwohner  
nach Kanaria. Man hat aber keine andern  
Nachrichten von ihnen, als aus der Erzäh-  
lung der Eingeborenen, und was sich aus ih-  
ren alten Liedern, die einige Nachricht von  
diesen Majorikanern enthalten, abnehmen läßt.  
Durch Vergleichung ihrer verschiedenen Ueber-  
lieferungen von diesem Vorfalle, ergiebt sich  
folgendes. Einige Schiffe, die mit Major-  
ikanern bemannet waren, ankerten im Bay  
Gando, zwischen Aguimes und Telde, wo  
das

das Volk aus Land stieg, sich nach den Beschwierlichkeiten der Reise zu erquicken. Es befand sich damals keiner von den Einwohnern an der Küste; denn da sie von vergleichbaren Besuchern noch nichts wußten, so lebten sie ganz sorglos, und dachten nicht, daß sie von der See her etwas zu befürchten haben könnten. Da die Majorikaner keinen Menschen in der Nähe sahen, bildeten sie sich ein, die Insel sei unbewohnt, und gingen daher ohne Vorsicht oder Besorgniß, eine gute Stunde vom Hafen, gegen die Dörfer Telma und Aquimes zu, ins Land. Hier wurden die Einwohner sie erst gewahr, die, erschrocken über die Erscheinung fremder Leute auf ihrer Insel, sich versammelten, die Europäer mit Knütteln und Steinen angrissen, und verschlebene derselben verwundeten. Diese wollten sich zur Wehr sehen; da aber die Anzahl der Eingeborenen die ihrige weit übertraf, so wurden sie alle zu Gefangenen gemacht, und nach Telde geführt. Als die übrigen in den Schiffen dies sahen, segelten sie, ohne den Flußgang abzuwarten, davon, und ließen sich hier nie wieder sehen. Die Kanarier vertheilten ihre Gefangenen über die ganze Insel, und begegneten ihnen,



ihrer Gewohnheit gemäß, sehr gut; wenn die Kamerier übertrafen vielleicht alle andere Männer an Größe des Geistes und Edelmuth gegen Besitzer. Die Majorlauer thäten bagegen alles mögliche, um die Achtung und Gunst ihrer neuen Herren zu gewinnen, wodurch denn bald eine genaue Freundschaft zwischen ihnen zu Stande kam. Einige dieser Fremden waren gute Künstler: sie bauten Häuser, und bemalten sie mit Farben, die sie aus gewissen Kräutern und Blumen der Insel bereiteten. Sie machten auch saubere Zimter in Hölzen, die noch lange nach der Eroberung der Insel unversehrt vorhanden waren. Es befanden sich unter ihnen zwei Priester, die bey den Eingeborenen in großer Achtung standen. Diese Männer baueten zwei schöne Einsiedeleyen, die sie St. Katharina und St. Nicolas nannsen. Einige Jahre nachher ward die Insel von einer lange anhaltenden Hungersnoth heimgesucht, worauf der Rath insgeheim beschloß, die Majorlauer ums Leben zu bringen, um sich der Last ihrer Unterhaltung zu entledigen. Zum Theil fästten sie diesen Entschluß auch wegen des schändlichen Vertrags der Fremden selbst. Unser Verfasser sagt nicht,

nicht, was für Verbrechen sie begangen haben, scheint aber zu verstehen zu geben, daß sie gewisse unnatürliche Ausschweifungen an einigen der Eingebohrnen begehen wollen, welche sie in ihren Augen, da sie von dergleichen Streunen ganz und gar nichts wußten, zum Abscheu machten. Zu bestimmter Zeit also machte man sie insgesamme nieder, die beyden Mönche ausgenommen, die man, weil sie bey dem Volke sehr beliebt waren, auf den Gipfel eines hohen Berges führte, in dem sich eine tiefe Höhle befand, worin man sie hinabstürzte. Diese Majorikaner brachten zuerst Zwiegen nach Grosskanaria, die sie pflanzten, und da die Frucht den Eingebohrnen sehr gefiel, pflanzten sie noch mehr; so daß sich bald eine große Menge von Zwiegenbäumen in der Insel befand. Um die Zeit der vorerwähnten Hungersnoth beschlossen die Kanarier, auch künftig alle Kinder weiblichen Geschlechts, welche zur Welt kommen würden, die Ersgebohrnen allein ausgenommen, ums Leben zu bringen, um die Anzahl der Einwohner zu vermindern. Dies geschah aber nicht lange, denn es entstand bald darauf eine große Pest, die zwei Drittheile der Einwohner wegraffte, und durch



durch zur Eroberung der Insel den Weg bahn-  
te. Denn vorher hatte sie vierzehntausend  
starkbare Männer, die, wenn sie mit Feuer-  
gewehr verschen, und fest vereinigt gewesen  
wären, durch ihre Stärke, Geschicklichkeit,  
Tapferkeit und Behendigkeit die berühmte spa-  
nische Armada, ja fast alle verbündeten euro-  
päischen Mächte vielleicht würde zurück geschla-  
gen haben; denn Kanaria, und alle kanari-  
schen Inseln, Lancerota und Fuerteventura  
allein ausgenommen, sind so voll tiefer enger  
Thäler, hoher schroffer Berge und enger Päs-  
se, daß ein Korps Truppen keine Stunde weit  
von der Küste ins Land marschiren kann, oh-  
ne an Hörter zu kommen, wo hundert Mann  
leicht ihrer tausend zurückschlagen können.

### Fünfter Abschnitt.

#### Alte Einwohner der Insel Palma.

**A**ls die Europäer zuerst auf dieser Insel lan-  
deten, trug sie keine Art von Getreide,  
oder essbaren Wurzeln, außer die Wurzel des  
Karrtenkrautes, von welcher die Einheimischen  
Mehl machten, (wie die Einwohner dieser und  
anderer

andrer kanarischen Inseln noch ist thun,) wie auch von dem Saamen eines Baumes oder Geistrauchs, Namens Amagante. Diese beyden Arten von Mehl aßen sie mit Milch oder Brühe vermischt. Ihre andere Arten von Speise waren Ziegen-, Schaf- und Schweinefleisch, welches sie gebraten oder gesotten aßen. Die Felle der beyden erstern dienten ihnen zur Kleidung, und von der Haut der letztern machten sie Schuhe. Die Waffen, deren sie sich im Kriege bedienten, waren hölzerne Stangen, vorne mit einer scharfen Spitze, und durch Feuer gehärtet.

Die Insel war in zwölf Distrikte abgetheilt, deren jeder von seinem eignen Herrn oder Hauptmann regiert wurde. Ihre Polizey aber war nicht so gut, als auf den andern Inseln; denn werjene wurde für den flügeliesten und geschicktesten gehalten, der so länslich zu stehlen wußte, daß keiner ihn entdeckte. Wurde aber jemand entdeckt, so geschah ihm weiter nichts, als daß er das Eingeschlossene wieder heraus geben mußte. War jemand von einem aus seinem eigenen Distrikte beleidigt, so hielt er es für klein, sich darüber bey seinem Hauptmanne zu beschweren; er rächte sich vielmehr



mehe selbst, indem er alle seine Freunde und Verwandten zu Hülfe nahm, und Wiedervergeltung ausübte. Godann zogen sie insgesamt weg, und ließen sich in einem andern Distrikte nieder.

Ihr Gottesdienst war folgender. In jedem Distrikte war eine große Schule oder Pyramide, von losen Steinen, so hoch als möglich, aufgeführt. Hier versammelten sich die Eingeborenen zu gewissen Zeiten, sangen und tanzten um dieselbe herum. Dies war auch der Ort, wo sie kämpften, rangen, und andre Proben ihrer Behendigkeit ablegten. In einem der Distrikte war, statt der Pyramide von losen Steinen, eine natürliche, die aus einem schmalen und an hundert Pfaster hohen Felsen bestand. Hier verehrten die Eingeborenen ihren Gott Idase, dessen Namen noch ist der Felsen führt. Sie waren in beständiger Furcht, daß er einmal umfallen würde; so oft sie daher ein Schaf oder eine Ziege schlachteten, brieten sie ein Stück davon, und schickten es durch zwei Personen dem Felsen als ein Geschenk. Im Hingehen sang derjenige, der das Opfer trug, die Worte: „O Iguida, o Iguan, Idase!“ das heißt in ihrer Sprache:

Ehe: »Er will fallen, Idase!« Der andre antwortete darauf in dem nämlichen Tone: »Gungurit, y quantaro,« das heißt: »Gieb ihm, und er wird nicht fallen.« Dann warf er das Fleisch hin, und beide gingen weg, worauf es von den Hunden, die um den Hölzen herum schwärzten, bald verzehrt wurde.

Gegen die Sonne und den Mond bezügten sie eine große Verehrung, und berechneten die Zeit sehr genau, um zu wissen, wenn Neumond, Vollmond, und andre gottesdienstliche Tage einfallen würden. Außerdem erkannten sie einen Gott im Himmel, größer als alle andre, Namens Abora, welchen sie anbeteten. Unser spanischer Verfasser versichert, der Teufel sei den Eingebohrten zuweilen in Gestalt eines kleinen Pubellhundes erschienen.

Die fürchteten sich außerordentlich vor Krankheiten, so daß wenn jemand von ihnen krank wurde, er seine Freunde und Verwandten kommen ließ, und zu ihnen sagte: »Baskanquare,« das heißt: »Ich wünsche zu sterben.« Sie trugen ihn darauf in eine Höle, legten ihn auf ein Bett von Ziegelfelsen, sahnen einen Krug mit Milch neben ihn, schlossen dann den Eingang der Höle zu, und ließen ihn so ganz allein

allein sterben. Sie begruben ihre Toten in Hölen, und legten immer Ziegenfelle unter sie, weil sie es für unschicklich hielten, daß ein Leichnam die Erde berührte.

### Sechster Abschnitt.

#### Alte Einwohner der Insel Teneriffa.

Die Eingebornen dieser Insel waren überhaupt von mittlerer Statur. Die Bewohner der nördlichen Seite waren viel weißer, und hatten ein helleres Haar, als die Bewohner der südlichen Gegenden.

Kurz vor der Eroberung der Insel (um 1493) hatten sie einen König, Namens Gezenuria, welcher die ganze Insel beherrschte. Er hatte neun Söhne, die nach dem Tode ihres Vaters das Reich gleich unter sich theilten, so daß die Insel auf neun Königreichen bestand. Acht derselben huldigten dem Zamorat, dem ältesten der Brüder, welcher der mächtigste war; denn er besaß den reichsten und fruchtbarsten Theil der Insel, worinne er siebentausend freibare Leute aufbringen konnte. Die königliche Würde hing in ihrer Sprache

Dies-

Nuebacht, und beruhte auf der Wahl. Im Sommer wohnte der König auf den Bergen, im Winter aber an der Seeküste. Wenn er seine Residenz veränderte, oder sonst von einem Orte zum andern reiste, versammelten sich die Meisterscen seiner Kunst, und trugen ihm einen Scepter und eine Lanze, mit einer Art von Flagge an der Spitze, vor, um dadurch allen, die sich auf dem Wege befinden mögten, die Annäherung des Königs lund zu thun, damit sie ihm die gewöhnliche Huldigung erweisen könnten. Diese bestand darin, daß man sich vor ihm zur Erde niederwarf, mit dem Zipsel seines Kleides den Staub von seinen Füßen abwischte, und sie küsste.

Der König war ältesten verbunden; eine Person von gleichem Stande mit ihm zu heirathen; fand sich aber eine solche nicht, so nahm er seine eigne Schwester zur Gemahlin, weil es ihm nicht erlaubt war, seine Familie durch Vermischung mit unedelrn Geblüte zu erniedrigen.

Die Eingeborenen erkannten einen Gott, welchen sie Achquarre genannten, Achoren und Achamak nannten, welches so viel heißtt, als

Erhalter des Himmels und der Erde. Sie  
gaben ihm auch die Namen, Achuhuiabau,  
Achuhukana und Aguayaterar, das heisst:  
der Große, der Erhabene, und der Erhalter  
aller Dinge.

Wenn sie durch Mangel an Negen oder auf  
andere Art in grosse Noth kamen, so versam-  
melten sie sich, an gewissen besonders dazu be-  
stimmten Ortern, mit ihren Kindern und Her-  
den, setzten sich mit ihren Kindern in einem  
Kreise auf die Erde, und heulten und weinten  
ausser beweglichste, wobei zugleich ihre Herden  
aus Mangel an Futter ein grosses Geblocke  
machten; denn sowohl Menschen als Vieh  
mussten in solchen Fällen das strengste Fasten  
beobachten.

Kein Mann durfte mehr als eine Frau neh-  
men, und sie heiratheten ohne alle Rücksicht  
auf Verwandtschaft, Mütter und Schwestern  
allein aufgenommen. Sie konnten ihre Frauen  
verstoßen, wenn es ihnen beliebte, aber die  
Kinder solcher verstoßenen Frauen wurden für  
bastarde gehalten, und konnten ihres Vaters  
Güter nicht erben. Wenn eine Mannsperson  
einein Frauenzimmer allein auf dem Wege oder

an einem einsamen Orte begegnete, so durfte er sie nicht ansehen, oder mit ihr sprechen, wofür sie ihn nicht zuerst anredete, oder ihn um etwas fragte; sondern er musste ihr aus dem Wege gehen. Begegnete er ihr mit Wörtern oder auf eine andre Art ungebühtlich, so wurde er hart gestraft. Wenn ihre Kinder gut Welt kamen, so wurden sie von Jungfrauen, die zu diesem Geschäfte besonders bestimmt waren, und nie heirathen durften, mit Wasser gewaschen.

Die Männer trugen Mäntel von Ziegenfellen, mit Butter jubereitet und geschmeidig gemacht. Die Mäntel der Frauen waren länger, und reichten ihnen bis auf die Füße; sie trugen auch einen Rock von den nämlichen Fellen darunter. Beyde Geschlechter beschmier-ten sich oft den Leib mit Schaffette, indem sie besonders mager waren, und eine sehr trockne Haut hatten. Ihre Sprache wich von der Sprache der andern Inseln gänzlich ab, und war sehr guttural. Sie hatten kein Eisen oder anderes Metall, und statt der Instrumente aus diesem Metalle, bedienten sie sich eines schwatzen harten Steines, der scharf geschliffen und

so gesetzt war, daß man Schafe damit schlachten, Bauholz damit fällen und bearbeiten konnte, u. s. w.

Sie hatten oft Streitigkeiten unter einander wegen ihrer Herden und Weiden, die sich gewöhnlich durch einen Krieg endigten. Ihre Waffen waren Wurfseile, von schwarzen Läufen gemacht, und gleich denen in Grosslana-ria vorn scharf zugespitzt und im Feuer gehärtet. Sie hatten auch eine Art von sehr scharfem Speere, welchen sie Anepa nannten, und sie waren so geschickt im Werfen dieser Waffen, daß sie fast nie ihr Ziel verfehlten. Wenn ein Feind sich näherte, so setzten sie das Land dadurch in Flammen, daß sie einen Rauch machten, oder piffen, welches dann der eine nach dem andern wiederholte. Dieses letztere ist noch unter ihnen gebräuchlich, und ihr Pfeifen ist so durchdringend, daß man es unglaublich weit hören kann.

Alle Einwohner dieser Insel waren in drei Klassen abgetheilt, nämlich in hohem Adel, niedern Adel, und Bauern. Die ersten hießen Alchimisten, das ist, von des Königs Hause oder Familie; denn ein König hieß in ihrer Spra-

che

Sprache Menschen, wenn sie ihn aber antreben, so nannten sie ihn Quevchintia, das ist; Eure Heiligkeit. Die zweyte Klasse hieß Cihciquito, und die dritte, Achikarnay. Sie glaubten, Gott habe sie aus Erde und Wasser geschaffen, eben so viel Frauen als Männer gemacht, und ihnen Vieh und alles Nöthige zum Unterhalte gegeben. Da es ihm aber nachher geschienen, daß ihrer zu wenig wären, habe er ihrer noch mehrere erschaffen, denen er aber nichts gegeben; und als sie ihm um Herden von Ziegen und Schafen gebeten hätten, habe er zu ihnen gesagt, sie sollten hingehen, und den andern dienen, die ihnen dafür ihren Unterhalt geben würden. Von diesen also, sagen sie, stammen die Achikarnay oder Dienstleute.

Sie hatten die Gewohnheit, daß in der Höle oder dem Hause, werin Mann und Frau zusammen schlafen, kein anderer schlafen durfte. Sie lagen nicht zusammen, sondern jedes hatte sein besonderes Bett in dem nämlichen Hause oder Höle. Diese Betten bestanden aus Kräutern oder Gras, mit Ziegenfellen bedeckt, die sehr sauber zubereitet und zusammen genäht



het waren: ihre Überdecken waren von eben solchen Fellen. Es gab unter ihnen Künstler, welche die Ziegenfelle bereiteten, und ihre Kleider machten, Töpfer, welche irgende Gefäße verfertigten; und Zinnierleute, welche Holz verarbeiteten. Diese bezahlte man für ihre Arbeit mit Fleisch, Bierse oder Wurzeln. Die Eingeborenen von Temerissa waren sehr sauber und reinlich. Sie wuschen sich Hände und Gesicht, so oft sie vom Schlaf aufstanden, eber sich zum Essen niedersetzten, oder gegessen hatten. Ihre Speise war Schaf- und Ziegenfleisch, gebraten oder gekocht. Dies essen sie allein, und nicht, wie die Europäer, mit Brot oder Wurzeln. Sie essen auch Gerstenmehl geröstet, und mit Butter und Milch zugerichtet. Wenn sie gegessen hatten, tranken sie nicht eher, als eine halbe Stunde nachher, weil sie glaubten, daß kaltes Wasser, gleich auf warme Speisen getrunken, ihnen die Zähne verderbe. Sie hatten kein andrer Vieh, als Schafe und Ziegen. Ihr Getreide war Weizen und Bierse: den ersten nannten sie Triguen, die krgte.

leichtere Taro. Ein Schaf nannten sie Una,  
und eine Ziege Ura.

Die Männer bearbeiteten den Boden, indem  
sie ihn mit hölzernen Karren umhackten, und  
die Weiber säetem den Samen. Ihre Saiszeit  
war im Monat August, welchen sie Venesmee  
nannten. Sie hatten Bohnen und Erbsen  
oder Bicken, und alles dies nannten sie Ha-  
ccheli. Milch nannten sie Ahos, Butter Oche,  
und Syrup, den sie von Melanes machten,  
Chacerquen. Sie machten diesen auf folgen-  
de Art. Wenn die Melanes reif waren, so  
legten sie sie drei oder vier Tage an die Son-  
ne, mahlten sie dann, und kochten sie im Wasser,  
bis dies fast ganz ausgedünnt war. Dann  
seigten sie das übrige durch eine Art Sieb von  
Binsen, und bewahrten es auf, als eine Arz-  
ney gegen Durchlauf und Seitenstechen, wel-  
che Krankheiten sehr gemein auf dieser Insel  
waren. Fühlten sie heftige Schmerzen, so  
ließen sie Blut aus den leidenden Theilen mit  
Panzetten, die von scharfen Steinen gemacht  
waren.

Ihre Kriege betrafen gemeinlich die Grän-  
zen ihrer Ländereien und Bichipiden.



Weiber begleiteten sie in den Krieg mit Lebensmittel, und so bald einer von den Männern gesödtet wurde, trugen sie ihn weg, und begruben ihn in einer Höle. Wenn jemand starb, so bewahrten sie den Leichnam folgendermaß auf. Erst trugen sie ihn in eine Höle, und legten ihn auf einen flachen Stein, wo sie ihn öffneten, und die Eingeweide heraus nahmen. Dann wuschen sie ihm zweymal des Tages die porösen Theile, nämlich die Armpitzen, hinter den Ohren, die Weiche an der Scham, zwischen den Fingern und den Waden, mit kaltem Wasser. Nachdem sie ihn hinlänglich gewaschen hatten, beschmierten sie diese Theile mit Schafbutter, und bestreuten sie mit einem Pulver von dem Staube vermeideter Fichten und eines Gerücks, welches die Spanier Bressos nennen, nebst dem Pulver von Gingstein. Dann ließen sie den Leichnam liegen, bis er vollkommen trocken war, da denn die Verwandten des Verstorbenen kamen, und ihn in bereitete Schaf- oder Ziegenfelle einwickelten. Nachdem sie alles mit starken ledernen Kneifen fest zugeschnürt hatten, legten sie ihn in die Höle, die der Verstorbene zu seinem Begräbnisse bestimmte hatte, ohne alle Bedeckung. Der

Kd.

König durfte nirgends anders, als in der Höle seiner Vorfahren begraben werden, wozin die Leichname so gestellt waren, daß man sie wieder erkennen könnte. Dies Geschäft ward nur von besonders dazu bestimmten Personen verrichtet; die Männer aber wurden von Männern, und die Frauen von Frauen einbalsamirt. Während der Zeit, daß es geschah, bewachten sie die Leichname sehr genau, damit sie nicht von den Raben gefressen würden. Der Mann oder die Frau des Verstorbenen brachte den Hühnern unterdessen zu essen, und wartete ihnen auf.

(Der englische Herausgeber merkt hierbei an, daß man vor nicht gar langer Zeit zwei solcher einbalsamirten Leichname in einer Höle gefunden hätte, die unbeschädigt und so leich wie Kost, aber noch ganz frisch, und ohne allen widerigen Geruch gewesen. Ihre Haare, Zähne und Kleider waren gleichfalls ganz unverdorben gewesen. Er selbst habe vor einigen Jahren zwei Eingeborne von Teneriffa in eine dieser Hölen, die fast unzugänglich waren, steigen lassen, um zu sehen, ob sie seine solcher Leichname finden könnten; sie hät-



seit ihm auch einige Knochen, Stücken von Zähnen gesessen, und einen Schädel mit etwas Haar bewachsen, welcher schwarz und dünne gewesen, herausgebracht, und die Felle wären noch ganz frisch und mit Haaren bedeckt gewesen.)  
Ihre Art Gericht zu halten war folgende. Sie suchten irgend eine geräumige Ebene in der Insel aus, und setzten in die Mitte derselben einen breiten und hohen vierseitigen Stein und zu jeder Seite verschiedene andre, die nicht so gross und hoch waren. An dem bestimmten Tage des Gerichts sah sich der König, der immer in diesen Fällen zugegen war, auf den hohen Stein, und die vornehmsten Justizien des Districts nach der Ordnung ihres Alters auf die kleineren, und so hörten sie die Streitsachen an, und füllten ihr Urtheil. Ward jemand zur Leibesstrafe verurtheilt, so legte man ihn platt auf den Boden, der König übergab einem Unwesenden den Stab oder Ceepter, den er immer bey sich führte, befahl ihm, dem Verbrecher so viel Streiche damit zu geben, als er nach Beschaffenheit des Verbrechens für gut fand, und ließ ihn dann aus seiner Gegenwart entfernen. Hatte jemand einen Mord

Werd begangen, so nahm der König ihm sein Vieh und seine Güter weg, gab sie den Verwandten des Ermordeten, und verbannte den Mörder aus seinem Districte; zugleich aber nahm er ihn unter seinen Schutz, damit die Freunde und Verwandten des Ermordeten ihm nichts zu Leide thäten. Sie strafsten sie irgend einen Menschen mit dem Tode; denn sie sagten, es komme nur Gott allein zu, das Leben zu nehmen, welches er gegeben hätte.

Die Eingebornen dieser Insel beteten keine Götzen an; hatten auch keine Bilder der Gottheit. Außer den bereits angeführten Namen Gottes, nannten sie ihn auch Guaratari, das ist: Besitzer der Welt, und Utchuaychafunatumani, das ist: Besitzer des Himmels; denn Neuman heißt in ihrer Sprache, der Himmel. Nach der Eroberung ihrer Insel nannten sie die Jungfrau Maria, Utmauerquayaritari, Mutter des Besitzers der Welt.

Sie hatten die Gewohnheit, daß, wenn jemand zu einem andern gehen wollte, er nicht gleich ins Haus gieng, sondern sich auf einen



einen Stein vor der Thür setzte, und da so lange pfiff oder sang, bis jemand heraus kam, und ihn herein nöthigte. Wer diese Ceremonie nicht beobachtete, sondern uneingeladen in eines andern Hauses gieng, wurde gewiß bestraft, denn man hielt dies für eine große Geschimpfung.

Sie hatten eine wunderbare Fertigkeit, ihre Schafe und Ziegen zu zählen, wenn sie unordentlich durch einander aus der Hürde gingen, ohne nur ihre Lippen zu regen, oder mit den Fingern darauf zu weisen.



Aus der allgemeinen Historie der Reisen zu  
Wasser und zu Lande, dritter Band S. 595  
und ff. und vierter Band S. 1 und ff., wo  
die Verfasser derselben eine Beschreibung von  
Quinta aus verschiedenen Nachrichten zusam-  
men getragen haben.



## Einwohner von Guinea.

### Erster Abschnitt.

#### Einwohner auf dem Vorgebirge Monte.

Dies Vorgebirge liegt in sechs Graden zwanzig und vierzig Minuten nördlicher Breite.

**D**ie Bewohner des gesunden, fruchtbaren und anmuthigen Vorgebirges Monte sind sehr artig, gesittet, gesellig, redlich, ohne Eigennutz und arbeitsam. Ihre vornehmsten Beschäftigungen sind, daß sie Reiß pflanzen und Salz steben, welches beydes sie für den König, als dessen Claven, thun müssen. Sie führen selten Krieg mit ihren Nachbarn, und vergleichen einen entstehenden Zwist gütlich. Jeder Mann heirathet so viel Frauen, als er erhalten kann: und weil die Frauen hier fleißig arbeiten, so kostet es nicht viel, sie zu ernähren. Sie leben sehr einig, und scheinen über die Grenzen, welche sie sich mit andern Männern nehmen, nicht sehr missvergnügt zu seyn. Alle Regierungsgesächen werden durch die Kabeschiren,



schirten, die nach ihrer Erfahrung über Heilig-  
haftigkeit die Vornehmsten in der Stadt sind,  
ausgemacht.

Die Kinder von beyden Geschlechtern gehen  
ganz nackend bis ins zweyzehnte oder vierzehn-  
te Jahr, und haben nur Gürtel von Kristall  
oder Glaskugelchen um den Unterleib. Nach  
der Zeit tragen die Mannspersonen von eini-  
gem Stande nur ein Stück Rattun, aber die  
Gemeinen gehen nackend. Niemand als der  
König mit seinen Haupteleuten und Offizieren  
ist bekleidet. Die Mädchern und schlechten  
Frauenpersonen haben Gürtel von Grase oder  
Palmbüllern, die sie roth oder gelb färben.  
Diese Gürtel sind sehr dick, und bedecken sie  
vom Unterleibe bis auf die Knie. Die Reis-  
chen haben eine oder zwey Wagnes, welche sie  
vom Wagen bis auf das dicke Bein bedecken.  
Sie tragen Halsbänder aus verschiedenen  
Schnüren zusammen gesetzt, auch Armbänder  
von Glaskorallen, an den Armen, Ellbogen  
und Fersen, woran einige silberne Glöckchen  
hängen, die, wenn sie tanzen, ein angeneh-  
mes Getöne machen. Sie lieben die Tänze,  
und die Nachahmung der europäischen Tänze  
sicht. Das Frauengutthier ist hier überhaupt  
feuscher

feuscher und eingezogener, als sonst bey den Schwarzen, und die Männer sind auch eisernfichtiger.

Eine Kleidung, welche beyde Geschlechter tragen, nennt sie die Tomi. Die Frauenversionen binden sie um die Hüften, die Männer aber etwas tiefer. Beyde Geschlechter wickeln die wolligsten Haare auf ihrem Kopfe in Socken mit Golde und Steinen auf, und verwenden darauf viel Zeit und Nachdenken.

Die Frauenjünger sind große Liebhaberinnen von dem, was sie Hetischen nennen, und wodurch sie die Männer an sich zu ziehen glauben. Sie machen sich einen Streif von rother, weißer oder gelber Feuchtigkeit um die Stirne, der, weil er dünn ist, in parte trockne geht, ehe er trocknet. Andere machen darmit Kreise um ihre Arme und Leiber, und gefallen auf diese Art.

Der Männer Zierath besteht in Ringen und die Arme und Fersen von Metall, Kupfer, Zinn oder Eßsenbein. Eben Bergleichen tragen sie auch an den Fingern und an den Zehen, nebst einem Halsbande von Aßenzähnen und elsenbeinernen Nageln mit beceten Knöpfen in den Ohren. Die meisten von ihnen haben eine



oder mehrere dieser Zierathen, und suchen darin einander zu übertreffen.

Ihre Häuser sind, wie die der Schwarzen an der Sanoga, gebauet, sie werden aber sehr reinlich gehalten. Des Königs und der Vornehmsten ihre sind lang, manche zwey Stockwerke hoch, mit einer gewölbten Decke von Nesten oder Palmblättern, die so dicht sind, daß Regen oder Sonne nicht durchdringen können. Sie theilen solche in verschiebene Zimmer. Der Eingang, welcher ihr Audienzsaal und Esplatz ist, hat rund hrrum einen Sopha von Erde oder Leimen, der sich etwa einen Fuß hoch über den Boden erhebt, und fünf bis sechs Fuß breit ist. Diese Bank bedecken sie mit feinen Matten von Grase oder Palmblättern, die auf mancherley Art gefärbt sind, sehr schön aussehen, und lange Zeit halten. Die Grossen und Reichen bringen hier die meiste Zeit zu. Da liegen sie mit dem halben Leibe und mit dem Kopfe an ihrer Grauen Busen, rauchen, schwazzen, und trinken Palmwein. Ihre Schlafkammer stößt gleich daran. Hier haben sie einen Sopha, worauf sie Matten legen, die dicker als die vorerwähnten sind. Diese dienen ihnen anstatt der Betten, und sie umge-

umgeben solche mit zusammen gehäfeten Paganen oder gedruckter Leinwand, wie mit Vorhängen. Ihre Rüchen sind allemal von den Wohnhäusern abgesondert, und sehr reinlich.

Auf dem Wasser fahren sie in Kanoes, welche aus einem einzigen Wollenbaum gemacht sind. Einige haben acht bis zehn Fuß Breite, und führen bey zwanzig Rudeter. Die Schwarzen rudern alle vorwärts stehend; sie schlagen mit großer Geschicklichkeit zusammen, und singen, als zu einer großen Ehrenbezeugung, allemal, wenn sie einen Rabeschitz führen.

Ihre Sprache ist, da sie nichts von Künsten u. s. f. wissen, auf wenig Worte, die ihre Nothwendigkeiten ausdrücken, eingeschränkt. Wenn man weiter fortreiset, so verändert sie sich etwas. Ihre Gesänge sind nur eine hundertmalige Wiederholung von sechs Wörtern.

Die Religion ist hier, so wie auf der ganzen Küste, wo sich der muhammedanische Glaube noch nicht ausgebreitet hat, eine Vermischung von Übergläuben, Abgötterey und Unwissenheit. Sie fürchten sich sehr vor dem Teufel, und beten ihn an, ohne ihn zu lieben, eder für einen Gott zu erkennen.



## zweyter Abschnitt.

### Einwohner auf dem Vorgebirge Mefurado.

Die Einwohner auf dem Vorgebirge Mefurado, das sechzehn Seemeilen von dem Vorgebirge Monte entfernt liegt, sind von einer guten Statur, wohl gewachsen und stark, haben ein kriegerisches Ansehen, und sind sehr tapfer. Sie sind ein verständiges Volk, denken richtig, drücken sich wohl aus, und verstehen ihren Vortheil sehr wohl. Die holländischen, englischen und portugiesischen Schriftsteller beschreiben sie als trenlos, listig, rathgierig und im höchsten Grade grausam. Gleichwohl versichert auch ein Engländer, sie wären höflich und leutselig, aber dabei großes Getüller, selbst den König und seine Kaboschen nicht ausgenommen.

Sie bauen ihr Land sorgfältig, und thun alles mit Nachdenken und Ordnung. Wenn es ihnen einfällt zu arbeiten; so sind sie unermüdet. In der Freundschaft sind sie sehr beständig, und was ihre Frauen betrifft, sehr eifersüchtig. Wegen ihrer Töchter machen sie sich

sich nicht so viel Bedenken; sondern geben ihnen völlige Freyheit zu leben, wie sie wollen, welches sie auch nicht verhindert, Männer zu bekommen. Der Liebhaber ist es vielmehr wohl zufrieden, daß seine Braut Proben ihrer Fruchtbarkeit abgelegt, und durch Lustheilung ihrer Gewogenheit einen Schatz gesammelt hat. Denn dadurch wird ihm das wieder ersehnt, was er ihren Eltern geben müssen. Sie lieben ihre Kinder ungemein, und es ist ein sicherer Weg, sich bey ihnen in Gunst zu setzen, wenn man diesen Liebkoset, und ihnen kleine Geschenke macht.

Ihre Kleidung, ihr Woch und ihre Früchte sind wie an dem Vorgebirge Monte. Der Frauenzimmer Fuß ist wie zu St. Jago. Ihre Kaboschiren tragen eine gestreifte Ruppe, die ihnen bis an die Knie geht, und wenn sie einen alten Hut bekommen können; so thun sie sehr stolz damit.

Ihre Waffen sind Lanzen, etwa fünf Fuß lang, mit spitzigem Eisen beschlagen, kleine Bogen und Pfeile, die meistens am Ende mit einer schwarzen Materie vergiftet sind, die unschätzbar tödtet, so bald sie das Blut berühret, wenn das vergiftete Glied nicht gleich abge-



schnitten wird. Ihre Pfeile haben keine Eisenspitzen noch Federn, sie schießen auch damit nicht nach einem Ziele, sondern aufs Gerathewohl, und kommen doch nahe genug dahin, wohin sie wollen. Sie haben auch viertheilige Schilder von dünnen Brettern, etwa vier Fuß lang und zwey Breit, mit Handgriffen inwendig, um sie an ihren linken Arm zu hängen; doch so, daß die Hand zur Führung des Bogens frei bleibt.

Das Land ist sehr vollstreich. Die Dörfer sind groß und voll Kinder, weil die Frauen fruchtbar sind, und die Vielverirrten verstattet ist. Außerdem wird auch niemand, als nur die Verbrecher, zu Sklaven verkauft.

Zwo Meilen von dem Vorgebirge sind drey sehr schöne Dörfer. Jedes hat zwanzig Häuser, die auf der Spitze wie die Hausschoben in Holland gedeckt sind. In jedem Hause wohnen gemeinlich funfzig bis sechzig Männer, Frauen und Kinder, alle unter einander.

Obgleich die Schwarzen in ihren Gebäuden nicht viel Symmetrie beobachten, so sind doch ihre Dörfer sehr angenehm. Sie sind meistens mit Erdmauern umgeben, die viel höher und dicker sind, als die um ihre Häuser. Sie sind

find mit einem Graben umringt, aus welchem die Erde genommen wird. Des Königs Haus unterscheidet sich von den übrigen nur durch die Menge und Größe der Abtheilungen, und eine große Audienzhalle, wo er frembe annimmt.

Mitten in jedem Dorfe ist eine Art von Bühne, ohngefähr sechs Fuß über dem Boden etwas erhoben, wohin man auf Leitern hinaufsteigt. Man nennt sie den Kalde oder den Versammlungsplatz. Boden und Dach ist wie in ihren Häusern. Sie kommen hier wegen aller ihrer Geschäfte zusammen, so daß es eine Art von Börse, oder vielmehr von Kassenhaus ist. Die Reüfigen gehen hieher zu schmauchchen und zu schwatzen, die Staatsleute um Neigkeiten zu hören. Den Reichen werden ihre Matten, sich niederzusezen, durch Claven nachgetragen, andre tragen sie selbst, und noch andre mieteten sie von des Königs Beamten, die auf den Platz nicht haben.

Mitten in des Königs Stadt, Andrea, ist eine Versammlungshalle, wo man zusammen kommt, Sachen anzuhören, Recht zu sprechen, und Staatsachen abzurufen. Der Boden ist von Erde, etwa vier Fuß über dem Grunde



erhoben, und darüber ist ein zirkelrundes Gebäude, welches auf Pfosten ruhet, und mit Palmästen bedeckt ist. Zwischen dem Hause und dem Grunde ist es nach allen Seiten zu öffnen, damit es Licht und Lufst habe, und hat etwa zwölf Ellen im Durchmesser.

Die Stadt besteht aus etwa vierzig Häusern oder vielmehr elenden Hütten. Die Mauern sind von Erde oder in einander geflochtenen Zweigen, mit Erde überkleidet. Man kriecht durch Thüren oder Löcher, die nicht über zwey Fuß hoch sind, hinein, und findet eine Bank von Erde etwa zwey Fuß vom Boden, die mit einer darauf gelegten Matte statt eines Bettes dient. Heuer machen sie selten, außer in der Regenzeit, und alsdann mitten im Hause. Sie machen sehr feine Matten, und wirken artige Figuren roth und weiß hinein.

Ihre Häuser sind sehr reinlich, und die Küchen mit dem Boden eben, auf der Seite, wo der Wind am meistten hinzukommt, offen, und auf den drei andern mit Pfälzen, die mit rother Erde ausgefüllt sind, zugeschlossen. Diese Häuser sind den Marktschreyerbühnen in Europa sehr ähnlich.

Die Vorderseite ist offen, und der Boden hat vorne einen Platz von fünf bis sechs Fuß breit, wo die Schwarzen den Tag auf Matten mit ihren Frauen und ihrer Familie zu bringen. Die Mauern dieser Zinne sind von rother Erde, etwa einen Fuß dick. Die Decke erhebt sich wie bey einem Zelte, und ist mit Zweigen oder Palmblättern gemacht. Zur Rechten und Linken sind zwei Bänke, einen Fuß hoch und vier breit, worauf sie einen Fuß dicke Matten legen, die sie mit Rattan oder Galito bedecken, und mit dergleichen Verhängen umgeben.

Der Boden besteht aus großen und runden Balken, die hart an einander gelegt, und in verschiedenen Orten zwischen den Querbäumen, welche sie tragen, stark befestigt sind. Sie bedecken diese Balken mit dichten Hürden, worüber sie dicke rothe Erde wohl schlagen, und daraus entsteht ein starker fester Boden, den ihre Frauen sehr reinlich halten. In der Mitte machen sie etwa sechs Zoll hoch eine Erhöhung von zwey Fuß ins Gevierte, auf der sie Tag und Nacht ein beständiges Feuer unterhalten, den Tag zu rauden, des Nachts die Fliegen weg zu treiben, und sich vor der Kälte



und Feuchtigkeit der Luft zu verwahren. Dieser Kammern giebt es so viel, als der Mann Weiber hat, bey denen er nach der Reihe schläft. Ihre Größe richtet sich nach der Zahl jeder Familie. Die Frau, bey der der Mann die Racht zu bringen will, hält seine Abendmahlzeit fertig.

Außer diesen Kammern oder Häusern haben sie noch besondere Plätze, ihren Vorrath von Meiß, Mais, Hülsenfrüchten, Palmöl, Brattwein, und andre Nothwendigkeiten aufzuhaben. Diese sind rund wie Taubenhäuser, mit einem spitzen Dache. Es liegen Schloßer davor, wozu der Hausrath die Schlüssel in Verwahrung hat, und täglich oder wöchentlich so viel austheilet, als et zum Unterhalte jeder Familie für nöthig hält. Bey allem diesen leben die Frauen in Frieden. Den Tag ausgenommen, da sie den Mann zu Hause erwarten, bringen sie ihre Zeit mit Arbeiten zu Hause oder auswärts, und mit Besorgung ihrer Kinder zu. Alle Häuser, welche einer Person zugehören, sind mit einer Erdmauer, sieben bis acht Fuß hoch, eingeschlossen, und mit einem Dache von Zweigen oder Palmblättern bedeckt.

Ihre

Ihre Religion ist eine verwirrte Abgötterey; wobei sie ihre Gottheiten der Fetiche oft verändern. Ihre Unbetung der Sonne ist beständiger. Sie opfern derselben Palmwein, Früchte und Vögel. Normalerweise opferten sie auch Menschen; aber seitdem sie den Vortheil entdeckt haben, ihre Kriegsgefangenen an die Fremden zu verkaufen, hat diese Gewohnheit aufgehört. Ein großer Priester thut diese Opfer, und hat nebst dem Könige das Beste davon; das übrige bekommt das Volk. Die muhammedanische Religion hat nie hier Fuß gesetzt.

### Dritter Abschnitt.

Einwohner der inländischen Länder, besonders die Quojaer.

**S**ie Schwarzen sind überhaupt sehr neil, welches Krankheiten verursacht, und ihr Leben verkürzt. Sie lieben starke Getränke sehr, besonders Branntwein, wenn er ihnen gegeben wird, selten aber kaufen sie ihn. Die Frauenspersonen bedienen sich gewisser aus Kräutern und Linden gemachter Getränke, um lästige



lasterhafte Begierden zu erregen. Inbessen sind die Leute in diesen Gegenden sonst wohl gesittet, und von einem guten Umgange, vergießen auch nicht leicht Blut, wo sie nicht aufgebracht werden.

Sie leben in großer Einigkeit und Freundschaft, und sind bereit, einander im Nothfalle mit Kleidern und Lebensmitteln beyzustehen, auch sich damit und mit Slaven oder andern Dingen von Werthe zu beschulen. Wenn jemand stirbt, und nicht genug hinterläßt, daß er begraben werden kann; so tragen seine Freunde die Unkosten. Sie pflegen sich zwar nicht einander selbst zu bestehlen, machen sich aber darüber bey Fremden kein Bedenken.

Die Vielweiberen ist hier auch, wie in andern Ländern der Schwarzen, gewöhnlich. Die erste Frau, welche Masilmah heißt, hat den Vorzug vor den übrigen. Der Bräutigam macht der Braut dreyerley Geschenke; nämlich Ketallen, Pagnes oder Zeuge, und eine Kiste, um ihre Sachen darin aufzuhoben. Nebendich giebt er ihr auch noch einen metallenen Kessel, ein Becken, eber, nach Beschaffenheit ihres Standes, einen Slaven. Der Braut Vater schickt ein Geschenk von einem oder ein paar Esla-

Elaven, zwei Kuttten, einem Röther voll Pfeile, einen Säbel und Behrgehenke, und drey oder vier Fässer Reiß. Der Mann ernähret die Knaben, die Frau die Mädchen. Sie machen sich kein Bedenken, Frauenpersonen zu heirathen, die ihre Jungfertshaft verloren haben, wenn sie nur reich sind. Diese Schwarzen enthalten sich sowohl, als die von der Gambia, ihrer Frauen, so bald sie schwanger zu seyn scheinen.

Zehn Tage nach der Geburt legen sie ihren Kindern den Namen bey. An dem Tage, da der Knabe den Namen erhält, geht der Vater, in Begleitung seiner Haussgenossen, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, lärmend und singend in der Stadt herum, und die Einwohner, wo er vorbey geht, gesellen sich mit musikalischen Instrumenten zu ihm. Darauf nimmt der, welcher zu der Ceremonie bestimmt ist, das Kind von der Mutter, legt es mitten in der Versammlung auf ein Schild, und giebt ihm einen Bogen in die Hand. Nach diesem hält er eine lange Rede hieben an das Volk, schreit sich alsdann zu dem Kinder, und wünschet, daß es, wie sein Vater, arbeitsam, gastfrey, ein guter Baumeister und Hausherr seyn.



seyn möge; seines Nachbars Frau nicht begehen, kein Trunkenbold, Verschwender, u. s. f. seyn solle. Hierauf hebt er das Kind auf, giebt ihm den Namen, und überreicht es seiner Mutter oder Edugamme. Die Gesellschaft trennt sich sodann, und die Männer gehen auf die Jagd, oder Palmwein zu zapfen. Nachmittags kommen sie wieder in der Stadt zusammen, wo des Kindes Mutter das Gefangene mit Reiß kocht, und sie bis in die Nacht schmausen.

Wenn ein Mädchen den Namen erhalten soll; so bringt die Mutter oder Edugamme das Kind dahin, wo die meisten Leute des Fleidens versammelt sind, legt es auf eine Matte auf die Erde, mit einem kleinen Stabe in die Hand, und vermahnt es, eine gute Hausmutter und Köchin, reinlich, feusch, und eine gute Hausfrau zu seyn; damit ihr Ehemann sie über alle seine andern Frauen lieben, und sie ihn auf die Jagd begleiten möge. Nach Endigung dieser Wünsche wird ihr der Name beigelegt.

Der älteste Sohn erbtt alle Güter, Frauen und Rebsfrauen des Versterbenden: und wenn jemand ohne Familie stirbt; so fällt alles auf seinen

seinen jüngern Brüder, wenn einer verhängt ist. Die andern Kinder versorgt der Vater ordentlich bey seinen Lebzeiten, damit sie nach seinem Tode nicht in Armut gerathen. Stirbt aber ein Mann ohne Sohne, so ist seines Bruders Sohn sein nächster Erbe, ob der Verstorbene gleich Tochter hätte; und wenn kein Mann in der Familie übrig bleibt, so bleibt der König sein nächster Erbe, muß aber alle zurück gelassene Töchter versorgen.

Menschen und Thiere werden hier von vielen in Europa unbekannten Krankheiten gequält. Die Masern rausen sehr. Der Blutsaug richtet die Schwarzen häufig, nach Verluste alles ihres Blutes, hin. Sie glauben, daß ihn die Zauberer zuwege bringen. Die Pocken wüteten nicht weniger. Sie sind auch mit Krebsgeschwüren geplagt, die ihnen Nase, Lippen, Arme und Beine wegessen. Kopfschuh und Zahnschuh haben sie auch häufig.

Die Schwarzen durch das ganze Land, um Sierra Leonne und in Duejo, sind einem gewaltigen Aufschwelen des Hodenbeutels unterworfen, welches ungemein schmerhaft ist, und allen Genug des andern Geschlechts, auch das Gehen, verhindert. Die Leute von Zolgia



gia und Honde sind mit dieser Krankheit nicht so sehr geplagt, und sie ist anderswo völlig unbekannt.

Der Feldbau ist die vornehmste Beschäftigung der Schwarzen hier herum; denn sie sind der Handlung nicht sehr ergeben. Sie haben wenig Slaven zu verlaufen, und die große Menge der europäischen Schiffe, die längst ihren Küsten vorbeizegeln, erschöpft gar bald die Zähne, das Wachs, und das wenige Hartholz was sie haben.

Von dem Reiche, den sie bauen, bekommt der König den Zehnten. Zwischen den Enden beschäftigen sich die Duejaer mit Fischen, Jagen oder Bauen. Niemand darf ohne Erlaubnis des Königs Büffel jagen, und dieser bekommt davon die Hälfte, und von allem andern Wildprete den dritten Theil. Wasser-Elefanten gehören dem Könige über dem Oberhaupte völlig, und er glebt dem Jäger dafür, was ihm gut dünkt.

Die Fischer geben einen Theil ihres Fanges dem Priester des Belli, für die Seelen ihrer verstorbenen Unverwandten.

Die Häuser der Duejaer sind alle rund gebaut. Sie haben sowohl offene als befestigte

te Plätze. Die ersten sind zirkelrund gebauet, und mit Bäumen, die sehr dicht gepflanzt sind, eingefasst. Die befestigten haben vier Arten von Wallwerken, wodurch ein so enges und niedriges Thor in die Stadt geht, daß nur einer auf einmal durch kann. Ueber jedes Thor ist ein Schilderhaus von den Nesten eines Baumes. Diese Städte sind gleichfalls mit Pfählen von Weinpalmen umgeben, die lang sind, und von sehr hartem Holze sind, und an die Bäume, welche darum stehen, dergestalt befestigt sind, daß man nichts durch diese Umzäunung sehen kann. In gewissen Weiten aber sind enge Öffnungen, welche zu Schießlöchern dienen können. Die Straßen gehen kreuzweise von einem Wallwerke zum andern, und machen in der Mitte eine Art von Marktplatz. Alle Einwohner des öffnen Landes und der Gleden haben in den befestigten Plätzen Häuser, zu welchen sie bey einem feindlichen Einfalle ihre Zuflucht nehmen.

Die Flüsse in dem Lande der Quejatt sind durch die Wassersfälle und Sandbänke für Kanoes unbrauchbar. Daher haben sie eine Art von zusammen gebundenen Stäben, an deren jeder Seite ein Strick ist, der aus zusammen-



gewundenen Witzelit besteht, und dies wird querüber auf die Höhe von drey Fuß gezogen, um die Neisenden vor dem Fallen ins Wasser zu sichern.

Es giebt in diesen Gegendten verschiedene Sprachen. Die der Holgianer ist die zierlichste, und heißt daher die Herrensprache. Die Schwarzen, welche einige Urtigheit besitzen, reden sehr zierlich, und bedienen sich oft verblünter Redensarten, die sie wohl anbringen.

Sie scheilen den Tag nicht in Stunden, sondern erkennen mit, wenn es Mitternacht ist, an den fünf Sternen, die außer den Plejaden im Kopfe des Stiers erscheinen, und die sie des Herrn Sohn heißen.

Ihre Leichenbegängnisse sind im Hauptwerke wie bey andern Schwarzen, ob sie sich gleich in einigen Umständen und Zusätzen unterscheiden. Wenn der Körper wohl abgewaschen ist; sowickeln sie ihm das Haupthaar im Föden auf, und setzen ihn auf Pfosten ausgerichtet hin, mit den besten Kleidern angezogen, die er bey seinem Leben getragen hat, oder die ihm auch, wie gewöhnlich ist, nach dem Tode gegeben werden, mit einem Bogen in der einen, und dem Pfeile in der andern Hand.

Dic

Die nächsten Freunde halten alsdann eine ziemliche Weile eine Art von Scharmüsel mit ihren Bogen und Pfeilen. Darauf knien sie rund um den Leichnam herum, mit dem Rücken nach ihm zu gelehrt, und stellen sich an, als ob sie sehr aufgebracht wären, und schließen so ihre Pfeile rund in die Welt, um, wie sie sagen, damit auszudrücken, daß sie bereit sind, den Toten gegen einen jeden, der Unheil von ihm reden würde, oder an seinem Tode Theil haben möchte, zu rächen. Hierauf erwürgen sie einige Slaven des Verstorbenen, die zuvor mit den allerbesten Speisen sind bewirthet worden, um ihm in jener Welt zu dienen.

Während dieser Zeit unterhalten die Weiber die Witwe, werfen sich vor ihren Füßen nieder, und wiederholen oft die Worte: Wischet eure Thränen ab, oder: Trostet euch.

Sodann tragen zwey Leute den Leichnam auf einem Brett oder einer kleinen Leiter zu Grabe. Mit dem Körper werfen sie die erwürgten Weiber und Slaven, Matten, Kessel, Becken, und andre dem Verstorbenen zuständige Kleinigkeiten, hinein. Alles bedecken sie mit einer Matte, und hängen seine Was-



sen an eine Eisenstange, welche in einem Da-  
che befestigt ist, welches sie über das Grab  
zur Abhaltung des Regens machen. Eine  
lange Zeit hernach setzen sie täglich Speisen  
hin, um in der andern Welt davon zu essen.  
Wenn ein Weib begraben wird, so hängen sie  
anstatt der Waffen ihre Decken und holländi-  
sche Löffel an die Stange.

Alle von einer Familie, wenn sie auch an  
noch so entfernten Orten sterben, begraben sie  
zusammen. Die Begräbnissplätze sind meistens  
verlassene und wüste Städte. Sie erwärmen  
die Personen, welche mit den Vornehmnen be-  
graben werden, weil sie das Menschenblut für  
zu kostbar halten, als daß es sollte vergossen  
werden. Sie verrichten solches mit einem  
Stricke, den sie ihnen hinter den Rücken bin-  
den. Sie verbrennen auch in ihrer Gegen-  
wart die überbleibenden Speisen, mit denen  
sie bewirthet werden, weil sie solche für heilig  
halten. Aber diese barbarische Gewohnheit  
fängt an, sich zu verlieren; denn an den meis-  
ten Orten, wo sie im Schwange geht, ver-  
bergen die Leute ihre Kinder, so bald des Kön-  
igs Krankheit tödlich wird. Seine Bedien-  
te halten daher diese Gefahr mit aller Sorg-  
falt

falt geheim. Wenn die Versteckten wieder nach Hause kommen; so wirft man ihnen ihre Zaghaftigkeit auf daß härteste vor, welches bey ihnen die grösste Beschimpfung ist, und man sagt ihnen, wie schändlich es sey, daß sie mit ihrem Herrn oder Ehemanne nicht sterben wollen, dessen Brod sie doch gegessen haben.

Es wird auch von den nächsten Freunden eine Fasten, zehn Tage nach der Beerdigung bey Gemeinen, und dreysig Tage bey Vornehmen gehalten. Dijjenigen, welche diese Fassten halten, thun mit Aufhebung beyder Hände ein Gelübde, während der Zeit keinen Reiß zu essen, auch nichts zu trinsen, als was zu dieser Absicht in einem Loche in der Erde aufbewahret wird; ingleichen, sich des Umgangs mit ihren Frauen zu enthalten. Die Frauen hingegen geloben, sich diese Zeit über in nichts, als weiße und schwarze Luntzen zu kleiden, mit ungebundenen Haaren zu gehen, und auf dem bloßen Boden zu schlafen.

Wenn die Fasten vorbei ist, so heben die Büssenden wieder beyde Hände in die Höhe, anzugezeigen, daß sie alles genau erfüllt haben. Darauf gehen die Männer auf die Jagd, die Frauen kochen, was jene gesangen mitbrin-



gen, und alle schmausen zusammen haben. Endlich werden diejenigen, welche gefasst haben, mit einem Geschenke von einem Bettie, Kleide, Salz, einer Eisenstange, und dergleichen, fortgeschickt.

Das Ansehen der Quojaer über die Länder von Silm Balm und Bulmberre, die grösser und volkfreicher sind als ihr eignes, röhrt von ihrer guten Regierung her, die von weisen und vernünftigen Männern geführt wird. Sie erhalten ihre Unterthanen und Nachbarn in der Unwissenheit, wie klein ihr Land ist, und wie wenig es Einwohner hat, und lassen daher keinen durch ihr Land reisen. Dadurch nehmen sie zugleich mehreren Anteil an der Handlung. Sie dienen ihren Nachbarn als Unterhändler, und führen die Güter durch ihr Land, die die östlichen Schwarzen den westlichen, oder diese jenen schicken. Diejenigen, die nordwärts liegen, gehen mit den Quojaern eben so um, und lassen keine, als die sich unter ihrem Volke verheirathet haben, durch ihr Land zu den Völkerschaften reisen, die darüber hinaus liegen.

Obgleich die Quojaer dem Könige von Golgia unterworfen sind; so hat dieser Herr doch

ihrem

ihrem Könige den Titel Dondagh, den er selbst führet, ertheilet, und der König der Quojaer ertheilet ihn eben wieder dem Könige von Culmburte, der ihm, und nicht dem Könige der Folgiae, huldigt.

Dieser ertheilet den Titel Dondagh dem Könige der Quojaer folgendergestalt. Der letztere liegt flach auf dem Boden, die Folgiae wetzen etwas Erde auf seinen Rücken, und fragen ihn, was für ein Name ihm am besten gesäßt? Nachdem er das gesagt hat, rufen sie ihn laut aus, und sehn das Wort Dondagh mit dem Namen seines Landes hinzu. Darauf heißtt man den neuen Dondagh auftreten, beschenkt ihn mit einem Röther voll Pfeile, der auf seinen Rücken gehängt wird, und giebt ihm einen Bogen in die Hand, anzugeigen, daß er nun verbunden ist, das Land mit aller seiner Macht zu schützen. Nach diesem huldigt der König von Quoja dem Könige von Folgia, und giebt ihm ein anscheinlich Geschenk von Leinwand, metallnen Kesseln, Beden ic.

Der König von Quoja herrscht in seinem Lande ohne alle Einschränkung, und hält sehr fest über seine Vorrechte und sein Anschen. Er hat eine große Menge Frauen, die meist von



den benachbarten Ländern hergebracht werden. Wenn er öffentlich erscheint; so sitzt er auf einem Silde, anzuzeigen, daß er der Beschützer des Landes, der Anführer im Kriege, und der Vertheidiger ehrlicher Leute, die unterdrückt werden, ist.

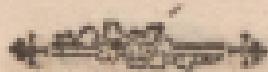
Wer wegen eines Verbrechens vor ihm angeklagt wird, und auf sein Fordern nicht gleich erscheint, dem schickt er seinen Schild mit zwei Trommelschlägern, die nicht aufhören ihre Trommeln zu rütteln, bis der Geforderte mit ihnen kommt, der in einer Hand seinen Schild, und in der andern die gewöhnlichen Geschenke trägt. Wenn er vor den König kommt, so wirft er sich nieder, streuet Erde auf seinen Kopf, bittet um Verzeihung, und erkennt sich für unwürdig, auf dem Silde zu sitzen. Der Schild wird als eine Art von Verweise geschickt, um dem Angeklagten zu verstehen zu geben, weil er der ersten Forderung nicht gehorcht habe; so solle er selbst des Königs Platz einnehmen, und dessen Gewalt ausüben.

Wenn ein Vornehmer dem Könige aufwarten will; so überliefert er erst sein Geschenk der vornehmsten von seinen Frauen, die es dem Prinzen bringt, und bittet, daß dieser Man-

Etc.

Erlaubniß erhalten möge, sich vor ihm auf die Erde zu werfen. Gewährt der König die Bitte, so wird das Geschenk angenommen, und der Bittende zugelassen; im gegenseitigen Falle aber stellt man das Geschenk dem Geber wieder zu, der es gleichwohl nicht wagt, nach Hause zurück zu gehen, bis er sich mit dem Könige verglichen hat, welches durch Hülfe einiger Freunde geschieht, die bey dem Könige in Gnaden stehen. Darauf wird er zum Gehörte gelassen, und das Geschenk angenommen, wo sein Fehler nicht gar zu groß ist. Denn alsdann läßt der König sich nicht leicht zur Verzeihung bewegen.

Derjenige, der Verzeihung und Erlaubniß, den König zu sehen, erhalten hat, geht nach ihm zu, neigt sich gegen den Stuhl, auf welchem er auf einer feinen Matte sitzt, und beugt ein Knie, wobei er sich so tief neigt, daß sein Kopf auf seinem rechten Arme auf der Erde ruhet. Dabei sagt er: Dondagh, worauf der König antwortet: Namadi, ich danke euch. Nach diesem sagt er ihm, er solle sich auf einen kleinen hölzernen Stuhl, in einiger Entfernung von ihm, setzen, oder wenn es ei-



ner der Vornehmsten, oder ein fremder Gesandter ist, auf eine Mottie.

Ein Gesandter von einem benachbarten Könige schickt, so bald er an den Gränzplätzen der Zolganer angelangt ist, Nachricht von seiner Ankunft an den König, der sogleich einen Officier abordnet, ihn nach einem Giecken unweit der Hosstatt zu bringen, wo er bleibt, bis alles zu seinem Gehöre fertig ist. An dem bestimmten Tage führen ihn viele Officiere und andre, in ihren besten Kleidern, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, zum Gehöre. Sie machen mit ihrer Musik einen großen Lärm, und hüpfen und tanzen den ganzen Weg hindurch. Wenn sie an den Palast kommen, so machen die Quojaer eine Straße in dem Was-senplatze, durch welche der Gesandte in das Mathszimmer gebracht wird. Ist er ein Zol-ganer, so dürfen seine Begleiter in diesem Was-senplatze tanzen, aber keine andre Nation hat diese Freyheit.

Wenn der Tanz vorbei ist, so führt man den Gesandten zum Gehöre, und wenn dieser nahe bey des Königs Stule kommt; so lehrt er ihm den Rücken zu, mit einem Knie auf der Erde. In dieser Stellung spannt er seinen

Bo-

Bogen, so scharf er kann, um anzudeuten, er würde sich glücklich schätzen, wenn er Gelegenheit hätte, ihn auf diese Art gegen des Königs Feinde zu gebrauchen.

Während dieser Cérimonie singen des Gesandten Bediente laut, und sagen Verse zum Lobe des Königs her, welches dessen Leute gegenseitig zum Preise des Herrn des Gesandten, und seiner selbst, thun. Die Schmeicheleyen, welche oft wiederholt, und für die angenehmen gehalten werden, sind: niemand kann seiner Hände Arbeit nachmachen: er ist der Ueberwinner des Dug Holmaa: ich hänge wie Pech oder Schwefel auf dem Rücken dater, die mir widerstehen wollen.

Nach Endigung dieser Lobreden lässt der Gesandte einen seiner Bedienten hervor treten, und auf seinen Beiß vor dem Könige Erbe wetzen; denn er selbst ist hiervon wegen seines Charakters frig. Während dieser Cérimonie tanzen alle Anwesende um den Stul, mit seltsamen Stellungen und Bewegungen, und mit ihren Bogen und Pfeilen. Darauf bittet der Gesandte, man möge ein Stillschweigen anbefehlen, und hält seine Rede. Des Königs Dollmetscher, der gewöhnlich an des Königs Etule



Stult sieht, übersicht selche von Wort zu Wort. Betrifft es Staatsangelegenheiten; so wird die Antwort bis nach gehaltenen Berathschlagungen aufgeschoben, sonst aber gleich ertheilt. Darauf führt man den Gesandten wieder nach Hause, und die Geschenke werden vor den König gebracht, und bey jedem Stücke gemeldet, warum es geschickt wird.

Auf die Nacht schickt der König seine Gelassen, um bey dem Gesandten Wache zu halten. Darauf kommen seine Frauen in ihrer besten Kleidung, mit verschiednen Schüsseln Fleisch und Reiß, nach der Menge seiner Bedienten. Nach dem Abendessen schickt er den Palmwein und seine eignen Geschenke, die in einigen metallenen Kesseln, Beden u. d. gl. bestehen. Wird ein Europäer mit seinen Geschenken angenommen; so verstattet man ihm, mit dem Könige und von seinen eignen Speisen zu essen. Was von des Gesandten Mahlzeit übrig bleibt, das ist für des Königs Frauen.

Kein Volk unter den Schwarzen hält so viel auf Cerimonien, als diese, und der sicherste Weg, mit ihnen zurecht zu kommen, ist, daß man sich nach ihren Gewohnheiten schickt.

Eine Frau, die wegen Ehebruchs angeklagt wird, muß auf das Hell paaro schwören, mit dem Wunsche, daß der Geist sie hinrichten möge, wo sie schuldig sey. Wird sie nachher eines falschen Schwures überzeugt; so führet sie ihr Ehemann des Abends auf den Markt, wo der Rath sitzt. Sie rufen erschlich die Jananin an, bedecken darauf ihre Augen, daß sie die Geister nicht sehen soll, die sie wegführen werden. Alsdann wird ihr ein strenger Verweis wegen ihres Lebens gegeben, und ihr grausam gedrohet, wo sie solches nicht ändern wird. Auf diese Art wird sie von den Jananin wieder losgelassen, und man hört ein verwirrtes Getöse von Stimmen: ob dies Verbrechen wohl sehr harte Strafe verdiente; so sollte es ihr doch, als das erstemal, verziehen seyn, nur daß sie einige Fasten beobachtete, und büßete: man erwartete aber zugleich, sie würde so leutsch leben, daß sie auch keine junge Knaben in die Arme nähme, und keine Männerkleider antrühere. Versäält sie dem ohnerachtet wieder in das vorige Verbrechen; so kommen, nachdem sie überzeugt worden, der Hellimo, oder einige von den Goggonos, in Begleitung verschiedener Leute, die ein Getöse mit



mit einer Art von Zettel machen, des Morgens in ihr Haus, und bringen sie auf den öffentlichen Platz. Dasselbst nöthigen sie sie, dreymal rings herum zu gehen, und machen immer fort ein großes Getöse, damit alle diejenigen, die von der Brüderlichkeit der Belli sind, sehen können, was vorgeht, und sich nach der Anzeige richten. Diejenigen, die nicht dazu gehören, wagen es nicht, den Kopf zum Fenster heraus zu stecken, aus Furcht, die Jananin mögten sie wegführen. Hierauf führen sie die Verbrecherin nach dem heilgen Walde des Belli, und von der Zeit höret man nichts mehr von ihr. Die Schwarzen bilden sich ein, die Waldgeister führten solche Frauen weg, vermutlich aber werden sie, den Zorn des Belli, ihrer Meinung nach, zu besänftigen, hingerichtet.

Wird einem Manne Diebstahl, Mord oder falscher Eid schuld gegeben, und ist nur ein Verdacht wider ihn, oder er ist nicht genugsam überwiesen; so nimmt er die Reinigung des Belli. Dies macht der Bellino oder Priester mit der Rinde eines Baums und Kräutern, die auf der angestragten Person Hand gelegt werden. Ist er schuldig, so wird ihm, wie die

Schwar-

Schwarzen sagen, gleich die Hand weg gebrannt, außerdem aber nicht beschädigt. Hierzuweilen lässt auch der Priester den Angeklagten einen starken Trunk von einem Getränk thun, daß aus den Linden gewisser Wäume gemacht wird, die sehr dick sind. Man hält es für ein vollkommenes Gif. Ist er unschuldig, so bricht er es sogleich vor sich, sonst aber schäumet es um seinen Mund herum, und entdeckt sein Verbrechen, welches mit dem Tode bestraft wird.

Verbrecher, die solchergestalt sind überwiesen worden, richten sie ordentlich in einem Walde, oder auf einem von ihrem Dorfe weit entfernten Platze hin. Daselbst kniet der Verbrecher mit niedergebogenem Haupte, und der Nachrichter durchschießt ihn mit einem kleinen Wurffpieße. Wenn der Leichnam zu Boden gefallen ist; so häuet er den Kopf mit einer Axt oder mit einem Messer ab, viertheilet ihn, und giebt die Stücke den Frauen des Hingerichteten, die ordentlich dabeij sind, und diese Stücke auf einige Misthaufen um das Land herum werfen müssen, damit sie daselbst von wilden Thieren und Raubvögeln gefressen werden. Die Freunde des Verbrechers kochen den Kopf,

Kopf, und trinken die Brühe aus; die Kinnbacken aber nageln sie in ihrem Betthause auf.

Die Quojaer erkennen einen obersten Schöpfer der Dinge, können sich aber keinen rechten Begriff von ihm machen. Sie nennen dieses Wesen Kanow oder Kano, und schreiben ihm unendliche Macht, Allwissenheit und Allgegenwart zu. Alles Gute kommt, ihren Gedanken nach, von ihm; aber er ist nicht ewig, und es wird ein andres Wesen kommen, die Bösen zu strafen, und die Guten zu belohnen.

Die Todten werben, ihrem Glauben nach, Geister, welche sie Jannat oder Jannanin nennen, welches so viel als Beschützer heißt. Wenn ein Mann einer großen Gefahr entgeht; so opfert er auf dem Grabe seines vermeintlichen Helfrayers einen Hock, Reiß und Palmreim, als eine Dankesagung, in Gegenwart der Verwandten des Verstorbene, die dabey tanzen und singen.

Ist jemand beleidigt worden; so geht er nach den Wäldern, wo, wie sie glauben, diese Geister wohnen, und ersucht mit Heulen und Geschrey Kano und die Jannanin, die Bosheit seines Gegners, den er nennt, zu strafen.

sen. Befindet er sich in einiger Gefahr, so beschwört er die Seele seines besten Anverwandten, ihm daraus zu verhelfen. Kinder befragen sie auch um zukünftige Dinge. Kurz sie haben viel Ehrfurcht für dieselben, und verlassen sich auf sie als Schutzgötter. Niemals trinken sie Wasser oder Palmwein, ohne erst etwas für die Jannanin auszugeßen, und zur Bestrafung einer Sache schwören sie bezw. der Seele ihrer verstorbenen Verwandten. Dies thun die Könige selbst, und so viel sie auch Ehrfurcht für Nano zu haben scheinen; so sieht es doch aus, als ob ihr ganzer Dienst sich auf die Seelen richtete, und jedes Dorf hat einen Platz in dem nächsten Walde, wo sie sie anrufen.

Drey verschiedenmal im Jahre führen diese Schwarzen häufige Lebensmittel für die Jannanin in die Wälder. Bedrängt begeben sich dahin mit lautem Geschrey, Gottes und der Jannanin Beystand anzurufen.

Frauen, Jungfern und Kindern ist es auf schärfste untersagt, in diese Wälder zu gehn, und daher beredet man sie von ihrer Kindheit an, die Jannanin würden sie sogleich tödten.



Wit diesem Überglauben verbinden sie verschiedene andre. Sie haben ihrem Vergeben nach Zauberer und Wahrsager, auch eine besondere Art Leute, die sie Bergister und Blutsauger nennen. Diese können das Blut aus einem Menschen oder Thiere saugen, oder es wenigstens so verderben, daß schmerzhafte Krankheiten entstehen. Eine andre Art von Leuten soll durch ihre Bezauberungen den Reis verhindern können, daß er nicht auffchreibt, und zur Reise kommt.

Sie sagen, der Teufel besäße die Leute, welche aus Lissfinngkeit oder Verzweiflung sich von anderer Gesellschaft in die Wälder entfernen, und wiese ihnen daselbst die Kräuter und Wurzeln, ingleichen die Stellungen, Worte und Cerimonien, welche zu hochstaften Verrichtungen nöthig wären. Wenn man solche Leute bekommt, so richtet man sie hin. Aus Furcht, sie möchten diesen oder auch wilden Thieren begegnen, reisen die Schwarzen selten ohne Gesellschaft durch die Wälder, und führen eine gewisse Masse bey sich, die sie vor dem Teufel sichern soll, von dem sie tausend lächerliche Märchen erzählen.

Wenn

Wenn man Verdacht hat, daß jemand umgebracht werden ist; so wascht man die Leiche nicht eher, als bis eine schärfe Untersuchung angestellt worden ist. In dieser Absicht wickelt sie einige alte Kleidungen des Verstorbenen mit einigen abgeschnittenen Haaren und Nageln ein. Darauf blasen sie Eßgespäne von gewissen Hölzern, und befestigen das Bündel an die Hand, welche zwey Schwarze um den Platz herum tragen. Vor diesen gehen Priester her, die mit zwey Klopfen gegen einander schlagen, und den Leichnam fragen: wo, wenn, von wem, und warum er hingerichtet worden ist, und ob Ihre Göttlichkeit Kanó ihn in ihren Schutz genommen hat? Wenn der Geist durch eine gewisse Bewegung der Köpfe von den Leichenträgern ihnen zu verstehen giebt, daß es die Vergister und Blutsauger sind; so fragen sie weiter: ob der Zauberer eine Manns- oder Frauensperson ist, und wo er sich aufhält? Der Geist entdeckt bieß auf eben die Art, führet sie zu dem Wohnplace des Zauberers, und dafselbst bemächtigen sie sich seiner, fesseln ihn, und befragen ihn über die Beschuldigung des Geistes. Bleibt er bey dem Zeugnen, so muß er einen abschrecklich bittern Trank nehmen, und wenn er, nach



bem er eine große Menge davon ausgetrunken hat, ihn wieder von sich giebt, so wird er losgesprochen: schäumt es aber nur aus seinem Munde; so wird er gleich hingerichtet. Man verbrennet seinen Leichnam alsdann auf dem Platze, und die Asche wird in den Fluss oder in die See geworfen, wenn es auch ein noch so Wornehmer wäre.

All diese Völker beschneiden ihre Kinder im Alter von sechs Monaten. Einige Mütter schließen es aus Zärtlichkeit auf, bis ihre Kinder drey Jahre alt sind. Die Munde heilen sie mit dem Easte gewisser Kräuter.

Ob man gleich nicht bemerkt, daß die Schwarzen die Sonne und den Mond anbeten; so enthalten sie sich doch bey jedem Neumonde von aller Arbeit, lassen auch um diese Zeit feinen Fremden sich unter ihnen aufhalten, unter dem Gewande, ihr Reiß und Maiz würben sonst roth werden, weil der Neumondetag ein Bluttag sey; daher sie auch solchen meist mit Tagen zubringen.

Die Gesellschaft oder Sekte des Belli ist, so gut man sie beschreiben kann, eigentlich eine Schule oder Collegium, welches alle zwanzig oder fünf und zwanzig Jahre, auf Befahl des Königs,

Königs, der das Oberhaupt haben ist, gesetzet wird, daß sie junge Knaben im Tanzens, Gedichten, Pflanzen, Fischen, und das Lob des Belli mit großen Getöse abzusingen, unterrichten. Diese Gesänge sind nichts als eine unordentliche Wiederholung schandbarer und niederrächtiger Ausdrücke, mit unbescheidenen Leibesstellungen begleitet. Wenn die Schüler solches gehörig zu machen wissen; so bekommen sie den Ehrentitel: der Bezeichneten des Belli. Sie werben dadurch gleichfalls zu allen Künsten von Bedienungen tüchtig, von denen die Unwissenden, die nicht auf diese Art erzogen werden, ausgeschlossen sind.

Auf Befehl des Königs wird ein Stück Erdbreich von acht bis neun Seemeilen im Umkreise, mitten in einem großen Walde, wo die Palmbäume gut wachsen, ausgezeichnet. Auf diesen Platz werden taugliche Hütten erbauet, und das Land wird zur Pflanzung der Eschen, zum Unterhalte der Schüler zugerichtet. Alle diejenigen, welche gern ihre Söhne in die Höhe bringen wollen, sind alsdann bereit, sie höher zu senden, und es wird ausgerufen, daß sie vier oder fünf Jahre, da die Schule dauert, keine Frauen sich dem heiligen Walde nähern.



sollen, aus Furcht, sie mögten ihr Verunreinigen, und den Belli erzürnen, der die Liebesträter, ihrer Meinung nach, gewiß strafen würde.

Wenn die Soggonos oder Heilfesten der Heli-Gelte, welche vom Könige zur Regierung der Schule sind verordnet worden, ihre Plätze eingenommen haben, so rufen sie die Gesetze vor den Mitgliedern aus, und verbieten ihnen außer den Gränzen der Schule zu gehen, oder sich zu Leuten zu halten, welche das Merkmal nicht an sich haben, zu dessen Annahme sie die Schüler zubereiten. Es besteht in gewissen Schnitten längst des Halses herunter, bis zum Schulterblatte. Dies ist schmerzlich, wird aber in wenig Tagen vermittelst gewisser Kräuter geheilet. Die Narben schen nachher aus, als ob Magel ins Fleisch gedrückt wären, und jeder bekommt alsdann einen neuen Namen, eine neue Geburt anzuseigen. Die Schüler gehen, so lange sie hier sind, völlig naßend, und müssen von den Heilfesten und ihren Eltern unterhalten werden, die ihnen Reis, Bananas, und andre Lebensmittel senden.

Den Tag, der zum Ausbruche angesehn ist, begeben sie sich nach andern Wohnungen, die mit

mit Fleiss etliche Meilen von den vorigen angebaut sind. Daselbst werden sie von ihren Verwandten beyderley Geschlechts besucht, die sie lehren, ihre Körper zu waschen, sie mit Palmöl zu salben, und sich in Gesellschaft artig auszuführen. Denn durch ihre lange Absendung von andern Gesellschaften sind sie ganz wild geworden.

Wenn auf diese Art einige Tage sind zugebracht worden; so kleiden sie ihre Eltern um den Unterleib, und zieren ihren Hals mit Korallen Schnüren, die mit Leopardenzähnen vermengt sind. Ihre Schenkel werden mit metallenen Glocken und Ringen behängt, und der Kopf mit einer tiefen Kappe bedeckt, welche sie fast blind macht; der Leib aber wird mit häufigen Federn von allerley Farben ausgepuzt. In diesem Zierath führet man sie auf den öffentlichen Platz in des Königs Stadt. Dasselbst ist eine Menge Volks, besonders Frauenspersonen, von allen Gegenden des Landes versammelt, vor denen die Gesellen ihre Kappen abnehmen, und ihr Haar einer nach dem andern frey fliegen lassen, auch zeigen, was sie im Tangen des Belli gelernt haben. Verirret sich einer; so verspottet ihn das Frauenzimmer,



und ruft: Er hat seine Zeit mit Reisessen zu gebracht. Nach dem Läzzen rufen die Leutes-  
sten jeden Gesellen nach der Reihe bey dem Na-  
men, der ihm bey dem Eintritte in die Schule  
gegeben worden ist, und stellen ihn seinen El-  
tern und Unverwandten vor.

Der Bessi selbst ist ein Ding, das von dem  
Bessimo oder obersten Priester, auf Gefehl des  
Königs, aus einer Materie gemacht wird, die  
man knetet, und wie Teig arbeitet. Hierwei-  
len hat es diese, bisweilen jene Gestalt, je  
nachdem es die Umstände erfordern. Dieses  
höfft er nachgehends, und vermutlich wird  
es gegessen. Es ist ersannlich, was für ei-  
nen Eindruck dieses bey dem Volke macht, das  
es für heilig hält, und glaubt, es könne mit  
des Königs Einwilligung ( denn ohne diesel-  
be vermag es nichts) schreckliche Strafen zufü-  
gen. Selbst die Könige und Priester, die die-  
sen Betrug erfunden haben, sind iwt durch die  
lange Gewohnheit so abergläubisch davon ge-  
worden, als der Pébel.

Eine andre Gesellschaft von Messinge betrifft  
das weibliche Geschlecht. Bey dieser geht fol-  
gendes vor.

Zu einer gewissen Zeit, die der König ansieht, wird mitten in einem Walde eine Menge Hütten erbauet, alle Mädchen und Frauen aufzunehmen, die nur wollen. Man nennt sie die Töchter des Sandi. So bald sie alle versammelt sind, tritt die älteste Frau von diesem Orden, welche der König geschickt hat, die Schule zu regieren, ihr Amt mit einem Vergleich an, welcher der Vergleich der Henna heißt, und den sie ihren Schülerinnen giebt. Sie vermahnt sie zugleich in ihrer Umgierung, die vier Monate über, da solche währet, ruhig und vergnügt zu seyn. Alsdann scheert sie ihre Köpfe, und nachdem sie sich auf ihren Befehl nackend ausgezogen haben; (denn sie tragen diese ganze Zeit über keine Kleider;) so führet sie sie zu einem Bache in dem heiligen Walde, wo sie von ihr gewaschen und beschritten werden. Dies ist eine schnitzhafte Operation, aber mit gewissen Kräutern wird die Wunde in zwölf Tagen wieder geheilt.

Von dieser Zeit an werden sie täglich in den Tänzen des Landes unterrichtet, und lernen die Verse des Sandi hersagen. Diese bestehen in verschiedenen lieblichen und leichtsinnigen Ausdrückungen, welche mit unanständigen



und lächerlichen Bewegungen verbunden werden. Es wird kein Besuch von andern Frauen zimmern zu den Schülerinnen gelassen, wosfern sie nicht ganz nackend gehen, und ihre Kleider im Walde zurück lassen.

Wenn die Zeit ist, dass die Schule aufgehoben wird; so schicken die Eltern ihren Lebtert rothe Kleider, Glasvorassen, Glocken von Metall, und Ninge an die Füsse, um sich damit zu püren. In diesem Staate werden sie von der alten Frau nach dem Flecken geführet, wo sich ein Haufen Volks versammelt, sie zu sehen. Wenn sich die alte Matrone daselbst niedergesetzt hat; so tanzen die Töchter des Sandi eine nach der andern, nach einer kleinen Trommel; und wenn dieses vorbei ist, so werden sie jede nach ihrer Wohnung zurück gesendet.

### Bierter Abschnitt.

Einwohner von Rio Gertos oder Sestro und dem dazu gehörigen Lande.

**D**ie Stadt Gertos ist groß. Die Häuser sind vierseitig oder rund, vier Fuß hoch von der Erde erhaben. Auf dieser Höhe ist das

das erste und vornehmste Zimmer zu sitzen, zu sprechen und zu schlafen. Es ist mit Baumrinden eingefasst, und in der Mitte ein Feuerplatz zu Kohlen. Dieser dient zu einer doppelten Absicht, nämlich, daß Ungeziefer zu vertreiben, und ihren Reis und indianisches Korn zu trocknen. Oben machen sie ein Worrathsbehältniß, das sich pyramidenförmig auf dreißig Fuß erhebt, und die Stadt sieht daher in der Ferne wie eine Menge Kirchspitzen aus.

Nicht weit davon ist der Ort, wo der König wohnt. Er enthält etwa dreißig kleine von Erde gebauete Häuser, mit Lehmwänden von etwa fünf Fuß hoch eingeschlossen. Jedes Haus hat ein Oberzimmer, und manche zwei, die inwendig sauber ausgeweist sind, bis auf zwölf oder fünfzehn Zoll über dem Boden, wo die schwarze oder rothe Mauer runderum erscheint. Die Zimmer sind aber so niedrig, daß man darin sitzen oder liegen muß. Die Fußböden sind aus runden Steinen von Palmhäumen, die dicht an einander liegen, gemacht, wodurch es sehr beschwerlich wird, darauf zu gehen. Die Decke ist eben so gemacht, und mit großen Bananas und Palmblättern überzogen.

Ja



In dem Versammlungshause, welches auf eben die Art gebauet ist, befindet sich ein Stück viereckiges Holz, etwa doyn Fuß lang, worauf halb erhaben die Gestalt einer Frau, und eines Kindes neben ihr, sehr seltsam geschnitten ist. An jedem Ende des Holzes sind zwey Löcher sehr tief eingeschnitten, vermutlich um Speise und Trank für den Tisch zu enthalten. Dies ist der Ort, wo sie schwören, oder ihre Vergleiche eidlich bekräftigen.

Der König hält sich beständig in diesem Dorfe auf, welches gänzlich aus dreyyzig seiner Frauen und deren Kindern besteht. Der vornehmsten von ihnen müssen die übrigen aufwarten. Die Frauen sind an den Armen, Füßen und andern Theilen des Körpers, besonders am Unterleibe, mit Figuren geziert, die vermittelst eines heißen Eisens eingebrennt werden, so daß sie halb erhaben aussiehen, wenn man sie in einer kleinen Entfernung betrachtet.

Des Königs Söhne und Schwiegersöhne tragen eine lange Kappe, wie ihr Vater. Bloß dadurch unterscheiden sich die von königlichem Geblüte vom gemeinen Volke. In allen andern Sachen arbeiten sie wie Slaven, wo es

die Gelegenheit erfordert. Der König herrscht unumstrckt, straft aber die Verbrecher selten mit dem Tode, weil es vortheilhafter für ihn ist, sie als Sklaven zu verkaufen.

Die Leute sind hier sehr höflich, und thun für ein Glas Branntwein alle Dienste, die in ihrem Vermögen stehen. Sie sind groß, stark, wohl gebildet, und von einem friegerischen Ansehen, haben Herz, und thun oft bey ihren Nachbarn Einfälle, um Sklaven zum Verkaufe zu bekommen. Die meisten von ihnen sind Fischer. Sie fischen mit dem Angel, und der König bekommt eine gewisse Abgabe von dem Zange.

Sie bedecken den Kopf niemals, und ertragen mit bloßem Haupte den heftigsten Regen und die stärkste Hitze ohne Unbequemlichkeit. Männer und Frauen gehen hier am meisten unter allen Bewohnern der Küste nackend, und haben aufs höchste nur einen schlechten Lappen um den Leib. Sie leben meist von Hülsenfrüchten, Obstes (welches bey ihnen vorzüglich ist) und Fischen. Sie ziehen zwar auch vieles Vieh, aber nicht sowohl für sich, als um es den Europäern zu verkaufen. Ihre Oberhäupter nennen sich Hauptleute. Ihre Art



Art zu grüssen ist eben so, wie an der ganzen Küste. Sie nehmen nämlich eines Fremden Finger und Daumen in ihre Hände, bringen solche in eine gewisse Lage, drücken sie hart, schnappen dahin, und rufen sobann aus: Ihr Diener.

Bey ihren Heirathen sind nicht viele Unstände. Diejenigen, welche eine Frau erkauft fünnen, vergleichen sich erst mit ihr. Gedankt gehen sie zu den Eltern oder Verwandten derselben, und handeln mit diesen um den Preis. Wenn solcher ausgezahlt worden ist; so liefert man die Frau aus. Der Ehemann trinkt einige Fläschchen Branntwein mit seinen neuen Schwägern, und führt seine Braut zu der ihr bestimmten Hütte, wohin seine andern Frauen kommen, um sie zu besuchen, und ihr die Abendmahlzeit zur Hochzeit zuziehen zu helfen. Nachher bleibt der Ehemann die ganze Nacht bey der Braut, die den Tag darauf mit den andern Frauen zu der gewöhnlichen Arbeit geht.

Die Frau, die den ersten Knaben bringt, wird als die vornehmste und beste angesehen: aber sie bezahlt diesen Vorzug theuer genug; denn sie muß sich mit ihrem Manne lebendig begraben lassen.

Cin

Ein Augenzeuge, der eine solche traurige  
Ceremonie mit ansah, erzählte sie folgenderge-  
stalt. Der Hauptmann oder Oberste des  
Gleckens starb, weil er sich im Brannwein  
übernommen hätte, worauf das Geschrey si-  
ner Frauen bald die Zeitung durch den ganzen  
Ort ausbreitete. Alle Frauenspersonen ließen  
bahin, und heulten wie die Fürcien. Die ver-  
nichtste Frau des Verstorbenen unterschied sich  
von den übrigen durch ihre große Bekümmer-  
nis, und sie hatte es auch Ursache. Da aber  
gleichwohl verschiedene Frauen in solchen Um-  
ständen den flugen Entschluß ergriffen haben,  
zu entwischen; so bewachteten die übrigen Frauen,  
unter dem Vorwande, sie zu trösten, diese so  
genau, daß kein Mittel für sie war, davon zu  
kommen. Die Verwandten des Verstorbenen  
fanden alle, sie zu begrüßen, und Abschied von  
ihr zu nehmen. Nachdem der Priester den  
Leichnam untersucht und erklärt hatte, daß  
solcher eines natürlichen Todes gestorben wä-  
re; so nahm er mit seinen Brüdern den Kör-  
per, wusch ihn, und rieb ihn mit Zerde von  
oben bis unten. Darauf legten sie ihn mit-  
ten im Hause auf eine Matte hin.



Seine Frauen standen um ihn her, und die vornehmste am Kopfe, als an der Ehrenstelle. Verschiedne andre Frauen machten einen Kreis um sie, und alle bestrebten sich, eine die andre zu überschrezen, zerrissen ihr Haar, und brüsten sich regelmässig, wie Leute, die wussten, was für eine Rolle sie spielten. Manchmal hörten sie auf: dann wiederholten sie das Lob und die grossen Thaten des Verstorbenen, und darauf giengen die Klagen wieder an. Diese närrische Musik dauerte fast zwey Stunden. Hierauf kamen vier starke Schwarzen ins Haus, banden den Leichnam auf eine Handbare, die aus Baumästen gemacht war, nahmen ihn auf ihre Schultern, und ließen damit, so geschwind als sie konnten, durch den Ort, indem sie dabei von Zeit zu Zeit brüllten, als ob sie besessen wären, und tausend lächerliche Stellungen machten, die sich zu dem Geschrey der Frauen verstommen schickten. Kurz, es war so ein Getöse, daß man dafür den stärksten Denner nicht würde gehobt haben. Nachdem man an den Ort des Begräbnisses gekommen war, nahm man den Leichnam von der Bare, und legte ihn hin, worauf das Singen, Schreien und Narrischthum der Frauen wieder anging.

Wäh.

Während der Zeit machte der Priester ein Grab, das für zwei Körper groß genug war. Er schlachtete auch eine Ziege, nahm sie aus, und zog ihr das Fell ab. Das Eingeweide diente zu einem Gerichte für ihn und die Beyschenden. Er lud auch die vernehmste Frau des Verstorbenen dazu ein, die aber nicht viel Lust zu essen hatte, weil sie wußte, daß es ihre letzte Mahlzeit war. Indess als sie doch ein wenig, und während der Zeit ward auch das Fleisch der Ziege in kleine Stücke zerhackt, gesöcht und gegessen. Die Klagen gingen nun aufs neue an, und da der Priester meßte, daß es Gott wäre, dem Handel ein Ende zu machen; so nahm er die Frau bey den Armen, und überließerte sie zwey starken Schwanzen, die sie hart anfassten, ihr Hände und Füße auf den Rücken banden, sie rückwärts nieder, und ein Stück Holz auf ihre Brust legten. Darauf fassten sie einander bey den Schultern, und traten so lange mit den Füßen auf das Holz, bis sie ihr die Brust zerbrochen hatten. Nachdem sie sie so wenigstens halb hingerichtet hatten; so warfen sie sie mit dem Überbleibsel von der Ziege ins Grab, und ihres Mannes Leichnam auf sie; das Grab aber füllte



füllten sie mit Erde und Steinen. Darauf hörte das Geschrey auch sogleich auf, es folgte eine plötzliche Stille, und jeder begab sich so ruhig nach Hause, als ob nichts vorgefallen wäre.

Die Sprache der Gestroschwarzen ist die schwerste auf der Küste, so daß der Handel meist durch Zeichen geführt wird, wovon sie sehr geschickt sind. Sie beschneiden sich auch, können aber keinen andern Grund bauen angeben, als daß sie es als eine alte Gewohnheit von ihren Vorfahren erhalten haben.

Ihre Priester sehen sie als geschickte Arzte an, die sich auf die Kräuter wohl verstehen. Es giebt viele Aussätzige hier, mit denen aber die andern Schwarzen keinen Umgang halten. Bey einer vornehmen Beerdigung kommen alle Leute aus dem Orte zusammen. Die Männer laufen rund um das Haus, wie Wahnsinnige, herum, und heulen abschrecklich. Die Frauen sitzen bey der Leiche, und jede hält ein paar Bananablätter in der Hand, die Sonne von ihr abzuhalten, ob sie gleich mit einem Tuche bedeckt ist. An dem Beerdigungstage ernennen sie das Geschrey, besonders wenn die Leiche in den Sarg, der meist aus

Schil-

Schilfe gemacht ist, gelegt wird. Sit chun des Todten Säbel, Wurffpieße, Schnallen, und völligen Kleider dazu. Wenn der Sarg ins Grab gesenkt werden soll, das sehr groß ist; so nöthigen sie zwey arme Slaben vor benderley Geschlechte, den für sie zubereiteten Reiß auszusessen, wobey sie doch ihr Elend jämmerlich beweinen.

Hierauf strecken sie beyde in ein Loch, wo sie bis an den Hals in der Erde stehen, und ersuchen mit wiederholtem Geschrey und Geheule den Leichnam, dies Geschenk anzunehmen. Darauf hauen sie ihnen die Köpfe ab, und legen jeden auf eine Seite des Sarges ins Grab, ingleichen vier Hörnchen oder Ziegen, die auf dem Platze geschlachtet werden, einige Löffel Reiß und Palmittein, Bananas, und alle Arten von Obst und Kräutern. Dabei ersuchen sie den Todten, wenn ihn auf der Reise hungerete und dürstete, sich dieses Vorraths zu bedienen; denn sie glauben, der Tod sey nur eine Reise in ein andres unbekanntes und entferntes Land, wo sie alle Arten der Vergnügungen genossen.

Während der ganzen Zeit machen sie ein gewaltiges Schenke, welches sich wegen der Menge



zeit, die ihnen bey ihrer Zurückkunft zubereitet ist, bald in Freude verkehrt. Sie essen und trinken dann lustig, und das auf ihre eigenen Kosten, wenn der Todte nicht genug dazu hinterlassen hat. Besteht sich ein Fremder bey diesem Feste; so muß er jedem von ihnen ein Geschenk geben, das höchstens nicht als die ganze Mahlzeit austrägt. Man begräbt hier, wie in Omoja, alle Leute, wo sie geboren sind, wenn es auch noch so weit von dem Orte ihres Todes wäre. Alle diese Leute sind grobe unwissende Heiden. Jeder Flecken hat einen Tisch, aus dunkelbraunem Thone gemacht, der einen Menschenkörper vorstellen soll. Alle Schwarzen mit dem Könige selbst gehen alle Abend dahin, waschen sich im Flusse, und knien oder liegen gut ausgestreckt auf der Eide vor ihm. Sie bringen ihm auch Opfer.

### Fünfter Abschnitt.

#### Bewohner der Malaghetta oder Pfefferküste.

**D**ie Einwohner auf der Pfefferküste sind sehr unmäßig und außerordentlich wollüstig. Einige Schwarzen prahlen, wie erzählt wird, damit,

bamit, daß sie ihre Frauen ihren eignen Söhnen preis geben; und wenn man sie wegen eines solchen vichtischen Beitragens bestraft, so lachen sie darüber und sagen, es sey nur eine Kleinigkeit. Sie stehlen sehr gern, und nehmen alles, was ihnen im Wege liegt. Im Betteln sind sie unerträglich.

Die Sprache dieser Schwarzen ist gar nicht zu verstehen, und aller Handel wird durch Zeichen geführet. Meistens sind sie von guter Leibesgestalt und wohl gebildet. Sie tragen nur ein Stück Zeng mitten um den Leib, und viele haben Brüche, die zum Theil sehr groß sind.

Sie sind sehr stark und arbeitsam. Wenn ihrer einige aus verschiedenen Orten zusammen kommen, so fassen sie einander bey den Schultern an, und sagen Toma: darauf lassen sie die Hände bis an die Ellbogen sinken und sprechen: Towa. Sobann nehmen sie einer des andern Finger, wie die zu Gestro, schnappen bamit, und sagen: Enfanemate, enfanemate, das ist: Mein Freund, wie befindest du dich?

Sie haben sehr gute Grobschmiede, welche Gewehr, Messer und dergleichen zu härten und zu versetzen wissen. Andere machen



sehr gute Landes von verschiedener Größe. Sie wissen auch ihr Geld wohl zu bestellen, und dies ist ihr vornehmster Unterhalt und Handel.

Ihr Taba oder Tabu Style, das ist, ihre Könige herrschen unumschränkt über das Volk, das ihnen viele Unterthänigkeit erweist, und öffentlich zeigen sie sich allemal mit vieler Pracht.

Auch diese Völker sind grobe Abgötter, die ihre Erigri oder Bilder, auch ihre Todten anbeten, und sie um ein ruhiges und heiliges Leben in dieser Welt bitten. Sie grüßen den Neumond mit Gesängen, Spielen und Tänzen, und sind der Zauberey sehr ergeben.

### Sechster Abschnitt.

#### Bewohner der Elsenbeinküste.

**D**ie Einwohner um das Vorgebürge Apollonia sind so schwarz wie Aschat, und sehr münter und mutig. Sie sind zur Handelschafft gewöhnt, und besser mit Getischen versehen, als ihre Nachbarn. Sie haben reine und gröbere Kleider, tragen Perlen von Umbra und Kupferringe. Das Haar ist in

unzählige kleine Ringe und Güschal getragen, mit eingeflochtenen Stückchen Schildkröten-, Gold- oder Stroh. Sie haben alle die Figur eines Dolches oder Kreuzes in die Bäden geschnitten, und auch manchmal in andere Theile des Leibes. Dieses ist eine alte Gewohnheit, und dient, sie von dem inländischen Volke zu unterscheiden, denen sie ihre Kinder wegzunehmen, und in die Sklaverey zu verkaufen pflegen. Sie sind mehr als andre Völker zum Menschenraube geneigt, und ihre Art zu essen ist sehr unsauber.

Die Quaquaschwärzen sind meistenthinss lange, mantere und wohlgebildete Leute; bey dem ersten Anblitte aber sehen sie wild und scheu aus. Doch stimmen die Schriftsteller darin überein, daß, ob sie gleich den Menschen nach die barbarischsten von ganz Guinea sind; so wären sie doch in der That die höflichsten und verträglichsten, und würden auch von ihren Nachbarn dafür gehalten.

Ob sie gleich Palmwein im Ueberflusse haben, so sind sie doch sehr nüchtern, und verkaufen ihren Vorrath an ihre versoffenen Nachbarn. Sie vermischen das Wasser stark mit einer gewissen Art von Biere, welches sie ma-



chen. Es ist wohl schmeidend und stark genug, sich darin zu berauschen, jedoch sehr gesund. Sie haben überhaupt einen Abscheu vor dem übermäßigen Trinken, und wenn sie einen Betrunkenen sehen, so verklagen sie ihn, und es wird von dem Könige in Gesellschaft der Priester nach den Gesetzen des Landes ernstlich bestraft.

Einige Schriftsteller stellen sie auf einer ganz andern Seite vor. Sie sagen, es wären solche Diebe, und so unvernünftig, daß fast gar nichts mit ihnen anzufangen wäre. Wenn sie etwas sähen, das ihnen gefiele, und es ihnen an Gelegenheit fehlte, es zu stehlen, so bettelten sie wenigstens darum. Schläge man es ihnen ab, so giengen sie voller Bosheit ans Land, und verwahrten, daß niemand vom Schiffe aussteigen dürfte.

Die Gewohnheit, einander zur Bevillkommung oder beim Abschiede zu küssen, gefällt ihnen nicht, und sie sehen es vielmehr für eine große Bekleidigung an.

Ihre Zähne feilen sie so scharf wie Pfeilspitzen, sie seien aber meistens frumpt und unregelmäßig. Sie halten es für eine große Zierath, die Mädel einen halben Zoll lang waschen zu lassen, und langes gespültes Haar zu haben.

haben, welches sie mit Palmöle und rother Erde bekleistern. Deshalb entlehnend sie das Haar ihrer Frauen, indem sie eine besondere Kunst haben, etliche kurze Haare, so lang als sie nur wollen, zusammen zu fügen, so daß das Ganze wie eine Perücke aussieht. Manche aber winden es ganz um den Kopf herum, daß es das Ausehn wie eine Mütze hat. Sie salben ihren Leib alle Tage mit eben den vermischten Dingen, die sie zu ihren Haaren brauchen, und läuuen beständig Ketel, wovon sie den Saft an den Mund und an das Kinn reiben. Die Füße behängen sie mit grossen dicken eisernen Ringen. An dem Geklapper derselben haben sie ein besonderes Vergnügen. Je vornehmer daher der Mann ist, desto mehr Ringe trägt er. Kurz, sie sind widerlich anzusehen, und stinken außerordentlich.

Das gemeine Volk trägt nur vorn einen leinernen Lappen, die Grossen aber unterscheiden sich durch eine Art von Mantel, oder ein kleines Tuch, welches sie um den Leib herum schlagen, und dadurch, daß sie einen Degen oder Dolch an der Seite tragen. Das Haar der Frauen ist insgemein abgeschoren. Die

Ecclesiastik ist sehr schlimm.



Schlimmste Eigenschaft der Männer ist, daß sie  
boshaft und rachgierig sind.

Es giebt wenig Negerfrauen, die nicht ihr  
Haar mit kleinen Figuren von sehr reinem Gol-  
de geziert haben, in welchen die Künstler des  
Landes ihre Geschicklichkeit zeigen. Die Frauen  
der reichen Neger tragen eine so große Menge  
derselben auf dem Kopfe, daß es einen großen  
Werth ausmacht.

Die Brüche sind hier sehr häufig.

Ihre Sprache ist barbarisch und nicht zu ver-  
stehen. Sie reden sehr schnell und in jähli-  
gen Absätzen. Wenn sie einander begegnen,  
so sagen sie beständig: Quaqua, Quaqua, und  
jeder legt seine Hand auf des andern Halsel,  
alßdann führen sie einander mit den Fingern  
an, und sagen nochmals ganz sachte: Quaqua.

Es ist hier gewöhnlich, daß der Sohn alle-  
zeit des Vaters Handthierung ergreift. Sie  
können aber nur wenig mechanische Künste. Ein  
Schloß war ihnen so etwas neues, daß das gan-  
ze Land zusammen lief, um es zu bewundern.  
Eine Uhr vermehrte ihre Bewunderung noch  
mehr, und das Papier redend zu machen, wie  
sie es nennen, ist etwas erstaunliches.

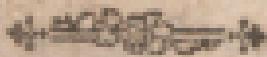
Ihr Gottesdienst kommt mit dem an der  
Goldküste sehr überein. Ihre

• Ihre Könige und Priester halten sie für Zauberer, und ehren und fürchten sie daher sehr. Besonders aber wird der König zu Galu für etwas mehr als einen gemeinen Zauberer gehalten.

Dieser König beobachtet alle Jahre, vom Anfange des Christmonats bis auf den folgenden April, eine Cérémonie zu Ehren des Meeres, als ihrer größten Gottheit, und schickt von Zeit zu Zeit einige von seinen Leuten in einem Kahn an gewisse Plätze der Goldküste, um dem Meere ein Opfer darzubringen. Dies besteht in einzigen Lappen oder Tüchern, die aus Binsen, oder Kräutern und Ziegenhörnern gemacht, und mit Steinen und Gewürzen angefüllt sind, und die sie in dasselbe werfen. Der König murmelt zugleich einige Worte dazu, und zwar in der Absicht, daß Meer auf die Sommerzeit ruhig, und der Handlung seiner Untertanen günstig zu machen.

Ehe die Schwarzen an ein fremdes Schiff kommen, verlangen sie von dem Hauptmann desselben, sich Seewasser in die Augen zu spritzen. Nach dieser Cérémonie setzen sie ein volles Vertrauen in ihn, weil sie glauben, daß er nimmermehr einen so heiligen Eid verlecken werde.





werde. Dieser Art zu schwören bedienen sie sich auch selbst bey feierlichen Gelegenheiten, indem sie glauben, daß sie ihr Gesicht verlieren würden, wenn sie einen Meineid begingen. Ehe sie an Bord gehen, tauchen sie ihre Hände im Salzwasser, und lassen davon einige Tropfen auf ihre Augen fallen, um dadurch anzudeuten, daß sie lieber ihre Augen verlieren, als einen Betrug im Handel begehen wollen.

Die häufigen Gewaltthäigkeiten, die sie von den Europäern erlitten, haben sie ungemein schen und argwohnisch gemacht, und sie haben zgleich eine große Furcht vor dem Feuergewicht.

Sie versetzen eine schöne Art baumwollener Zeuge, die blau und weiß gestreift sind, und in denen das Blaue sehr gut ist. Sie machen auch Tücher von einer Art Hanf, oder einer ihm ähnlichen Pflanze, welche sie schön färben und künstlich weben.

Die Elephanten sind auf dieser Küste so zahlreich, daß die Einwohner ihrer Wohnungen unter der Erde anlegen müssen.

Die Fortschung folgt im zweyten Bande.



